Schulz

# Stepan Nikititsch Sarafanow.

Aus dem kirchlich-politischen Leben Livlands.

Erzählung

von

Rudolf Schulz.



Leipzig.
Verlag von E. Bidder.
1873.

# Erstes Kapitel.

Im Jahre 1864, in den Frühstunden eines ausnahmsweise warmen und freundlichen Septembertages, stand eine Anzahl Audienz suchender Personen im Vorzimmer Sr. hohen Eminenz, des Erzbischofs von Riga und Mitau. Im Gemach herrscht peinliches Schweigen; die Anwesenden athmen beklommen und jede ihrer Bewegungen verräth Zwang. Der alte Herr im langen Kaftan wechselt nur vorsichtig die Stellung seiner Füße; die hübsche junge Frau stößt nach langem Ansichhalten nur einen leisen zitternden Seufzer aus, und selbst der Generalmajor erlaubt sich nicht mehr, als von Zeit zu Zeit die ihn plagende Ungeduld sehr vernehmbar herauszublasen. Daß die beiden Priester (russische Landgeistliche, soviel man ihren ungepflegten Gesichtern und verblichenen Bärten entnehmen kann) in stiller Demuth dastehen, ist mit ihrer Stellung zum Erz-

bischof schon eher zu vereinbaren; der Unterofficier in seiner regungslosen kerzengeraden Haltung fällt auch weiter nicht auf. Ganz dicht an die Flurthür geschmiegt stehen zwei Bauern. Das lang herabwallende röthlich blonde Haar, die dünnen zusammengepreßten Lippen, der scheue Blick, die Tracht machen sie unverkennbar: es sind Esten.

Der Generalmajor gab wieder sein vernehmbares Zeichen der Ungeduld. In der That dauerte es heute ungewöhnlich lang. Schon vor einer Stunde war ein Mönch im Vorzimmer gewesen und hatte sich umständlich nach Namen und Wünschen der Anwesenden erkundigt.

Endlich ertönt aus den innern Gemächern eine Glocke. Ein dienstthuender Kleriker öffnet die Flügelthür und verneigt sich gegen den Generalmajor, den der Mönch empfängt und in ein Seitengemach eintreten läßt. Es ist das Cabinet des Prälaten. Hier schlummert ein violettfarbenes mystisches Halbdunkel. Weiße reiche Spitzen an Vorhängen, Polstern und Draperien schweben wie zarte Wölkchen in der sinnbestrickenden myrrhengeschwängerten Luft. Ueberall Ueberfluß an Gold und Vergoldung. In einem weichen Sessel liegt Se. H. Eminenz. Alles an ihm scheint müde: die wohlgepflegten Hände hängen müde herab; der schöne Kopf ist müde auf die Seite geneigt; müde haften die kleinen grauen

Augen an der Decke; die leisgeöffneten, zum Genuß wie geschaffenen, aber bleichen Lippen schnappen von Zeit zu Zeit müde nach Luft; der fahle Teint des weichen, von langem silbergrauem Haar und Bart umrahmten Gesichts ist todmüde. Auf der ganzen Erscheinung ruht die Melancholie der Weltentsagung und die Aufforderung zum Ausruf: ecce homo! Ueber das Gesicht des Generals zuckt es wie Rührung. Kaum hörbar naht er sich dem Sessel, beugt sich tief auf die herabhängende Linke und küßt sie, während die Rechte des geistlichen Herrn über dem halb Knieenden das Zeichen des Kreuzes macht.

Der General war gekommen, um Sr. H. Eminenz zu eröffnen, daß es ihm gelungen sei, ein Dutzend Rekruten, theils Letten, theils Esten, dem rechten Glauben zuzuführen. Er bitte Se. H. Eminenz, die feierliche Ceremonie der Firmelung schleunigst anordnen zu lassen. Die kleinen grauen Augen des Erzbischofs leuchteten auf: eine solche Anzahl und so ohne allen Aufwand hatte die Kirche während des ganzen Jahres in allen drei Provinzen nicht zu bekehren vermocht! Der Prälat forschte denn auch nicht weiter nach den angewandten Mitteln, sondern belobte den Eifer des rechtgläubigen Patrioten, indem er ihn mit der Zusicherung entließ, daß hierüber höheren Orts zu gelegener Zeit ein gelegenes Wort werde gesprochen werden. Darauf berührte

er eine silberne Glocke und empfahl dem eintretenden Mönch die Angelegenheit des Generals.

Nun trat der alte Herr ein. Er verneigte sich tief und blieb, sichtbar befangen, an der Thür stehen.

„Was ist Dein Wunsch?“ kam es wie hingehaucht aus dem Sessel. Der Angeredete wurde erst nach und nach Herr seiner Sprache. Curator der altgläubigen Gemeinde der Stadt, sei er hier, um vor dem Erzbischof Beschwerde zu führen. Den Altgläubigen sei wiederum ihre mit großen Opfern errichtete Schule geschlossen worden. Aber diesmal sei man dabei mit einer Grausamkeit und Gewaltthätigkeit zu Werke gegangen, daß die Altgläubigen unmöglich annehmen könnten, es geschähe, wie man ihnen sagte, auf Befehl Sr. H. Eminenz. Der Lehrer der Schule sei unter argen Mißhandlungen in's Gefängniß geworfen, die Knaben seien gar nicht mehr ihren Eltern zurückgegeben, sondern zum Theil in Soldatenschulen, zum Theil in Seminarien gesteckt worden; Schriften und Bücher der Schule habe man verbrannt und Diejenigen mit Gefängniß und Ketten bedroht, die es sich noch einmal einfallen lassen würden, eine Schule zu eröffnen. „Ew. H. Eminenz,“ fuhr der Kläger fort, „man will uns durch solche Mittel zur Annahme der neuen Lehre zwingen — aber wenn ein Weg ein verfehlter ist, so ist es dieser. Wir sind desselben Reiches Unterthanen, Anbeter derselben Drei-

einigkeit, treue Knechte desselben Kaisers und so gute Russen wie die „Andern", ja, ich wage es Ew. H. Eminenz vorzustellen, ob nicht bessere: denn wir halten fest an den Sitten und Gebräuchen der Väter." Der Alte schwieg und erwartete demüthig die Antwort.

Mit der weichen melodisch-melancholischen Stimme, deren sympathischer Klang, vereint mit der übrigen anscheinend leidenden Erscheinung, sehr viel zu des Erzbischofs Popularität namentlich unter den Frauen der griechisch-orthodoxen Gemeinde beigetragen, begann der Prälat:

„O, mein Freund, wie irrig ist Dein Glaube! Besser wähnt Ihr Euch, denn wir sind? Aber wer sich selbst erhöhet, wird erniedrigt werden. Was wundert Ihr Euch also Eurer Erniedrigung? Nun was klagt Ihr, da doch nur das Wort Gottes an Euch in Erfüllung geht? O, kehret um! Preiset Gott, daß er in uns Rechtgläubigen Steine des Erwachens Euch in den Weg wirft, damit Ihr umkehrt zum Heil. Heil ist auf Eurem Wege nicht. Wohl seid Ihr mit uns eines Reiches Unterthanen, aber nicht eines Glaubens Brüder; wohl seid Ihr mit Gott, aber Gott ist nicht mit Euch; wohl seid Ihr mit dem Kaiser, aber der Kaiser ist nicht mit Euch. Mit uns ist Gott, der Kaiser und seine allmächtige Regierung. Wenn wir den Rechtgläubigen wehren, Euch von Zeit zu Zeit aufzurütteln aus dem Schlaf

der Ungerechten — o, sieh es doch ein, mein Freund! — so handeln wir gegen unser Gewissen und gegen unser Hirtenamt, das uns unsere Pflichten streng vorschreibt. Gehe hin und sage es den Deinigen."

Eine tiefe Niedergeschlagenheit war an Stelle der Demuth des Alten getreten. Er mochte einsehen, daß dort kein Recht zu finden war, wo das Unrecht in dieser Weise ausgelegt wurde. Aber einen Trumpf, den er für den äußersten Fall zurückbehalten, wollte er doch noch ausspielen. „Und so, Ew. H. Eminenz," sagte er, „soll unserer Gemeinde nichts übrig bleiben, als von Neuem das Erbarmen des Kaisers anzurufen, des gütigsten und allergnädigsten Herrn, von dem wir wissen, daß er gegen Euch Kirchenfürsten und gegen seine weltlichen Diener den Wunsch ausgesprochen hat, uns nicht zu verfolgen, als wären wir flüchtige Verbrecher? Es soll uns nichts anderes übrig bleiben, Ew. H. Eminenz?"

„Dein Drohen, mein Freund, ist so eitel, wie Deine Ueberhebung vorhin," entgegnete der Prälat mit unverändert weicher mitleidiger Stimme. „Wisse denn, daß der Kaiser, von dem wir vor wenigen Tagen gekommen und zu dem wir demnächst wieder gehen, Euch nur duldet, weil seine Gnade unendlich, daß er aber in seinem Herzen bekümmert ist ob Eures starren Festhaltens an dem schädlichen Glauben. Weckt seinen gerechten Unwillen nicht. Mehr haben wir Dir nicht zu sagen."

Eine müde Handbewegung hieß den tiefgebeugten Alten gehen.

Kaum hatte sich die Thür geschlossen, als eine schwere Sammtdraperie, die das Cabinet von einem zweiten Gemach trennte, zurückgeschlagen wurde und ein hochgewachsener blonder Mann, in der Uniform des Ministeriums der Volksaufklärung, einen Schritt heraustrat. „Verzeihung, hochwürdiger Vater,“ sagte er hastig und mit sichtbarer Bewegung, „wenn es möglich ist, lassen Sie den alten Mann zurückrufen. Ein paar Worte des Trostes, ein halbes Versprechen der Duldung würden unserer Sache mehr als fünftausend unverfälschte Russen zuführen. Wegen dieses Gegenstandes Ew. H. Eminenz Gehör zu erbitten, war schon lang mein sehnlichster Wunsch.“

„Davon nachher,“ war die kurze Antwort. Der Mann zog sich ehrfurchtsvoll zurück. Einen Augenblick später erschien die junge Frau im Gemach. Nach wenigen Schritten fiel sie vor dem Erzbischof auf die Kniee und vergrub ihr Gesicht in dem faltenreichen Saum seines langen Gewandes von violetter Seide Sie schluchzte laut. Eine Weile ließ der Prälat es geschehen; dann legte er die Hand leise auf das aus dem kleinen Hütchen üppig hervorquellende schwarze Haar, so daß die schöne Gestalt in sich zusammenschauerte, und fragte mit der müden weichen Stimme, welche

Linderung sein Gebet ihrer gequälten Seele reichen könne?

Sie antwortete in deutscher Sprache, hastig, ohne aufzublicken, unter sichtbarem innern Widerstreben: Ihr Mann — das heißt, sie seien noch nicht getraut — sei ein Deutscher, aber von mütterlicher Seite russischen Glaubens. Sie selbst sei Lutheranerin, und auch schon bei dem lutherischen Bischof gewesen, aber er könne in ihrer Sache nichts thun. Da habe es sie hierher getrieben: der Herr Erzbischof werde ja Mitleid und Gnade vor Recht ergehen lassen. Seit bald einem Jahr lebe sie mit ihrem Mann, den sie über Alles liebe, ungetraut. Sie — eine Waise und alleinstehend — habe eingewilligt, die Seine zu werden, nachdem er ihr gelobt, daß er mit ihr sich wolle trauen lassen, sobald ein Gesetz, welches die Kinder aus gemischten Ehen der russischen Taufe unterzieht, werde aufgehoben sein, und dieses kaiserliche Gebot werde von Stunde zu Stunde erwartet, denn nun habe man an den Kaiser selbst appellirt. Aber unter Angst und Sorgen seien Monate darüber hingegangen und das kaiserliche Gebot bleibe aus. Nun fühle sie sich Mutter. Ihr Mann verzweifle; sie selbst müsse wahnsinnig werden, wenn diese Seelenangst noch länger andauere. Ohne ihrem Manne etwas gesagt zu haben, sei sie hier und flehe den Erzbischof an, zu gestatten, daß das Kind lutherisch

getauft werden dürfe, auch wenn sie sich ihrem Manne schon jetzt antrauen ließe. Der Kaiser werde ja gewiß ein gnädig Einsehen haben und ein Gesetz aufheben, unter dem, so sage ihr Mann, hunderte von Familien seufzten.

Der Erzbischof hatte sie ruhig angehört; nur bei Erwähnung des Taufgesetzes, um dessen Aufhebung nun direct an den Kaiser appellirt worden sei, schien er unangenehm überrascht. Mit flehenden, hoffnungsschimmernden Blicken sah die junge Frau, als sie geendet, zu ihm auf, denn ein rührendes Mitleid lag auf den bleichen Zügen des Prälaten. Freilich, sanft und wie hingehaucht klangen die etwas stark accentuirten Worte, die er nun sprach, aber nicht mit Trost und Hoffnung füllten sie das Ohr der Knieenden, sondern mit allen Schrecken der Verdammniß. Eins nur könne sie retten. Wenn sie ihren Mann so sehr lieb habe, wie sie sage, so müsse sie auch das glauben, was er glaube. Damit wäre der Widerspruch beseitigt, aus dem ihr sündhaftes Verhältniß entstanden. Nichts stände dann ihrer Verbindung entgegen, einer Verbindung, die keinen Aufschub dulde. Wollte sie auf die Aufhebung des Taufgesetzes warten, so würde sie wahrscheinlich in ihrem gegenwärtigen entehrenden und schmachvollen Verhältniß leben und sterben. „Armes verlassenes Ding,“ so schloß der Prälat, „sei eins mit Deinem

Manne in Lieben und Glauben; trage ihm noch heute ein rechtgläubiges Herz entgegen, und ihr werdet einig sein im Glauben, selig in der Liebe, glücklich in der Ehe."

Die schöne Bittstellerin hatte sich während der eindringlich, in fühlbarer Nähe geflüsterten Ueberredung erhoben. Sie war ruhig und blaß geworden. Als ob ein Vorhang zwischen ihr und einem Abgrund, an dessen Rand sie dicht gestanden, aufgegangen, trat sie, als er geendet, einen Schritt zurück. „Bemühen Sie sich nicht, Herr Erzbischof, ich bleibe lutherisch." Im nächsten Augenblick hatte sie das Cabinet verlassen.

Eine flüchtige Röthe überfärbte die Wangen des Prälaten; die Müdigkeit schien verschwunden, als er sich erhob und hastig die Worte ausstieß: „Das ist ja von höchster Wichtigkeit! Sie sind direct an den Kaiser gegangen! Daher blieb ich unbenachrichtigt. Als sie es das erste Mal auf legalem Wege versuchten, konnte ich die Gefahr abwenden — aber nun . . . sich direct an den Kaiser zu wenden! Da müssen entschiedene und schnelle Schritte gethan werden . . . Nun, was wollt Ihr?" rief er hinüber zu den beiden Geistlichen, die mit gebeugtem Nacken eingetreten waren.

Die geistlichen Herren entledigten sich des üblichen Kleiderkusses und empfingen dafür den üblichen Segen. Beide, so hieß es, seien auf Befehl des Consistoriums

hier, um Sr. H. Eminenz mündlichen Bericht abzustatten über die Taufbewegung unter den Bauern ihrer Gemeinden.

„Ah!“ fiel der Erzbischof ein, „Ihr seid aus dem Pernau'schen. Dich, mein Freund,“ wandte er sich an Einen, dessen röthlich durchsichtiges Gesicht sehr verdächtig erschien, — „Dich kennen wir. Du dientest an der pernau'schen Kirche, und da man Dich wiederholt durch die Straßen der deutschen Stadt hat taumeln sehen, und unsere eigene geheiligte Person dem Athem Deines Lasters einmal ausgesetzt war, so befahlen wir Deine Absetzung. Nur die Rücksicht auf Deine zahlreiche Familie konnte uns bewegen, Dir versuchsweise eine Landpfarre zuzutheilen. Wir wundern uns nicht, daß die Bauern Deines Sprengels abtrünnig werden von unserem allerheiligsten Glauben — aber Du,“ wandte er sich nun an den Zweiten, „Du wirst uns als eine Ausnahme von der fürchterlichen Regel genannt — und empfange Deines Erzbischofs Dank dafür —, wie ist die Bewegung in Deinem Sprengel möglich geworden? Sprich.“

Der Geistliche berichtete, wie Sr. H. Eminenz die einzelnen Fälle bekannt seien, wo lutherische Bauern, deren Weiber der rechtgläubigen Kirche angehörten, an ihren Kindern angeblich eine Nothtaufe nach lutherischem Ritus vollzogen hätten. Dieses in dringlichen

Fällen den Vätern zustehende Recht, das bis jetzt nur hin und wieder gemißbraucht worden, diene gegenwärtig zum Deckmantel allgemeinsten Betruges, da das Verfahren der Nothtaufe systematisch betrieben werde und Nothtaufen jetzt nicht mehr Ausnahmen, sondern Regel seien. Selbst diejenigen Väter unter den Esten, die der rechtgläubigen Kirche angehörten, ließen die Neugeborenen von lutherischen Verwandten taufen, was gesetzlich leider auch zuläßig sei. Dieses habe er hinsichtlich der Taufbewegung zu berichten. Aber nicht minder beunruhigend sei eine andere neuerdings zu Tage tretende Bewegung unter dem Landvolk in fast allen Kirchspielen des pernau'schen Kreises, die nämlich, daß rechtgläubige Esten, ohne bei den deutschen Pastoren sich gemeldet zu haben, in die lutherische Kirche gingen und dort das Abendmahl empfingen. Seinerseits sei dem Consistorium bereits eine lange Reihe solcher Fälle angezeigt worden. Was die deutschen Pastoren auf die Anfrage: wie sie eine so gesetzwidrige Handlung begehen und zulassen dürften, geantwortet, werde Sr. H. Eminenz bekannt sein. Und in der That, er, der Priester selbst, müsse zugeben, daß es dem Pastor unmöglich sei, während der Darreichung des Abendmahls seine Gemeindeglieder von denen der rechtgläubigen Kirche zu unterscheiden, zumal die Bauern nur an gewissen großen Festtagen, wo der Zudrang zum Tisch des Herrn

ein sehr starker, zu communiciren pflegten, und die recht-gläubigen Esten außerdem noch die Vorsicht gebrauchten, einen Feiertag zu benutzen, wo sie den Ortspfarrer krank oder in Amtsgeschäften abwesend wüßten und von dem stellvertretenden fremden Pastor nicht erkannt zu werden fürchteten.

„Wie!" rief der Erzbischof, dessen innere Erregung während des Berichts immer sichtbarer in den scharfen Augen aufblitzte, „Du bist einfältig genug, diesen Vorwänden, mit denen die Herren Pastoren vor uns sich gerechtfertigt zu haben glauben, zu trauen, anstatt Deinen Eingepfarrten in's Gewissen zu reden, um dem wahren Thatbestande, der systematischen Intrigue auf den Grund zu kommen!? Aber Ihr seid lässig, Ihr seid Alle lässig!"

Der andere geistliche Herr hielt den Augenblick für sehr geeignet, seine stark compromittirte Stellung in Etwas zu rehabilitiren, indem er erklärte, er allerdings habe Veranlassung anzunehmen, daß die letzterwähnte, auch in seinem Sprengel umsichgreifende Bewegung von den lutherischen Pastoren ausgehe; und was die Taufbewegung anlange, so könne er einen Bauern aufrufen, der Zeuge gewesen, wie der Pastor einigen Landleuten, die in ihn drangen, ihre Kinder zu taufen, zugerufen habe: das dürfe er nicht, aber sie sollten doch ihre Kinder selbst taufen, wenn sie nichts Besseres wüßten. Er

(der compromittirte Geistliche) habe darauf zwei auf diese Weise zu Stande gekommene Nothtaufen für ungiltig erklärt und am folgenden Sonntag zu den betreffenden Bauern sich verfügt, um eine Taufe nach griechisch-russischem Ritus vorzunehmen; da aber sei die ganze anwesende Männerversammlung über ihn hergefallen und habe ihn und den Küster unter den gröbsten Mißhandlungen zum Hause hinausgestoßen. Solches habe er Sr. H. Eminenz demüthig unterbreiten wollen.

„Offenbare Hetzerei und Intrigue! . . . Geht und erwartet meine Instructionen . . . . . Mein junger Freund," rief der Erzbischof, nach dem Abgange der Geistlichen an die schwere Sammtdraperie tretend, „das ganze große Werk der vierziger Jahre, die Masse des Landvolks, die uns damals zuströmte, ist in voller Auflösung. Das in Aussicht gestellte Mittel, das uns jenes Werk aufrichten half: die Landvertheilung — es wird uns noch immer versagt, versagt aus Rücksicht für die Feinde unseres Glaubens, unserer Nationalität!" . . . Er konnte nicht fortfahren, denn schon stand der Unterofficier kerzengerade an der Thür des Cabinets. In dieser Haltung brachte er eine Klage vor. Er, ein Rechtgläubiger, sei mit einem lettischen Mädchen lutherischen Glaubens in seinem Heimathsdorfe eins geworden und das Aufgebot habe bereits stattfinden sollen. Da, un-

erwartet, habe ihm seine Braut erklärt, sie könne ihn nicht heirathen. Weder Bitten noch Drohungen hätten geholfen: sie könne und wolle ihn nicht heirathen. „Zufällig," so schloß der Unterofficier, „erzählt mir die Magd des Pastorats, eine Tante von mir, daß meine Braut am Abend vorher bei dem Pastor gewesen ist, so daß der ihr wahrscheinlich abgerathen haben wird. Ew. H. Eminenz, heiliger Vater! übe Barmherzigkeit und befiehl, daß er ihr wieder zuräth."

Der seines Glaubens wegen verstoßene Bräutigam erhielt die Weisung, in des Erzbischofs Kanzlei sich zu melden und das Weitere abzuwarten. Ihm folgten die beiden Esten, begleitet von einem Geistlichen, der als Dolmetsch fungirte.

Waren die scheuen Menschen schon eingeschüchtert durch die vielen Eindrücke, die ihrem Eintritt in des Kirchenfürsten Heiligthum vorausgegangen, hier, angesichts seiner selbst, fielen sie buchstäblich auf die Kniee. Nur nach wiederholter, zuletzt drohender Aufforderung erfuhr der Dolmetsch, daß sie im Namen zweier Gemeinden aus dem Werro'schen gekommen seien, des hohen Kirchenherrn Gnade anzuflehen, damit er sie und die anderen Gemeindeglieder, die selbst oder deren Väter einst aus Hoffahrt und Habsucht die lutherische Kirche leichtsinnig verlassen, wieder vom russischen Glauben freispreche.

Nun war aber des Erzbischofs Geduld zu Ende. Zornfunkelnden Auges erhob er sich jetzt und fragte: aus welchem Grunde sie solches erflehten?

„Wir wissen keinen Grund; wir knieen und bitten," war die bebende Antwort.

„Ihr wißt keinen Grund — also seid Ihr aufgehetzt worden. Bei des Kaisers Zorn! wer hat Euch zu diesem Schritt aufgehetzt?"

„Niemand, als unser Herz, unsere Erinnerung, die Orgeltöne und der vertraute Gesang unserer Freunde und Nachbarn in der Kirche — Niemand sonst."

„Ihr seid verstockt wie Euer ganzer Stamm! Wir strafen Euch diesmal noch nicht, wiewohl Eure schwere Schuld Sibirienstrafe verdient. Ja, noch mehr, wir wollen Gott bitten, daß er Euch sehend mache, denn Ihr seid blind für die Erhabenheit unseres heiligen Glaubens. Warum heißt Ihr Rechtgläubige? Weil unser Glaube der rechte Glaube ist, und ein Beweis, daß er der rechte Glaube sein muß, ist, daß unser Herr und Kaiser denselben Glauben hat. Ihr solltet stolz darauf sein, daß Ihr denselben Glauben haben dürft, wie der große Kaiser."

Der Erzbischof wußte wohl, was er mit dieser Logik wollte; er wußte, was den Letten oder Esten schon die bloße Erwähnung des Kaisers im Zusammenhang mit ihren Angelegenheiten gilt. Viel Böses ist mit dieser

Logik unter dem unwissenden Landvolk angestiftet, viel falsches Spiel mit des Kaisers Majestät gespielt worden . . . Die beiden Abgeordneten zogen sich denn auch betäubt und ängstlich zurück, als ihnen der Bescheid wurde, in ihre Dörfer zurückzukehren und des edlen Kaisers Herz nie wieder durch ähnliche verbrecherische Schritte zu kränken.

Auf eine Einladung des Prälaten trat nun der Mann in der Lehreruniform durch die Sammtdraperie aus dem anstoßenden Gemach.

---

## Zweites Kapitel.

Wie bemerkt, war der Mann lang gewachsen und blond. Er mochte sechs- bis achtunddreißig Jahre alt sein. Sein glattrasirtes Gesicht bot bei näherer Betrachtung weder etwas besonders Auffälliges noch Interessantes. Es war knochig und in allen seinen Einzelheiten derb; eher düster als aufgeweckt, eher dem Unmuth als der Freude zugänglich. Die hellen tonlosen Augen harmonirten durchaus mit dieser Umgebung. Nur als der Mann vorhin sprach — und es schien, als ob er nur mit Feuer, in schnellem Eifer sprechen konnte, — da schossen diese Augen Blitze und belebten das ganze Gesicht. Sein hellblondes schlichtes Haar hing ihm bis in den Nacken herunter und war hier rund beschnitten. Den Uniformsrock mit einem Bändchen des Annenordens im Knopfloch, trug er hoch zugeknöpft. Zögern wir nicht mit der Vorstellung: es war der Oberlehrer, Hofrath, Magister Stepan Nikititsch Sarafanow.

Er war kurz vor der großen Bauern-Emancipation als Candidat der Philologie aus seiner Vaterstadt Moskau gewandert, um den Ostseeprovinzen seine Dienste und Kenntnisse zu widmen. Als seine Freunde damals über diese Absicht ihre Verwunderung ausgesprochen und gemeint: zu einer Zeit, wo das russische Volk so sehr der Lehrer bedürfe, sei es unpatriotisch, demselben sich zu entziehen — da hatte es aufgeleuchtet in den sonst glanzlosen Augen des jungen Philologen und in schwungvoller Rede hatte er den Freunden die Mission verkündigt, zu der er sich berufen fühle, und von der sie bald mehr hören würden. Diese Mission bewegte sich anfangs in bescheidenen Grenzen: sie galt einem kleinen Theil der deutschen Jugend in den baltischen Provinzen Rußlands. Von Natur Schwärmer, sah Stepan Nikititsch bereits im Geiste die heranwachsende Generation der Ostseeprovinzen allmälig aufgehen in die große Familie, der er selbst angehörte. Indessen vergingen zwei, drei Jahre. Die russische Nation war erstanden, mit ihr eine nationale Politik. Sarafanow's Freunde in Moskau wurden die Lenker derselben. Sie hatten noch nichts wahrgenommen, was sich den Aussichten hätte vergleichen lassen, die er ihnen beim Abschied in seiner begeisterten Rede gestellt: in den russischen Ostseeprovinzen ging Alles nach wie vor seinen alten deutschen Gang. In ihren Briefen an ihn trat

erst eine versteckte Hetzerei, dann offene Aufforderung zum energischen Handeln zu Tage. Sarafanow war reizbar, ehrgeizig. Bis dahin hatte er seiner Aufgabe in stiller Zurückgezogenheit — er war Junggeselle - und mit vieler Hingebung gelebt, so daß viele deutsche Männer, die ehedem seine Schüler waren und Sprachtalent besaßen, das, was sie heute in russischer Sprache zu Wege brachten, unstreitig seinem Eifer zu danken hatten. Die moskau'schen Briefe veranlaßten einen vollständigen Umschwung in seiner Thätigkeit, seinen Bestrebungen, ja sie waren nicht ohne Einfluß auf seinen Charakter. Obzwar dieser sonst eine große Selbstständigkeit offenbarte, so war Sarafanow doch zu sehr patriotischer Phantast, um nicht hingerissen zu werden durch den blinden Lärm: „Russe, schau um Dich!" Während er vergeblich sich abmühe, die deutschen Kinder zu russificiren, hieß es in den Briefen, würden die russischen Männer erfolgreicher denn je germanisirt. Die verhängnißvollen Worte „russificiren" und „germanisiren" waren gesprochen; sie exaltirten den Schwärmer. Er trat heraus aus seiner Zurückgezogenheit, und Alles, worauf er bis dahin gar nicht geachtet, was ihm selbstverständlich erschienen war, betrachtete er nun durch die Brille, die ihm seine moskau'schen Freunde aufgesetzt hatten. Ja, die Freunde hatten Recht. Die „russische Colonie an der Ostsee" war germanisirt, oder doch auf

dem besten Wege, es in Jahr und Tag zu werden. Gewohnheiten, Sitten, Sprache — Alles war dahin. Nur ein verhältnißmäßig kleines Häuflein, die Raskolniks, hielt noch fest an dem Alten, wurde aber eben deswegen von den entarteten Landsleuten verfolgt und verachtet. Es galt, aufzutreten und denen, welchen vom Russenthum nichts als der Name geblieben war, ihre Herkunft in's Gedächtniß zu rufen. Sarafanow behandelte von nun an seine ursprüngliche Mission nebensächlich. Sie beschränkte sich im Gymnasium lediglich darauf, die deutschen Jünglinge in der Secunda und Prima mit ihrer Nationalität zu verspotten, ihre gefeiertsten Dichter und Denker zu verunglimpfen und sie mit Auswendiglernen von seitenlangen Gedichten russischer, oft ganz obscurer Dichter zu quälen. Seine ganze Zeit außerhalb des Gymnasiums widmete er der nationalen Politik. Da es schien, als schämten sich die Russen in der deutschen Stadt ihrer Nationaltracht, so mußte hiermit, mit dem Gröbsten, der Anfang gemacht werden. An einem schönen Feiertage erschien er plötzlich auf der Promenade als echter Nationalrusse. Sarafanow entging der Eindruck nicht, den er hierdurch verursachte. Aber einmal ein Ziel im Auge, pflegte er rücksichtslos auf dasselbe zuzusteuern. Zudem fand er unter einigen russischen Männern, mit denen er durch nachträgliche moskau'sche Empfehlungen, besonders jedoch

durch verschiedene patriotische Tischreden bekannt geworden war, wenn auch nicht Nachahmer, so doch Gesinnungsgenossen. Ein Jahr lang ging er mit dem rothkattunenen Hemd über den Beinkleidern als beständiger Denkzettel unter seinen Landsleuten einher. Die consequente Durchführung seiner Absicht hatte ihn schon schweren Prüfungen und Entsagungen ausgesetzt. So nahm Stepan Nikititsch mit Recht an, daß die germanisirte Kainnikow, die Frau eines sehr reichen russischen Kaufmanns, nur darum Unpäßlichkeit vorschütze, so oft er von dem ihn geradezu verehrenden Gemahl zum Thee zurückgehalten wurde, weil er das erste Mal zu einem solchen Thee als echter Nationale erschienen war. Allein diese Prüfungen und Entsagungen nahm er als Märtyrer hin und wurde nur noch fester in dem Glauben, die russische Gesellschaft werde hier systematisch entartet, und in dem Wunsch, sie zu emancipiren. Erst nach und nach als Stepan Nikititsch sah, daß kein Russe aus der besseren Gesellschaft Neigung zeigte, seinem Beispiel äußerlich zu folgen, wohl aber wahrnahm, wie hier und dort in den russischen Kreisen der von ihm überall ausgestreute Same des Nationalitätsprincips Wurzel zu fassen begann, da erst hielt er es für gerathen, sein gröbstes Mittel fallen zu lassen und zu einem mehr rationellen zu greifen. Auf einer Versammlung, die er speciell zu einem „nationalen Zweck“ zu-

sammenberufen hatte, machte er den Vorschlag zur Eröffnung eines russischen Clubs.

Dieser Vorschlag erregte so viel Sensation in allen Kreisen der deutschen Stadt, daß sogar Se. H. Eminenz, der russische Erzbischof, auf den Mann aufmerksam wurde und ihn kennen zu lernen wünschte. Von da ab datirte sich die Bekanntschaft, deren Werth Sarafanow um so höher zu schätzen wußte, als er der Sohn eines untergeordneten Kirchenbeamten und in Gottesfurcht und Verehrung der Geistlichkeit groß gezogen war. Der Erzbischof seinerseits hatte bald in dem für die rechtgläubige Kirche und das Russenthum hochbegeisterten Magister ein unschätzbares weltliches Werkzeug für seine großen kirchlichen Pläne entdeckt und zog ihn durch allerlei kleine Gunstbezeugungen immer enger an sich. Indessen, wie unbedingt Stepan Nikititsch dem Prälaten eine geradezu kindliche Verehrung entgegentrug — eine gewisse Freiheit und Unabhängigkeit im Denken und Handeln behielt er sich in aller Demuth doch vor. Gewöhnlichen Menschen gegenüber äußerte sich diese Eigenschaft durch Starrköpfigkeit, Rücksichtslosigkeit, nicht selten durch Grobheit. Stepan Nikititsch war bei einem Meinungskampf noch nie der Nachgebende gewesen. Nicht wenig wurde er dabei durch eine bedeutende Belesenheit auf den Gebieten der Geschichte, der Literatur, Theologie 2c. unterstützt. Drohte ein

überlegener Gegner dennoch den Sieg zu erringen, so wurde Stepan Nikititsch grob und behielt das Feld. Er las und sprach das Deutsche hinreichend gut, um jeden Stoff, den deutscher Fleiß für die Wissenschaft zusammengetragen, in seiner Weise zu bearbeiten und für seine Zwecke zu verwerthen; doch bediente er sich im öffentlichen Verkehr ausschließlich der russischen Sprache. Seine Thätigkeit und Arbeitskraft waren eisern. Noch vor einem Jahre hatte der Ehrgeiz ihn nach Moskau getrieben, von wo er trotz allen politischen Treibens, in das seine Freunde ihn gezogen hatten, nach wenigen Wochen als Magister zurückkehrte.

Alles das hob ihn in den Augen des Erzbischofs nur noch mehr, und als er eines Tages demselben mittheilen konnte: die Gründung eines Asyls für die Bewohner der russischen Vorstadt sei in einer Versammlung, in der die Altgläubigen die Majorität bildeten, beschlossen worden, ja, als er an einem der nächsten Tage mit einem in der „Moskau'schen Zeitung" durchzuführenden ganz neuen Angriffsplan gegen das Deutschthum in den protestantischen Provinzen herausrückte — da ward das Verhältniß zwischen ihm und dem hohen Würdenträger der Kirche vollends ein vertrautes.

Heute war Stepan Nikititsch, gleich nachdem er mürrisch und mit Unlust seine zwei Stunden im Gymnasium ertheilt, durch den Privateingang bei Sr. H. Eminenz er=

schienen, um dem hochwürdigen Freunde eine sonderbare Mittheilung zu machen. Ihm sei gestern aus Petersburg ein halbofficielles Schreiben zugegangen, mit der Aufforderung, die Stelle des Directors eines der Petersburger Gymnasien zu übernehmen. Nun habe er in der Residenz allerdings ein paar einflußreiche Freunde, könne es sich jedoch nicht erklären, wie diese darauf kämen, ihm Dienste zu erweisen, die er von ihnen nie beansprucht. Er bitte Se. H. Eminenz, mit ihm zu überlegen, ob nicht die Vermuthung nahe liege, daß hier eine Intrigue der Deutschen im Spiele sei? In so menschenfreundlicher Weise eines Unbequemen sich zu entledigen, sei ja ihre hergebrachte Ordnung. Und daß sie Grund hätten, mit ihm unzufrieden zu sein, müsse er zu seiner Genugthuung gestehen. Zu alledem hatte Se. H. Eminenz wiederholt zustimmend genickt. So stand es fest, daß es eine Intrigue der Deutschen war — umsomehr, hatte Stepan Nikititsch hinzugefügt, als ihm gerade Alles daran liege, am Ort zu bleiben. Er gehe seit Jahr und Tag mit dem Gedanken um, in dem hiesigen Domainenhof festen Fuß zu fassen. Die Stelle des Obersecretärs sei augenblicklich daselbst vacant. Für die Vertheilung von Land, vorläufig an die Kronsbauern, mit Rücksicht auf die Verbreitung der Rechtgläubigkeit unter dem Landvolk, wäre eine derartige Stellung, von der es bis zum Dirigirenden des

Domainenhofs nur ein Schritt sei, unberechenbar wichtig. Auf diese Stelle reflectire nun aber ein Herr Hoffmann, von dessen umfassendem Einfluß auf die Germanisirung der Kainnikowschen Familie der hochwürdige Vater bereits unterrichtet sei. Madame Kainnikow, durch ihre frühe Neigung zum Deutschthum, im Hause des derzeitigen Domainenhofspräsidenten bekannt, habe ihren Gemahl veranlaßt, für Hoffmann die Stelle zu erwirken. Davon habe er, Sarafanow, leider erst kürzlich Nachricht erhalten. Nichtsdestoweniger sei bereits Einiges gethan, um zu verhindern, daß ein so gefährlicher Deutscher, wie dieser Hoffmann, in der Zukunftsbehörde der nationalen Sache festen Fuß fasse.

„Intrigue gegen Intrigue, Ew. H. Eminenz!" so hatte der Hofrath unter beifälligem Nicken des Prälaten seine Mittheilung geschlossen; „ich halte dieses Mitglied von der Journalistenpartei vorerst noch hin. Inzwischen wird einer unserer glühendsten Freunde im Domainenministerium Sorge tragen, daß ihm ein viel vortheilhafteres und seinem Fache ebenso entsprechendes Anerbieten gemacht werde. Wie sie mir, so ich ihnen. Er ist arm; er wird zugreifen. Was den Anschlag auf meine Entfernung betrifft, so scheint mir eine vollständige Ignorirung der Aufforderung das Beste."

Darüber hatte die Uhr die elfte Stunde angeschlagen und den Erzbischof gemahnt, daß er Audienz er-

theilen müsse. Ein Blick auf die Empfangsliste belehrte ihn, um was es sich handeln würde. Es waren alles Dinge, die sein Vertrauter erfahren mußte; warum sollte er nicht gleich unmittelbarer Zuhörer sein.

So gelangte der Herr Hofrath Sarafanow in jenes an das Cabinet Sr. H. Eminenz grenzende Gemach, aus dem er soeben heraustrat.

---

## Drittes Kapitel.

„Du hast Alles vernommen," redete der Erzbischof seinen Vertrauten an. „Ich danke Gott, daß er mir den Gedanken eingegeben, Dich einmal selbst Zuhörer aller dieser schreienden Vorgänge sein zu lassen. Nun wirst Du mit doppelt fester Ueberzeugung auch für die heilige Sache des Glaubens so muthig eintreten, wie Du es bereits für die Sache der russischen Gesellschaft zu thun begonnen. Ja, die Herren Pastoren werden dreister und dreister. Der Kaiser muß es erfahren. Aber während ich persönlich bei ihm, in den Regierungskreisen und durch Sendschreiben wirke, sei Du thätig, die öffentliche Meinung Rußlands wachzurufen für die gefährdete Glaubenssache im eigenen Lande. Schlage Allarm. Nichts wird diese öffentliche Meinung schneller entzünden, tiefer entrüsten, mächtiger fortreißen, als eine Enthüllung der deutschen Intrigue gegen die heilige rechtgläubige Kirche. In diesem Sinne, mein Sohn, redigire drei Artikel von verschiedener Feder und aus

den betreffenden Gegenden nach Moskau. Der eine behandle die Communionsintrigue, der zweite die Taufintrigue, der dritte die Intrigue gegen die Heirath. Sie wollen Kampf. So sei denn von heute an neben dem nationalen auch ein religiöser Feldzug gegen die allgemeine baltische Intrigue eröffnet. Die Spalten der gottbeseelten „Moskwa" sind mir angeboten worden. Sind die Leidenschaften erst entfesselt, dann haben wir einen heiligen Krieg gegen diese baltischen Provinzen, einen Krieg, mit derselben Berechtigung und hoffentlich auch mit denselben Erfolgen wie gegen Polen.

„Das Gesetz vom 6. April ist zur guten Stunde erschienen; es ist gleichsam eine Aufforderung an uns, frei und offen herauszusagen, was uns drückt, während das Lügengewebe der baltischen Presse von der Censur nach wie vor überwacht und zerrissen werden wird. Alles begünstigt uns: die freie Presse in den Residenzen, die von unseren drei großen Patrioten in Moskau geschaffene und auf der Höhe erhaltene nationale Politik, Zeit, Stimmung, Strömung — Alles fordert auf, den Hieb zu führen gegen dieses morsche Gebäude der Privilegien und an seiner Statt, neben einem würdigen Tempel des Herrn, die neuen Errungenschaften der russischen Nation zu begründen. In fast sämmtlichen Ministerien dürfen wir einer wenn auch vorläufig nur passiven Unterstützung gewärtig sein. Dein Artikel

neulich in der „Moskau'schen Zeitung" hat Feuer gefangen selbst in den höchsten Kreisen, und wie meine zuverlässigen Nachrichten lauten, wird man ein weiteres maßvolles Vorgehen nach dieser Richtung stillschweigend billigen."

„Hochwürdiger Vater," begann der Magister, „wie sehr ich von ganzer Seele mit Ihren Absichten übereinstimme, gleichwohl kann ich mich der bedenklichen Frage nicht erwehren, ob damit auch etwas Reelles erreicht werden dürfte? Das Landvolk, mit andern Worten: die drei Provinzen mit der russischen Nation zu verschmelzen und damit an die rechtgläubige Kirche dauernd zu fesseln, giebt es nur zwei reelle Mittel: Landvertheilung unter der stillschweigenden Bedingung der Conversion ist das eine, Errichtung russischer Volksschulen an den Kirchen, Hebung der Geistlichkeit, Gründung neuer Kirchen — ist das andere Mittel. Die in Freiheit gesetzte Presse der beiden Residenzen kann die Sache wohl fördern, realisiren wird sie dieselbe nicht. Da müssen ganz andere Hebel in Bewegung gesetzt werden: der gegenwärtige Domainenminister ist der Landvertheilung nicht abgeneigt; einer umsichtigen Führung dürfte es mithin nicht schwer fallen, den hiesigen Domainenhofspräsidenten, welcher dieser Sache sehr abgeneigt ist, zu beseitigen und durch einen Mann zu ersetzen, der unsern Absichten entgegenkommt, anstatt sie, wie bis jetzt, zu paralysiren.

„Das, Ew. H. Eminenz, sind die Bedingungen, unter denen, wie mir scheint, das Ziel zu erreichen ist. Bringen wir es vermittelst der Presse nebenbei noch so weit, daß die Stimme Rußlands unseren Vorstellungen Nachdruck verleiht — um so besser; ich bin der Letzte, der den Einfluß der öffentlichen Meinung auf die Entschließungen der Regierung unterschätzt.

„Das andere Mittel: die Errichtung russischer Volksschulen an den Kirchen 2c., ist mehr localer Natur, und muß vorläufig aus unserer eigenen kleinen Mitte, durch eigene Initiative hervorgehen. Ew. H. Eminenz machten mich unlängst auf eine Art Missionsgesellschaft aufmerksam, die von der Aristokratie und der besitzenden Klasse Petersburgs organisirt wird: sie soll, in Brüderschaften getheilt, in den der rechtgläubigen Kirche noch unzugänglichen Gegenden im Osten und Norden des Reichs wirken. Wie wäre es, wenn wir ähnliche Brüderschaften auch in den Ostseegouvernements, und zwar speciell zum Zwecke der Realisirung des zweiten Mittels, in's Werk setzten?"

„Mein Freund, vergiß nicht, daß die reichsten Männer und die opferwilligsten Frauen Stifter und Mitglieder dieser Brüderschaften sind."

„Das eben, hochwürdiger Vater, habe ich im Auge. Unsere kleine rechtgläubige Gemeinde ist, mit fast alleiniger Ausnahme des reichen Kainnikow, arm; ich

weiß das. Dennoch übernehme ich es, binnen jetzt und drei Monaten eine Brüderschaft zu organisiren, die in weiteren drei Monaten von hier aus ihre Arme nach Kurland und Estland ausstrecken soll. Ich lasse mich dabei von einer Voraussetzung leiten, die, ich hoffe, Ew. H. Eminenz Billigung finden wird. Mein Plan ist einfach dieser: Da, wie gesagt, unsere Gemeinde so gut wie gar keine Kapitalisten unter ihren Gliedern zählt, die altgläubige Gemeinde aber fast nur aus solchen besteht, so wird diese letztere die Kapitalien zur Gründung unserer Brüderschaft hergeben müssen."

Sarafanow sah den Erzbischof mit blitzenden Augen und gespannter Erwartung an.

„Die Kühnheit Deiner Combinationen," begann dieser lächelnd, „ist mir zum Glücke bekannt; das sichert Dich vor dem Verdacht der Oberflächlichkeit. Und doch, wie kannst Du auch nur einen Augenblick lang voraussetzen, daß die Raskolniks zur Förderung der rechtgläubigen Kirche ihre Hand bieten werden?"

„Ich war auf diese Frage vorbereitet und hoffe, Ew. H. Eminenz mit meiner Antwort zu überzeugen. Wir agiren nämlich nach zwei Richtungen, so zu sagen mit beiden Händen, von denen die eine unter Umständen gar nicht zu wissen braucht, was die andere thut. Zur Förderung der rechtgläubigen Kirche werden die Altgläubigen, wie Ew. H. Eminenz sehr richtig be-

merkt haben, allerdings ihre Hand nicht bieten, wohl aber zur Förderung der russischen Sache. Darauf baue ich meinen Plan. Die hiesigen Verhältnisse bringen es mit sich, daß unsere Brüderschaft mehr politischen als kirchlichen Charakters sein muß. Nun ist an dem Patriotismus der Altgläubigen nichts zu mäkeln, und wenn sie ja hier und da mit der Wirthschaft der Deutschen zufrieden scheinen, so geschieht es nur, weil sie unter derselben einigen Schutz finden gegen Verfolgung und Intoleranz."

„Herr Hofrath!" rief der Erzbischof mit finsteren Brauen.

„Verzeihung, Ew. H. Eminenz, Verzeihung!" bat Sarafanow, fuhr aber doch im begonnenen ungezwungenen Tone fort: „Ich werde mich hüten, den Leuten zu sagen: bitte, helft uns der rechtgläubigen Kirche so und so viel Lutheraner zuführen — sie geben keine Kopeke dafür hin; aber sage ich ihnen: seht, wir wollen Brüder sein und euch achten und ungefährdet lassen, und es handelt sich darum, ob die Bewohner dieser russischen Gouvernements, die Esten und Letten, Russen werden sollen oder nicht — sie opfern sich auf."

„Wenn dem auch so wäre — die Kirche darf nicht mit den Sectirern gemeinschaftliche Sache machen."

„Duldung, hochwürdiger Vater, nur ein wenig mit den Wünschen Seiner Majestät des Kaisers überein=

stimmende Duldung!“ rief der erregte Magister mit einem merklichen Vorwurf in der bewegten Stimme. „Es handelt sich hier, ich wiederhole meine Worte von vorhin, um fünftausend unverfälschte Russen, die wir unserer Sache zuführen oder nicht. Es ist und bleibt sonst Alles, was wir bereits zu Wege gebracht — unser Asyl, unser Club, die gereizte, geringschätzende Stimmung gegen die Deutschen — Alles bleibt Flickwerk. Ein gutes Einvernehmen muß hergestellt werden zwischen Recht- und Altgläubigen, ehe von einer russischen Gesellschaft und ihrer Berechtigung in den Ostseeprovinzen die Rede sein kann. Lernen wir von den Deutschen. Kaum werden sie inne, daß gegen ihr Deutschthum Front gemacht wird, da reichen sie sich auch schon die Hände, und Bürgerschaft und Rath, die sich in den Zöpfen lagen, Journalisten und Pastoren, die sich um die Bekehrung der Juden balgten, Conservative und Liberale, die eben den erbittertsten Federkrieg um das Güterbesitzrecht führten — sie Alle treten uns nun einig und vereint entgegen. Wir werden ihnen nicht Stand halten können, wenn wir unsere Kräfte nicht sammeln. Kapital ist uns unentbehrlich; es ist das Oel der Maschine; es ruht fast ausschließlich in den Händen der Altgläubigen, deren Mäßigkeit und Entsagung es aufgespeichert hat. Nur den Schein von Duldung, Ew. H. Eminenz, und diese Kernrussen gehen

mit uns, adoptiren allmälig unsere Ansichten, mit diesen unsere Gewohnheiten, unsere Religion.“

Mochte nun der Erzbischof fühlen, daß er den überzeugenden Gründen des erregten Patrioten schon so schnell würde nachgeben müssen; fürchtete er vielleicht, daß die leidenschaftliche Sprache desselben, durch ferneren Widerspruch noch mehr gereizt, die Grenzen der ihm gebührenden Ehrfurcht überschreiten könnte, oder bewog ihn ein Anderes dazu — genug, er unterbrach die Unterredung, indem er bemerkte, das Thema könne morgen, in der eine kleine Meile von der Stadt entfernten Villa des Erzbischofs fortgesetzt werden, denn der heutige Vormittag habe ihn ungewöhnlich angegriffen, und er müsse gehen, um sich im Gebet zu stärken....

„Er wollte mich nicht länger anhören,“ sagte Sarafanow auf dem Wege nach Hause lebhaft vor sich hin; „die Wahrheit begann zu wirken. Nun, morgen willigt er ein. Ich bin dessen so gewiß, daß ich gleich den alten Boldeschow aufsuche und ihm sage: von morgen ab seid ihr Altgläubigen sicher und unbehindert in der Ausübung eurer Religion und des Unterrichts eurer Kinder. Ihn, den Curator, für die Sache gewinnen, heißt die ganze altgläubige Gemeinde dafür gewinnen. Hat sich heute wacker gehalten, der Alte. Es bleibt wahr: die Altgläubigen sind nun einmal bessere Rus-

sen, als meine Herren Clubisten, die nicht zehn Worte ihrer Muttersprache zusammenhängend reden, ohne daß das dritte Wort ein corrumpirtes deutsches ist. Das Herz blutet einem, wenn man an diese Nachäffer fremden Wesens denkt."

So mit sich selbst, und zwar so laut redend, daß Vorübergehende ihm nachsahen — und dann seinen Gedanken sich überlassend, hatte der Magister absichtlich einen Umweg gemacht, um der russischen Vorstadt, seinem Pflegkinde, einen Besuch abzustatten. Am liebsten und in der Regel fanden solche Besuche am Sonntag Nachmittag statt, wo das bereits am Sonnabend beginnende nationale Treiben in der Hauptstraße dieser Vorstadt den Höhepunkt erreicht, und wo Sarafanow unter den Tausenden der für das neue Asyl reifen Subjecte die überreifen aussuchte, um die Unverbesserlichen am nächsten Sonntag aus dem Rinnstein wieder auflesen zu lassen. Und doch, oder vielleicht eben darum pflegte Stepan Nikititsch zu sagen: erst in diesem von den Deutschen geflissentlich gemiedenen Stadttheil fühle man sich als Russe, erst hier sei man wie zu Hause, wie in der Familie. Jedem unbefangenen Auge freilich bietet die Scenerie, mag sie auch echt national sein, ein Bild traurigster Verwahrlosung sowohl an Menschen wie an Thieren, an beweglichem wie an unbeweglichem Eigenthum. Wüster, roher Lärm dringt

aus den Theehäusern und Schenken, deren jedes Haus zu beiden Seiten der unabsehbar langen Straße mindestens eine, oft zwei und drei aufzuweisen hat; die peinlichsten, jedes ästhetische und moralische Gefühl verletzenden Scenen entwickeln sich an den offenen Fenstern und auf den Trottoirs. Wie auf einem stagnirenden Wasser wimmelt es hier von einem ekelhaften Durcheinander von Mann und Weib, einem Menschengeziefer, das nur die Sorge für die Befriedigung der Völlerei, für den Augenblick, für den Tag kennt. Und Abends? Nachts?... Die Polizei weiß am besten, was dieser Stadttheil ihr zu thun giebt.

Unser Patriot sah von alle dem heute, wie immer, nichts. Nachdem er eine Strecke die Straße entlang gegangen war, lenkte er seine Schritte in eine Seitengasse, die, je mehr sie sich der deutschen Vorstadt näherte, mit jedem Hause freundlicher und wohnlicher wurde. In dieser Straße wohnte er selbst, und zwar in der Nähe des alten Boldeschow, wie er ihn nannte.

Er trat in dessen Haus. Eine junge Dame öffnete ihm die Vorzimmerthür. Sie war mittleren Wuchses, füllig, vielleicht fünfundzwanzig Jahre alt, brünett, mit einem runden gutmüthigen Gesicht, gelblich bleichem Teint, kohlschwarzen Augen, über denen langbewimperte Lider tief träumerisch hingen. Als sie dieselben einen Augenblick lang aufschlug und dem Eingetretenen

in's Gesicht sah, verfärbte sie sich ein wenig, gleich darauf aber schien Alles wieder vorüber.

„Guten Tag, Awdotja Feodorowna. Ist der Vater zu Hause?“ Er fragte es geschäftsmäßig, ohne sie anzusehen.

„Er ist zu Hause.“

Sarafanow begab sich ohne ein Wort der Entschuldigung in den Saal und von dort weiter. Die junge Dame trat an's Fenster und sah nachdenklich hinaus. Um ihren großen, aber nicht unschönen Mund lächelte es anfangs gutmüthig, dann immer verlegener; plötzlich erbebten die Lippen und ein paar große Thränen quollen durch die geschlossenen Wimper.

---

## Viertes Kapitel.

Einige Mittheilungen sind erforderlich, die soeben stattgehabte kleine Scene zu erklären.

Das Haus Boldeschow's war eines der ersten russischen Häuser in der deutschen Stadt gewesen, das den gut empfohlenen Sarafanow gastfreundlich aufgenommen hatte. Dieser erwarb sich in kurzer Zeit des Familienhauptes Gunst und Vertrauen durch seine eifrige Parteinahme für die Altgläubigen, wobei ihn, wie wir wissen, rein politische Rücksichten leiteten. Bei den übrigen Gliedern der gegenwärtig nur noch aus Mutter und Tochter bestehenden Familie galt Sarafanow aber noch viel mehr. Sie bewunderten die strenge Einfachheit seiner Lebensweise, waren gerührt von seiner Frömmigkeit und durch seine Beredtsamkeit imponirte er ihnen wie ein Auserwählter, aus dessen Mund Gott selbst sprach. Brachte er einen Abend bei ihnen zu, so kamen, wenn er gegangen war, Mutter und Tochter in ihrem Urtheil über den Gast einfach dahin überein: der Mann sei ein Prophet.

Konnte es unter so bewandten Umständen der armen in Demuth und Abgeschiedenheit von der Welt erzogenen Awdotja einfallen, an den Besitz eines solchen Mannes zu denken? Nein; nur den Schimmer dieses Gedankens sah man manchmal in ihren dunklen Augen erglänzen, wenn ihr Blick an seinen Lippen hing, doch auch dann nur so lang, bis sie sich ihres Gefühls bewußt wurde, wo sie dann erschrak und den lieben Gott um Vergebung einer solchen Sünde bat. Aber die Versuchung rückte in dem Entgegenkommen, in den Aufmerksamkeiten Sarafanows und in verschiedenen anderen Anzeichen immer wieder, und zwar näher und näher, an sie heran.

Sarafanow war bei all seiner bisher vortrefflich conservirten Unempfindlichkeit in Liebessachen nur ein Mensch, und zwar einer, dem recht heißes Blut durch die Adern rollte. Wenn er nun, wie es in der Folge immer häufiger und häufiger geschah, zum Thee bei Boldeschow vorsprach, und der Alte von seinen Geschäftsgängen, die Alte aus der „Molena", dem Bethause der „Gerechten", noch nicht zurückgekehrt waren, und er in den weiten einsamen Räumen am kleinen Tischchen gegenüber der mit einer Stickerei beschäftigten Awdotja Platz nahm, und anfangs nur, weil sie dasaß, später, weil es ein angenehmes Gefühl in ihm erweckte, die fülligen schönen Formen ihrer Gestalt be-

trachtete und auf seine Sinne unbehindert wirken ließ; und wenn dann die tief über ihre Arbeit Gebeugte die langbewimperten Lider aufschlug und das dunkle Auge voll hingebender Verehrung auf seiner gedankenschweren Stirn ruhen ließ — was Wunder, wenn da mit der immer wiederkehrenden Gelegenheit in Stepan Nikititsch zuletzt das Verlangen gereift war, über die weiche blendend weiße Hand einmal die eigene streifen zu lassen, und als das mit einem Erbeben der üppigen Gestalt des tieferröthenden Weibes geduldet ward — was Wunder dann, wenn dieses sinnbestrickende weibliche Erbeben auch dem Stoiker die Pulse heftig schlagen machte und er — heute wohl noch an sich hielt, morgen aber schon, wo das gefährliche Spiel sich wiederholte, mit einem langen feurigen Kuß auf die weiche weiße Hand begann und mit einer leidenschaftlichen Umarmung des leidenschaftlich erwiedernden Weibes endete....

Die Würfel waren gefallen und schon war Sarafanow mit seinem Herzen einig, am bevorstehenden Namenstage Awdotja's beim alten Boldeschow um die Hand der Tochter anzuhalten, als seine Politik, in welcher der Kaufmann Kainnikow ein Hauptfactor war, durch etwas Unvorhergesehenes bedroht erschien, eine Gefahr, welche abzuwenden Sarafanow nach langem schwerem Kampfe Awdotja zu opfern beschloß. Es

stieg in ihm nämlich der Verdacht auf, daß der von ihm beim Erzbischof als „gefährlicher Deutscher" bezeichnete Herr Hoffmann aus Politik im Hause des reichen Kainnikow Wege anbahne, die den Absichten, welche er selbst im Hause Boldeschow's verfolgte, im Aeußeren genau glichen, nur daß die Motive bei ihm, wie er sagte, lauter und rein waren, bei Hoffmann hingegen keine anderen sein konnten als systematische Germanisationsbestrebungen. Er sah dahinter nichts anders als die Intrigue: einen der reichsten Russen des Landes in's Lager der Deutschen hinüberzulocken. Nun war aber Sarafanow's politischer Grundsatz: „Intrigue gegen Intrigue." Wir wissen, wie er denselben gegen Hoffmann und Genossen anzuwenden gedachte, die er im Verdacht hatte, daß sie, um seiner ledig zu werden, ihm ein Plätzchen in Petersburg zu verschaffen trachteten. Was konnte im gegenwärtigen Falle geeigneter erscheinen, die Pläne Hoffmann's zu vereiteln, als selbst als Bewerber um die Hand der Tochter Kainnikow's aufzutreten? Geachtet, ja verehrt, wie er vom Vater wurde, schien ihm ein günstiger Ausgang unzweifelhaft. Und wenn sich ihm auch, wie er vermuthete, in der Mutter Schwierigkeiten entgegenstellen sollten, war es, dieselben zu beseitigen, der Anstrengung nicht werth? Sollte er von dem gefährlichen Menschen seinen mächtigsten Schutz- und Trutzverbün-

deten sich abintriguiren lassen? Einmal eingenistet in der Familie, so überlegte Stepan Nikititsch weiter, würde der gefährliche Mensch seinen schädlichen Einfluß nicht mit demselben Erfolg auf den Schwiegervater ausdehnen, wie es ihm bisher bei Mutter und Tochter leider nur zu gut gelungen war? Und würde nicht damit seine, Stepan Nikititsch's, hiesige politische Stellung, die an Kainnikow einen unberechenbaren Hinterhalt besaß, illusorisch werden? sein Werk aus Mangel an Betriebscapital unvollendet stehen bleiben müssen?

Je länger der Magister die ihm von dieser Seite drohende Gefahr sich vergegenwärtigte und daran dachte, wie die Gründung des Asyls und russischen Clubs nur durch Kainnikow möglich wurde und die Lösung einer ganzen Reihe von ähnlichen Aufgaben hauptsächlich durch ihn noch ermöglicht werden sollte — um so tiefer in den Hintergrund trat das Bild Awdotja's. Er mied absichtlich das Haus seines ältesten Gastfreundes so viel als möglich, suchte, ohne indeß seinen Ueberzeugungen zu nahe zu treten, durch mildere, weniger nationale Sitten und Trachten sich der Frau Kainnikow wieder zu nähern und erreichte vorläufig wenigstens so viel, daß er Mutter und Tochter an der Mittagstafel oder am Theetisch hin und wieder zu Gesicht bekam. Die wenigen Male, wo dies geschah, reichten

jedoch hin, ihm den Unterschied zwischen der, wie er nun urtheilte, an Geist und Gestalt schwerfälligen Awdotja und der allerdings reizenden Tochter Kainnikow's klar zu machen.

Zur Zeit, wo unsere Erzählung beginnt, hatte Sarafanow seine erste Herzensneigung, wie es schien, gänzlich vergessen. Der Verlassenen war das nicht entgangen, und so finden wir sie beim Wiedersehen des Mannes, der ihr den Frieden der Seele wissentlich geraubt, lang gegen das sie überwältigende Gefühl der Wehmuth ankämpfen und endlich dem aufgelösten Schmerz, den Thränen nachgeben.

## Fünftes Kapitel.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Der Kaufmann Kainnikow, ein kleines, rundes Männchen, ging in seinem Cabinet auf und ab, indem er dabei Toilette machte. Das war so seine Gewohnheit. Sein lebhaftes Naturell ließ ihn nie zur Ruhe kommen. Oft, nachdem er Abends sich zu Bett gelegt und eine halbe Stunde lang laut vor sich hingesprochen und gesticulirt hatte, sprang er plötzlich mit dem Ruf auf: „es ist Zeit, sich anzukleiden!" Oder umgekehrt: oft, wenn er Morgens erwachte — was immer zwischen 4 und 5 Uhr geschah — und wieder unter lebhaftem Geflüster eine Zeit lang gelegen, drehte er sich auf die rechte Seite um und sagte: „genug! der Mensch muß auch schlafen!"

Zum Glück störte er Niemand durch dieses unruhige Treiben, denn seine Frau und Tochter hatten ein eigenes, am andern Ende des weitläufigen Hauses gelegenes Schlafgemach. Nur Matwei, Kainnikow's alter Diener, litt unsäglich unter der Glocke, die über dem Kopfende seines Bettes hing und namentlich zwischen

4 und 5 Uhr Morgens in beständiger Thätigkeit war. — Wenn man den kleinen behäbigen Mann so munter hin- und hergehen sah, wobei er häufig vor dem Spiegel stehen blieb, theils um sein rundes, durch häufigen Blutandrang beständig geröthetes Gesicht prüfend zu betrachten, theils um einen Schluck Thee aus dem dort stehenden Glase zu nehmen, so schien er trotz des Silberbartes und der grauen Haare höchstens ein Fünfziger. Und doch machte er aus seinen sechszig Jahren kein Hehl. „Steh mich an,“ pflegte er zu den jüngeren Männern im russischen Club, wo er als Vorsteher oft und gern Gelegenheit zum Sprechen nahm, zu sagen, „ich bin ein Sechziger; Du“ — dabei zog er den Betreffenden neben sich vor den Spiegel — „Du ein Vierziger: vergleiche. Und wenn mich die verdammte Heftigkeit nicht plagte und aufriebe — Methusalem's Alter könnte ich erreichen.“ Sergei Petrowitsch Kainnikow war in der That sehr heftiger Natur, und in seiner Heftigkeit rücksichtslos gegen Alle. Nur einer einzigen Person gegenüber hatte er es noch nie gewagt, ein heftiges, ja auch nur ein lautes Wort zu äußern — und das war seine Frau.

Sergei Petrowitsch's Toilette war so weit beendet, daß er nur noch den schwarzen Rock anzulegen brauchte, als sein Diener eintrat und mit einer Miene, als wollte er sagen: „Du wirst gleich Wunder sehen,“ Ste-

pan Nikititsch anmeldete. Der Angemeldete trat ein. Er trug einen Frack, einen weißen unordentlich geknüpften Shlips und etwas große Handschuhe.

Kainnikow schlug die Hände zusammen. „Stepan Nikititsch! Sie im Frack!? Was geht denn vor? Unmöglich gilt die Ehre mir?“

„Einzig und allein,“ sagte der Magister, indem er für seinen, allem Anscheine nach erst gestern gekauften Cylinder ein unbestäubtes Plätzchen suchte. „Doch davon später. Haben Sie noch ein halbes Stündchen für mich?“

„Ein ganzes — bin ganz der Ihrige. Bitte ergebenst, setzen Sie sich. Matwei, ein Glas Thee für Stepan Nikititsch!“ Der Diener hatte sich im Cabinet etwas zu thun gemacht und ging jetzt. „Aber um Gottes willen,“ hub Kainnikow wieder an, indem er mit beiden Armen gleichzeitig in die Aermel seines Rockes fuhr, — „was haben Sie vor? Machen Sie Hochzeit?“

Der derbe Mund des Andern verzog sich zu einem breiten Lächeln. „Sie werden es schon erfahren,“ sagte er. „Zuerst die allgemeinen, dann die persönlichen Interessen . . . Ich war gestern bei Sr. H. Eminenz. Der Abfall vom heiligen Glauben nimmt unter dem Landvolk Dimensionen an, die für die gesammte rechtgläubige Kirche in diesen sogenannten Pro-

vinzen bedrohlich werden können. Sie werden sich entsetzen, wenn ich Ihnen sage, welche Mittel man anwendet, die Bauern zu verführen und abtrünnig zu machen.“ Und Stepan Nikititsch erzählte dem Alten, der bald saß, bald stand, bald auf und nieder ging und die Hände über dem Kopf zusammenschlug, jene von den beiden Priestern und dem Unterofficier gestern vorgebrachten Vermuthungen und angeblichen Thatsachen. Die Erzählung wimmelte von dreist aufgestellten Trugschlüssen und Verdammungsurtheilen in der später so bekannt gewordenen Katkowschen Manier. „Dem muß nun,“ fuhr er dann fort, „mit allen Mitteln entgegengewirkt werden. Ich habe die ganze Nacht hindurch geschrieben. Es bleibt, wie immer, unter uns, Sergei Petrowitsch. Drei Correspondenzen befinden sich in diesem Augenblick auf dem Wege nach Moskau. Wenn beim Lesen derselben das Herz jedes ehrlichen Russen nicht in Zorn auflodert gegen all die Nichtswürdigkeit, so will ich nie mehr eine Correspondenz schreiben. Aber damit ist es nicht gethan. Wir müssen den Brüdern in Moskau zeigen, daß nicht unsere Fahrlässigkeit an Allem schuld ist. Dieses erwägend legte ich dem Erzbischof gestern einen Plan vor, der seine ganze Billigung fand. Das einzige Bedenken, das er äußerte, war, ob wir hier so viel patriotische Russen finden werden, um unsere Idee zu verwirklichen.

O, Ew. H. Eminenz, sagte ich ihm, darüber seien Sie außer Sorgen. Wenn sonst Niemand, so stellt unser Sergei Petrowitsch sich an die Spitze der Propaganda, und wo der voran geht, da folgen die Andern vertrauensvoll nach, wie wir das bei der Gründung des russischen Clubs zur Evidenz kennen gelernt haben."

„Immer gütig, immer uneigennützig!" rief Kainnikow, sich etwas verlegen von dem Spiegel abwendend, vor dem er während der Lobrede stehen geblieben war. Stepan Nikititsch war mit all den Stellen vollkommen vertraut, an denen der reiche eitle Kaufmann gekitzelt werden mußte, und in Fällen, wo er Politik trieb, nahm er es mit der ihm sonst wohl eigenen Geradheit nicht sehr genau. Auf die Frage, um was es sich handle, entwickelte er nun dem Alten, der vorläufig wieder ihm gegenüber Platz genommen, mit großer Umständlichkeit die Idee der Gründung einer rechtgläubigen Brüderschaft und die unermeßliche Bedeutung derselben namentlich für die politische Seite der nationalen Sache; er schloß: „Nun denken Sie sich hier in der Stadt eine thätige opferwillige Gesellschaft und deren Mitglieder über alle drei Gouvernements verbreitet. An der Spitze steht der Erzbischof. Der Vicepräses ist ein Mann, dessen Freigebigkeit und Patriotismus hinlänglich erwiesen, um ihm die Leitung der weltlichen Angelegenheiten zu überlassen. Die überallhin zerstreuten activen

Mitglieder sind die Priester und Küster. Denken Sie sich dann eine durch Sammlungen und freiwillige Beiträge reich ausgerüstete Kasse, welche die erwähnten activen Mitglieder in den Stand setzt, den Bauern die vortheilhaftesten Bedingungen zu machen. Denken Sie sich endlich die Tragweite des Dienstes, den unsere Brüderschaft dem Staate, der Kirche, der russischen Nation leistet!"

„Eine große Idee! bei Gott, eine große Idee!" Sergei Petrowitsch war zum zehnten Mal aufgesprungen und stürmte im Gemach auf und nieder.

„Keine große Idee, Sergei Petrowitsch, aber eine patriotische."

„Ich bleibe dabei: eine große." Und mit einer theatralischen Handbewegung gegen das Fenster rief er: „Wo bleibt ihr mit euren Vereinen gegen diesen Verein!" Kainnikow sprach das Wort „Verein" deutsch aus: eine sehr beliebt gewordene Wendung der Russen, etwas Deutsches zu persifliren.

„Wir werden somit auf Sie zählen können, Sergei Petrowitsch?"

„Mit Leib und Seele bin ich..." Er unterbrach sich; er blieb stehen.

„Nun? Die Hauptsache gerade verschweigen Sie. Sollte Ihre Frau Gemahlin etwa...?"

„Sehen Sie, Herr Hofrath, wie boshaft Sie sind.

Kann ich dafür, daß Marie Pawlowna so gut und geduldig gegen mich ist? Es wäre was anderes, wenn sie einmal herrisch, streng, befehlend aufträte und sagte: ich will nicht, daß dies oder das geschehe; es muß so oder so sein — ja, dann hätte ich wohl auch einen Kopf für mich. Aber hören Sie nur einmal den Ton und sehen Sie die Würde, wenn sie meine ihr nicht zusagenden Wünsche mit den Worten beilegt: ich möge nur ganz thun, wie es mir gefällig ist, und weiter keine Silbe hinzufügt, keine Silbe, sondern ganz leise aufseufzt und sich in ihr Winkelchen zurückzieht. Ach, Stepan Nikititsch" — und der Alte seufzte selbst tief auf — „sie ist ein Engel."

Mit diesem Urtheil stimmte Sarafanow keineswegs überein. „Die Frau ist mein böser Dämon," hatte er so oft in sich hineingeflüstert. So viel passiven Widerstand, wie ihm seitens der Frau Kainnikow entgegengesetzt wurde, hatte er noch nie im Leben erfahren. Sein jahrelanges Privatbestreben, das er in den Mußestunden seines politischen Wirkens verfolgte, ging denn auch dahin, Sergei Petrowitsch nicht allein im Großen und Ganzen, sondern auch hinsichtlich seiner Frau vom deutschen Einfluß zu emancipiren. Das erstere war ihm, wie er glaubte, gelungen, und vom letzteren hoffte er noch immer, daß es ihm gelingen werde.

„Wissen Sie, Sergei Petrowitsch," hub er an, „wie

die Deutschen ein solches Verhältniß nennen? Sie nennen es ein Pantoffelverhältniß. —"

„Erlauben Sie, Verehrtester..."

„Der russische Ehemann," fuhr Jener schnell fort, denn er wußte, daß, wenn Kainnikow mit dem bescheidenen „Erlauben Sie etc." anfing, er in der Regel sehr grob endete, „— der russische Ehemann kennt es nicht. Ihm ist die Frau, nach dem Gebot Gottes, in Allem unterthänig. Der Widerspruch zwischen Ihrer echt nationalen Gesinnung und Ihrer echt germanischen Lebensweise ist geradezu haarsträubend. Blicken Sie doch nur um sich: die Einrichtung, die wirthschaftlichen Zustände, Trachten, alle kleinen Gewohnheiten des Lebens..."

„Gehören in das Ressort meiner Frau," ergänzte Kainnikow, sich setzend.

„So? Gut. Aber die Erziehung Ihrer Kinder? Es war Ihre Pflicht, Sergei Petrowitsch, darauf zu achten, daß zwei ihren Anlagen nach so seltene Menschen, wie Ihr Dimitri und Marie Sergejewna, der russischen Gesellschaft hätten erhalten werden müssen. Statt dessen vervollkommnet Ihr Sohn seine Dorpater Studien in Heidelberg; Ihre Tochter, die ein Muster aller russischen Frauen wäre, erhielt bis vor wenigen Monaten Unterricht von deutschen „Culturträgern"; Ihr elternloser kleiner Neffe ist Schüler des Herrn

Hoffmann, welcher noch dazu mit Ihrer bald siebzehnjährigen Tochter deutsche Literatur treibt — Alles das..."

„Gehört auch in das Ressort meiner Frau."

„Aber um Gottes Barmherzigkeit willen! was gehört denn eigentlich in Ihr Ressort?"

„Mein bedeutende sGeschäft, mein blühender Handel." Kainnikow stürmte schon wieder auf und ab und rieb sich zufrieden lachend die Hände.

„Das begreife, wer da kann! Sind Sie das Haupt Ihrer Familie, oder sind Sie es nicht?"

„Der Alte, der sich eben gesetzt hatte, stand auf und richtete sich so gut er konnte in die Höhe. „Gewiß bin ich das Haupt — aber meine Frau ist, so zu sagen, der verantwortliche Minister des Innern."

„Ja, ja!" höhnte Jener, „Sie sind so ein Haupt, wie König Georg von Hannover: Sie sind entschuldigen Sie — blind."

„Erlauben Sie..."

„Sie zweifeln daran? Hier die Probe. Wenn Sie das gesunde Haupt Ihrer Familie sind, so, dünkt mich, werden Sie in Familienangelegenheiten doch wohl ein Wort mitzusprechen haben. Nun setze ich den Fall: Jemand, dem Sie Ihr ganzes Vertrauen geschenkt, und der dieses Vertrauen verdient, wirbt bei Ihnen um die Hand Ihrer Tochter — würden Sie, wie das

alte gute russische Sitte ist, Ihr Ansehen als Familienhaupt gebrauchen und Ihre Tochter dem Manne geben, der Ihnen vielleicht mehr zusagt als Ihrer Frau?"

„Ei, was Sie heute komische Fragen stellen!"

„Nein, nein, Sergei Petrowitsch, weichen Sie mir nicht aus. Setzen Sie sich wieder einmal hin und beantworten Sie meine Frage. Haben Sie, wie jeder russische Familienvater, das Recht, über die Hand Ihrer Tochter zu verfügen?"

„Ohne Zweifel."

„Würden Sie von diesem Recht unter Umständen Gebrauch machen?"

„Gewiß."

Kaum war dieses „Gewiß" heraus, so wandte Kainnikow das Gesicht schnell ab und nahm seine Promenade wieder auf. Eine längere, für den Alten peinliche Pause trat ein. Plötzlich sagte Sarafanow:

„Gestern ging an mich ein sehr ehrenvoller Ruf. Man will mich zum Director eines der Petersburger Gymnasien machen."

„Ja!? — Ach, Stepan Nikititsch, da freue ich mich von ganzer Seele." Kainnikow setzte sich zu seinem Freunde und schüttelte ihm kräftig die Hand. Er athmete sichtbar erleichtert auf. Die letzte Frage Sarafanow's mit dem stolzen „Gewiß" beantwortet zu haben und es nicht zurücknehmen zu können, hatte ihm ein

höchst unbehagliches Gefühl verursacht, und er wäre am Ende doch noch mit einem peinlichen Geständniß herausgerückt, wenn das Thema nicht diese willkommene Wendung genommen hätte — eine doppelt willkommene, denn sie befreite seine Seele noch von einer andern nicht minder drückenden Last. „Ich kann Ihnen gar nicht sagen," hub er wieder an, „wie ich mich darüber freue, so leid es mir andererseits thut. Diese glückliche Wendung in Ihrer äußeren Stellung überhebt mich einer zwar gern übernommenen, aber wirklich großen Sorge. Der Universitätsfreund meines Sohnes, Herr Hoffmann, hat sich auf das ihm in Aussicht gestellte Secretariat im Domainenhof bereits seit Wochen gefreut und — soll ich die Wahrheit sagen? — um meiner Frau willen freut es mich nun, ihm die Freude nicht verderben zu müssen."

„Sie freuen sich zu früh, Sergei Petrowitsch; ich werde das Petersburger Anerbieten ausschlagen."

Kainnikow sprang wie ein Kautschuckmännchen auf. „Stepan Nikititsch! sind Sie des Teufels!?"

„Ich schlage das Anerbieten nicht nur aus, sondern bitte Sie dringend, falls Sie die erforderlichen Schritte beim Präsidenten noch nicht gethan haben, dieselben so bald als möglich und mit aller Energie thun zu wollen. Es liegt mir in verschiedener Hinsicht sehr viel daran, hier zu bleiben."

„Sie sind und bleiben ein sonderbarer Mann — ein Original. Was bietet Ihnen denn diese deutsche Stadt anders als Aergerniß? Was ist für Ihre Thatkraft ein so beschränkter Wirkungskreis wie dieser gegen Petersburg? Was kann Sie an uns fesseln?"

Sarafanow antwortete nicht gleich. Ein wehmüthiger Ton verbreitete sich über sein Gesicht und träumerisch blickten die sonst glanzlosen Augen eine Zeit lang in die Ferne. „Unergründlich, unwiderstehlich ist die Macht, die ein Weib auf uns ausübt," sagte er endlich wehmüthig und steill vor sich hin.

Der Alte blinzelte heftig mit den Augen. Die auffallende Weichheit in der sonst harten Stimme Sarafanow's hatte ihn gerührt. Er legte die Hand auf des Andern Schulter und sagte leise: „Sie soll gut und liebreich sein, wenn es die ist, die ich vermuthe. Ich wünsche Ihnen Gottes Segen — ja, und für mein Theil beneide ich den alten Boldeschow."

Sarafanow erhob sich schnell. „Sergei Petrowitsch," sagte er mit Würde, „ich werbe hiermit feierlich um die Hand Ihrer Tochter."

Das kam dem Alten doch zu unerwartet. Er fiel zurück in einen Lehnstuhl und blieb, in Nachdenken versunken, unbeweglich sitzen.

## Sechstes Kapitel.

---

Sergei Petrowitsch's Tochter, Marie Sergejewna, war eigentlich noch Kind. Sie zählte zwar schon sechzehn Jahre, aber ihre Wünsche und Neigungen gehörten noch derjenigen glücklichen Zeit an, wo junge Mädchen erst anfangen, über den Zweck ihres Daseins nachzudenken. Sie ahnen und fühlen den herannahenden Frühling, doch vermögen sie der unbestimmten Sehnsucht ihres Herzens noch keinen Namen zu geben und sind sich selbst ein reizendes Räthsel. Marie befand sich in diesem heiter-beschaulichen Seelenzustande und Frau Kainnikow, ihre Mutter, vermied Alles, was das glückliche und zufriedene Kind aus demselben hätte verrücken können. Durch Erfahrung gereift, wußte sie zu erwägen, welchen Anfechtungen die Unbefangenheit ihres jugendlichen Kindes, das ja zugleich reich und hübsch war, in dem Conflict mit der Männerwelt, in der Atmosphäre der sogenannten guten Gesellschaft, ausgesetzt sein würde. Sie wollte Marie's Herz so lang als möglich in seiner ursprünglichen Reinheit er-

halten, es nur für gute und schöne Eindrücke empfänglich machen und somit das Schicksal ihrer Tochter vor dem Loose so vieler ihrer Mitschwestern bewahren, welche in einer aus kalten Reflexionen hervorgegangenen Ehe endlich das Ziel einer wenig erquicklichen Existenz finden.

Die erste Jugend des Kindes hatte die Mutter selbst geleitet. Weil sie der Ueberzeugung lebte, daß eine aus deutschen Grundsätzen und Lebensbedingungen geläuterte Bildung diejenige sei, welche sich der normalen, allgemein sittlichen am meisten nähere, und weil sie meinte, daß eine russische, in den Grenzen des Normalen und allgemein Sittlichen sich bewegende Erziehung nichts weiter als eine Uebersetzung aus dem Deutschen sei, so vertraute sie lieber dem Original als der Copie. Wie gelangte die Russin zu dieser Einsicht?

Ihre aus der Residenz herstammende Mutter hatte es bei der Erziehung auf rein äußerlichen Glanz abgesehen gehabt. Zu diesem äußeren Glanz einer wohlhabenden rechtgläubigen Familie gehörte damals auch: die Tochter eine Schule besuchen zu lassen und zwar, da das Nationalitätsprinzip noch nicht erfunden war, — eine deutsche „Töchterschule". Diese Töchterschule nun vermittelte ihr den Verkehr im Hause der Eltern des von Sarafanow vielgescholtenen Domainenhofspräsidenten, dessen Schwester damals dieselbe Schule besuchte. Der

kleinen, anmuthigen Russin ward es leicht, sich in der deutschen Familie einzubürgern und reichen geistigen Nutzen aus dem Umgang zu ziehen. Ein mehrmonatlicher Aufenthalt in Deutschland und endlich ein kerndeutscher Privatlehrer, den sich der Vater unserer Frau Kainnikow aus Rücksicht für seine glanzliebende Gemahlin gefallen lassen mußte, vollendeten die Erziehung, ohne das junge Mädchen ihrem Vaterlande, dem russischen Volke oder der Sprache desselben zu entfremden. Auch Marie liebte das arme verwahrloste russische Volk, konnte hunderte seiner guten Seiten aufzählen und für den Kaiser, der dieses Volk aus dem Staube zu heben begonnen, schwärmen. Sie sprach das Russische so fertig wie das Deutsche oder Französische. Sie hatte gelernt, diese Sprachen in dem beständigen Umgange mit der Mutter, später mit Lehrerinnen und Lehrern, zu üben. Damit diese aber nicht verderben möchten, was so sorgfältig groß gezogen und gehegt worden war, geschah der Unterricht stets nach bestimmt ausgesprochenen Wünschen der Mutter und gewöhnlich im Beisein derselben.

Bis zu der Tochter sechzehntem Jahre behielt sie ihre Erziehungsmethode bei. Bis dahin hatte Marie die Welt nur von ihrer vortheilhaften, freundlichen, so zu sagen, innerlichen Seite kennen gelernt, d. h. die Mutter versagte ihr kein Vergnügen, nur wußte sie mit

verständiger Sorgfalt den Geschmack des jungen Mädchens an solche Zerstreuungen zu gewöhnen, die durch ihren ästhetischen Inhalt das Gemüth nur noch veredeln, durch die Unzweideutigkeit ihrer Absicht die ausgesäeten Geisteskeime nur noch ersprießlicher machen und den einmal gelegten guten Bildungsgrund nur noch mehr befestigen mußten. Eine Kennerin der Musik, eine Freundin des Theaters, nahm sie jede Gelegenheit wahr, die musikalisch reich begabte Tochter in Concerte und Opern zu begleiten, und selten ging ein gediegenes Drama über die vortreffliche Bühne des Stadttheaters, an dessen Aufführung beide nicht Theil genommen hätten. Mutter und Tochter gehörten, wie der Vater, der griechisch-orthodoxen Kirche an. Sergei Petrowitsch aber warf manchen verstohlenen Blick zum Himmel, wenn er Sonntags am Mittagstisch vernahm, die Mutter sei mit Marie in der reformirten Kirche gewesen. In der That waren sie häufig Zuhörerinnen jener Predigten, die ihnen so sehr geeignet schienen, die zweifelnde Vernunft mit dem gläubigen Herzen zu versöhnen.

Junge Männer hatte Marie in dieser oder jener unvermeidlichen Gesellschaft wiederholt gesehen, sich von ihnen auch Allerlei vorplaudern lassen, aber in der Regel mußte das gebildete und begabte Mädchen sich gestehen, daß es am Schlusse einer solchen Unterhal-

tung von dem vielen Gesprochenen einen Theil nur halbwegs, den andern gar nicht verstanden. Im näheren Verkehr hatte sie nur zwei junge Männer kennen gelernt: ihren Bruder und Heinrich Hoffmann, einen nahen Freund des Bruders, dessen unzertrennlichen Gefährten und einen gern gesehenen Gast im Kainnikowschen Hause. Frau Kainnikow hielt große Stücke auf ihn.

Hoffmann war der Sohn eines unlängst verstorbenen Lehrers, dessen kleines Besitzthum hart an das große des Kaufmanns Kainnikow grenzte. Die beiden Nachbarn schienen aus Gründen, die ihr Geheimniß waren, keinen näheren Umgang gepflogen zu haben, dafür aber hatten ihre Söhne sich schon früh aneinandergeschlossen, denn sie waren fast gleichen Alters und ihre Interessen waren im Ganzen gemeinsame. Ohne daß es gerade in der Absicht ihrer Väter gelegen hätte, knüpfte sich das Freundschaftsband dadurch immer enger und enger, daß der reiche Kaufmann hinsichtlich der Ausbildung seines Sohnes dem Schulmanne gegenüber, der doch gewiß die geeignetsten Mittel zu wählen im Stande war, nicht um die Breite eines Härchens zurückbleiben wollte. Als daher der Lehrer beschlossen hatte, seinen Heinrich in die anerkannt beste Elementarschule zu schicken — ein solches Vorhaben aber unter vorstädtischen Nachbarn nicht lang Geheimniß zu bleiben pflegt — schnell war da der Kauf-

mann, dem es auf zwei, drei Privatlehrer gar nicht angekommen wäre, mit seinem Dimitri zuvorgekommen, ehe Herr Hoffmann noch den Schritt gethan hatte. So kam es, daß die Knaben zusammen den ersten Unterricht genossen, zusammen das Gymnasium besuchten, wo dann die Freunde schon auf eigene Hand beschlossen, zusammen zur Universität zu gehen, gemeinschaftlich zu leben, derselben Corporation anzugehören und dasselbe Fach zu studiren. Sie wurden Nationalökonomen, Hoffmann, um nebenbei einer ererbten Neigung zur altklassischen Philologie genug zu thun. Gegen Ende der Studienzeit starb Heinrich's Vater. Der in den glücklichsten Verhältnissen lebende Dimitri begab sich zur Vervollständigung seiner Kenntnisse nach Heidelberg. Hoffmann blieb zurück.

„Komm' mit, Heinrich," so hatte Jener, beide Hände auf des schweigsamen Freundes Schultern legend und ihm treu und warm in die offenen Augen schauend, noch im letzten Augenblick gebeten, — „komm' mit; wo Einer lebt, wird der Andere nicht Mangel leiden."

„Nein," hatte der Andere geantwortet, „ich bleibe hier. Die Mutter und die Schwestern bedürfen einer nachdrücklichen Stütze, meiner unmittelbaren Gegenwart."

„Meinen Wechsel, Heinrich, kann ich nach Gefallen vergrößern. Du sparst und schickst den Ueberfluß..."

„Dimitri!“ In dem Tone dieses einzigen Ausrufs lag Alles: inniger Dank und bitterer Vorwurf zugleich.

„Vergieb mir; ich wollte Dich nicht kränken.“

So schieden sie.

Zwei Jahre waren seitdem vergangen. Der junge Candidat der Oekonomie stützte unablässig die Lage der Seinigen. Die Aufopferung, mit der er das that, gewann ihm vollends die ganze mütterliche Zuneigung der Frau Kainnikow. Früher, als er noch Heinz genannt wurde — wie ihr Sohn Dimitri kurzweg Mitja — früher schon war sie dem stillen, verständigen Knaben gut gewesen; nun, da sie Gelegenheit hatte, zu beobachten, wie er, dem es trotz aller ehrlichen Bemühungen nicht gelingen wollte, eine seinem Fache entsprechende Anstellung zu finden, hauptsächlich mit Stundengeben und andern wenig einträglichen Arbeiten unverdrossen, still und verschwiegen seine einmal aufgenommene Aufgabe durchzuführen begann — da wünschte sie oftmals, sie wäre die Frau Hoffmann, damit dieser treue, unermüdlich sorgende Heinrich nur ihr Sohn sein könnte. Und wenn sie manchmal des Nachts erwachte und von drüben her, aus seiner Dachwohnung, der Schein seiner Lampe die Fensterrahmen ihres Schlafgemachs auf dem erhellten weißen Vorhang abzeichnete —

„deutsche Treue, deutsche Treue“ — murmelte sie dann gerührt vor sich hin — „Gott segne Dein Thun!“

Ja, und Gott segnete es; sie selbst that freilich das Ihrige hinzu.

Sie hatte eine Schwägerin gehabt, die vor mehreren Jahren bereits Wittwe geworden war und nur für ihren noch unerzogenen Sohn lebte. Diese Schwägerin starb, und nun übernahm sie die Sorge um den kleinen Neffen, der zwar schon einige Vorkenntnisse besaß, dem aber noch mancherlei zum Eintritt in das Gymnasium abging. Nun konnte sie ja helfen, ohne befürchten zu müssen, wie schon so oft geschehen, zart, aber entschieden zurückgewiesen zu werden. Hoffmann ertheilte von da ab dem Neffen Privatstunden, und das Honorar, das sie sich ausbedungen, ihm am Schlusse eines jeden Monats zuzuschicken, betrug reichlich das Doppelte einer jener Gagen, mit denen in Rußland selbst gelehrte Provinzialbeamte besoldet zu werden pflegen. Dann wagte sie es ganz heimlich, bei dem Domainenhofspräsidenten ein „gutes Wort“ für Hoffmann einzulegen und konnte schon wenige Monate später, bei einer unerwartet eingetretenen Vacanz im Secretariat jener Behörde, ihren Mann beauftragen, mit Uebereinstimmung Hoffmann's, die Angelegenheit beim Präsidenten zum guten Ende zu führen. Ganz neuerdings war Hoffmann mit Bereitwilligkeit auf den Wunsch

der Frau Kainnikow eingegangen, ihrer Tochter Literaturstunden zu ertheilen. „Es sollen ihm Erholungsstunden werden,“ dachte sie und freute sich, seine schwierige Lage wiederum in Etwas gebessert zu haben, ohne seinem Stolz zu nahe zu treten. Sie erbat sich, den Stunden beiwohnen zu dürfen, um mitzugenießen, denn Hoffmann verband mit gründlichen Literaturkenntnissen eine ungewöhnlich anziehende Art, dieselben mitzutheilen.

In ihrer kleinen, von der Mutter geschaffenen musikalisch-literarischen Welt hatte Marie sich bis jetzt wohl und zufrieden gefühlt. Das elterliche Haus war ihr Himmelreich und ersetzte ihr Promenaden und Gesellschaften, Bade- und Bildungsreisen. Bis zu dem Zeitpunct, wo wir sie werden kennen lernen, hatte die bald siebzehnjährige Jungfrau noch an keiner Tanzgesellschaft Theil genommen, ja sie wußte nicht einmal, ob sie das Tanzen nicht schon verlernt habe seit jener Kinderzeit, wo sie zur Musik der gefälligen Mama mit Bruder Mitja oder dem widerstrebenden Heinz im Polka- oder Walzertact sich schwindlig gedreht hatte.

Sie lächeln, geneigte Leserin?

## Siebentes Kapitel.

Kainnikow erhob endlich das gedankenschwere Haupt und sah den unverhofften Bewerber so viel er nur vermochte forschend an: „Verehrter Stepan Nikititsch,“ begann er dann unentschlossen und so, als fürchtete er, mit jedem Wort eine Zusicherung auszusprechen, — „die Wahrheit zu sagen — Ihr Antrag überrascht mich — in der That — er überrascht mich...“

Er stand auf und begann eifrig auf und nieder zu gehen. Nach dem soeben verhandelten Thema von wegen seiner Befugnisse als Familienhaupt — was thun, was lassen? Sarafanow schien die peinlichen Gedanken zu ahnen, die in Marie's Vater vorgingen; er erhob sich langsam.

„Sergei Petrowitsch, Ihr unruhiges Schweigen sagt mir, daß meine Werbung eine ungünstige Aufnahme gefunden: ich bin entlassen?“

„Gott bewahre! was fällt Ihnen ein!“ rief erschreckt der Alte, indem er auf den Magister zustürzte und ihn mit sanfter Gewalt zum Niedersitzen zwang.

Sich selbst wieder dem Gast gegenübersetzend, fuhr er mit großer Hast fort: „Ich bitte Sie um Alles in der Welt willen überzeugt zu sein, daß Sie meine ungetheilte Freundschaft besitzen. Nur das Neue Ihres schmeichelhaften Antrags überraschte und verwirrte mich. Solche Gedanken waren meiner väterlichen Fürsorge bis jetzt noch fremd. Maschinka ist noch jung, sehr jung, und ich kann Sie versichern — Sie werden es übrigens schon selbst gefunden haben —, daß mehr kindlich-harmlose Gefühle, als weibliche Regungen sie beschäftigen. Sehen Sie, ich bitte Sie nochmals, Stepan Nikititsch, in meinen Worten nicht die Absicht, mich aus einer peinlichen Lage herauszuwinden: ich müßte gegen mein Gewissen und gegen meinen Herzenswunsch reden, wollte ich Ihnen sagen: Sie sind mir unbequem mit Ihrem Antrag."

„Ich darf also hoffen?"

„Meinerseits umarme ich Sie auf dem Fleck..." Er stutzte... „Aber meine Frau..." kam es dann langsam aus ihm heraus. „Sehen Sie, Stepan Nikititsch, ohne die Einwilligung der Mutter geht es ja nicht; wir haben doch gleichen Antheil an dem Kinde."

„Nicht mehr als billig, Sergei Petrowitsch, und darum eben habe ich mich in dieses angebliche Kleid der Civilisation geworfen, um Ihrer Frau Gemahlin mit Ehrfurcht die Hand küssen zu können."

O, wie Sie mir damit wohl thun! Ja, ja, gehen Sie zu ihr — und, Stepan Nikititsch, wenn Sie einen guten Eindruck machen wollen, enthalten Sie sich des Tadels gegen die Deutschen. Das liebt sie; dann kann es nicht fehlen, denn Marie Pawlowna ist einzig und allein auf die Entschlüsse der Kleinen bestimmend. Um Gottes willen, ich warne Sie noch einmal, nur ja keine Ausfälle gegen ihre liebe Stadt. Damit Sie sich vorsehen, will ich Ihnen auch etwas im Vertrauen mittheilen. Marie Pawlowna sagte einmal, ich sei durch Sie, dessen Absichten und Zwecke ihr wenigstens unverhüllt zu Tage lägen, vollständig umgewandelt worden. Aber das bleibt unter uns, Stepan Nikititsch. Und nun will ich Sie nicht länger aufhalten. Verfügen Sie sich nur in den Saal. Matwei kann Sie anmelden. Was die Brüderschaft betrifft, so hoffe ich, Marie Pawlowna wird den guten Zweck derselben einsehen. Haben Sie schon andere Mitglieder in Aussicht?"

„Erst gestern, wo ich dem alten Boldeschow die Freudenbotschaft brachte, daß ich den Erzbischof für die Altgläubigen gewonnen, versprach er mir die jährliche Zeichnung von 1000 Rubeln."

Kainnikow staunte seinen Freund einige Augenblicke schweigend an und sagte dann wichtig: „Gut, wenn meine Frau zustimmt, zeichne ich 2000. — Nun, auf Wiedersehen, auf Wiedersehen!" Er war schon bis

zur Thür gegangen, kehrte jedoch an derselben wieder um. „Noch eins, Stepan Nikititsch; betrachten Sie das als Zeichen meines unbegrenzten Vertrauens zu Ihnen, denn in Geschäftssachen pflege ich sonst keinen Vertrauten zu haben. — Im September vorigen Jahres lieh ich einem Manne, einem jungen Anfänger, ein rundes Sümmchen, und zwar auf sein dringendes Bitten nicht, wie es kaufmännisch richtig gewesen wäre, gegen Wechsel, sondern gegen eine einfache Verschreibung, in welcher er sich verpflichtete, die Summe nach Jahr und Tag zurückzuzahlen. Dieser Schuldschein ist durch einen unglücklichen Zufall verbrannt. Ich kann mir diesen Umstand nur folgendermaßen erklären. Im vergangenen März entstand, wie Sie wissen, in meinem Hause Feuerlärm. Ich hatte bis zu jenem Augenblick nie etwas auf die deutsche Erfindung der feuerfesten Schränke gegeben und raffte daher alle meine Werthpapiere in höchster Hast zusammen, muß aber jenen Schuldschein fallen gelassen haben. Denn als ich drei Tage später die Verschreibung vermißte, gestand mir Matwei, er habe am Morgen nach der schrecklichen Aufregung mein Zimmer gefegt und mit noch andern Papierstücken auch einen größeren Papierknäuel in den brennenden Ofen geworfen, hier aber erst, als der Knäuel sich in der Wärme auszudehnen und Feuer zu fangen begann, wahrgenommen, daß es

ein beschriebenes und untersiegeltes Papier gewesen. Da ich kein anderes Document vermisse, so war es vermuthlich jener Schuldschein. — Nun rathen Sie mir: was ist hier zu thun? Der Termin läuft demnächst ab, und wenn ich dann meinem Debitor die Verschreibung nicht zu präsentiren vermag..."

„Werden Sie aller und jeder Rechte auf die geliehene Summe entsagen müssen," ergänzte Sarafanow.

„Das ist ärgerlich! Sie verstehen mich, Stepan Nikititsch: nicht des Schadens wegen — es sind ja nur 1000 Rubel — aber es ist ärgerlich!"

Sarafanow zuckte mit den Achseln.

„Soll ich etwa wieder einen der hiesigen Herren Juristen zu Rathe ziehen? Nein! einmal und nie wieder! Die Galle geht mir über, wenn ich daran denke — — Es giebt also kein Mittel?"

„Kennt Matwei Ihren Debitor?"

„Ich glaube."

„Als Debitor, meine ich."

„Als solchen nicht."

„Versteht er zu lesen?"

„Keine Silbe — ist überhaupt eine harmlose, treue Seele: ein Russe."

„Sonst weiß Niemand um die Sache?"

„Um die Sache — ja; die habe ich bei Verschweigung der Person nur noch Hoffmann mitgetheilt, dessen

Rath aber, es auf die Ehrlichkeit des Debitors ankommen zu lassen, bedenklich gefunden."

„Einen Versuch," begann Sarafanow wieder, „könnte man machen. Ist Ihr Debitor ein Deutscher oder ein Russe?"

„Ein Deutscher, der aber für uns Russen geradezu schwärmt. Das nahm mich auch für ihn ein. Ihnen kann ich ja den Mann nennen..."

„Unnöthig, Sergei Petrowitsch; es genügt mir, zu wissen, daß er ein Deutscher ist, denn denen muß man immer vorsichtig, immer auf Umwegen kommen."

„Sie finden also eine Möglichkeit?"

„Warten Sie den Termin ab. Erscheint Ihr Schuldner, nun, so nehmen Sie das Geld und stellen ihm eine Quittung aus; erscheint er nicht, so suchen Sie ihn mit der wohlwollenden Absicht auf, ihm die Rückzahlung dadurch zu erleichtern, daß Sie ihm vergönnen, die Summe in Raten von vielleicht 100 Rubeln in kürzeren Terminen abzuzahlen. Er wird mit Freuden darauf eingehen, denn falls er zum Termin nicht erscheint, darf man annehmen, daß seine Geldverlegenheiten groß sind. Nach jeder Ratenzahlung stellen Sie ihm eine Separatquittung aus."

„Aber zuletzt, wenn Alles bezahlt ist, und er die Obligation zurückverlangt?"

„Gestehen Sie einfach, Sie hätten das unnütze

Papier, da es ja keinen Werth den Quittungen gegenüber eingebüßt, verloren."

„Bei Gott, der Rath ist nicht schlecht, ich werde ihn beherzigen. Vorläufig tausend Dank... Aber nun muß ich eilen!" rief Kainnikow fast bestürzt, nachdem er einen Blick auf seine schwere goldene Uhr geworfen. „Sie wissen in unserem Hause Bescheid, Stepan Nikititsch: viel Glück bei Marie Pawlowna."

Der bewegliche Alte drückte Sarafanow die Hand und verließ geschäftig das Gemach.

„Er hat Recht," sagte der Magister nach einer längeren Pause stillen Nachdenkens leise vor sich hin. „Verkehrt und unnatürlich wie die Verhältnisse in dieser Familie nun einmal sind, wird viel von der Mutter abhängen, die mir nicht so wohl will, als daß meine Bewerbung eine unbedingt günstige Aufnahme finden sollte. Wie dem auch sei — ich werde weder eine Gesinnung erheucheln, noch meine Ueberzeugung verleugnen, sondern zu ihr als Mann sprechen, welcher weiß, daß er Gutes will. Wie complicirt doch die Rechnung unter vorliegenden Verhältnissen ist! In jedem echten und rechten russischen Hause hätte ich es nur mit einem Factor, mit dem Familienhaupt, zu thun, hier aber muß ich mir Vater, Mutter und Tochter geneigt machen. Aber wenn die Verhältnisse so deutschgeartet sind — warum wende ich mich denn nicht gleich

an die Tochter? Der Alte hat wieder Recht, wenn er sie harmlos, kindlich und noch vollkommen unerfahren nennt; muß es mir da nicht um so leichter werden, in ihr eine Neigung für mich zu erwecken? Ja, ich glaube, wenn ich sie einfach fragte, ob sie meine Frau werden wolle, ich am unumwundensten ein Jawort erhalten würde.“ Er blickte auf und sah seine ganze Figur im Spiegel. „Eine schöne Fratze!“

„Guten Morgen, Herr Sarafanow!“ rief in diesem Augenblick eine helle fröhliche Mädchenstimme hinter ihm.

„Marie Sergejewna!“ Der Ueberraschte, auf dessen Gesicht noch ein gutmüthiges Lächeln spielte, hatte sich verwirrt umgewendet.

„Ist der Vater schon fort? Ich wollte ihm eben meinen Sonntagsgruß bringen.“

Marie war eine kleine muntere Erscheinung. Aus jeder Bewegung der ebenmäßigen, in ein enganschließendes weißes Kleid sich fügenden Glieder sprach eine natürliche, anmuthige Sorglosigkeit. Wie eine Rosenknospe aus den sie nur noch lose umschließenden Kelchblättern, so frisch, so voll erwachenden Lebens schaute das naive Gesichtchen aus der aschblonden Fülle locker aufgekämmten Haares. Die großen tiefblauen Augen betrachteten den vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben befangenen Sarafanow heiter, harmlos, verwundert wie es schien über eine Stellung, in der sie noch

nie einen Mann, am allerwenigsten Sarafanow, vor sich gesehen.

Marie schien nicht recht zu wissen, was sie noch länger hier suche, und wollte sich eben mit einer kurzen Verbeugung entfernen, als Sarafanow ihr den Weg zur Saalthür vertrat.

„Mein theures Fräulein …“

„Nun, Herr Sarafanow?“ fragte sie, wie begonnen, russisch und mit einigem Befremden.

„Sie überraschten mich soeben bei einer häßlichen Eitelkeit.“

„Wie denn? bei welcher?“

„Ich spiegelte mich wie ein Geck in diesem Glase. Sie werden meiner spotten …“

„Ich spotten!? Ich stehe ja selbst alle Tage vor dem Spiegel.“

„Sie sind voller Unschuld, wie die Engel im Himmel …“

Marie wurde hochroth und wandte sich ab.

„Und ich hatte eine verborgene Absicht mit dem Spiegel — eine heimliche Absicht,“ wiederholte er geheimnißvoll.

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Sarafanow,“ sagte sie, das Haupt mehrmals verneinend hin und her bewegend.

„Ihr lieber Vater verließ mich soeben; er umarmte mich als seinen Sohn ...“

Wieder sah sie ihn befremdend an und schien ruhig eine nähere Erklärung abzuwarten.

„Mir,“ fuhr Sarafanow lebhaft fort, „schlug das Herz laut und freudig und ich dachte nach, wie ich sein müßte, um Ihnen, theure Marie Sergejewna, zu gefallen. Ich trat hin zum Spiegel und fragte ihn. Da erschienen Sie — und es blieb bei der Frage.“

„Durch meine Schuld! Kann ich's gut machen, wenn ich schnell wieder gehe?“

„Nein, Marie Sergejewna — aber wenn Sie für den Spiegel antworten wollten.“

„Sie wollen wissen, wie Sie sein sollen, um mir zu gefallen? Nun, seien Sie freundlich gegen die Deutschen, seien Sie nur gerecht gegen sie. Warum schweigen Sie zu der häßlichen Verleumdung, daß die deutschen Gutsbesitzer die Bauern nach wie vor wie Leibeigene behandeln; zu der Unwahrheit, daß die Bauern für das Russenthum und dessen Kirche schwärmen und gewaltsam von den Edelleuten und Pastoren zurückgehalten werden; zu der Lüge, daß der Russe hier nur existiren könne, wenn er seine Sprache und Nation verleugnet, und da er das nicht thue, kein Deutsch lerne, — überall der Zurückgewiesene, der Geschädigte sei? Ist das wahr? Papa hat uns nie davon erzählt.

Wer versteht hier kein Deutsch? Sie verstehen es, mein Vater versteht es, jeder Kaufmann versteht es. Und wer, der es nöthig hat, versteht hier nicht hinlänglich russisch? Da ist Heinrich Hoffmann: er spricht sehr gut russisch, denkt edel von dem russischen Volk und liebt mich, bin ich gleich eine Russin, wie seine Schwester."

„Ich denke viel, viel edler von der russischen Nation und liebe Sie, Marie Sergejewna, viel, viel mehr, als Herr Hoffmann," sagte Sarafanow mit erhabener Miene.

Sie schüttelte lächelnd das Köpfchen.

„Wenn ich also gerecht gegen die Deutschen bin, würde ich Ihnen gefallen und Sie würden mich lieb haben?"

„Ganz gewiß."

Stepan Nikititsch's derber Mund verzog sich zu einem breiten Lächeln. „Sie würden meine Frau werden?"

„Ihre Frau...?" sagte sie betroffen und wie dastehend vor dem plötzlich aufgerollten Vorhang einer neuen Welt — „Ihre Frau...?" wiederholte sie langsam. — In dem bisher harmlosen und heiteren Wesen des lieblichen Mädchens ging eine auffallende Veränderung vor. Der zarte Rosenhauch ihrer Wangen, die Sorglosigkeit, der unbefangene Blick — alles verlor sich. Es war nicht mehr das Kind mit dem fast muth-

willigen Gesichtchen; es war die hocherröthende Jungfrau, die zum ersten Mal den berauschenden Druck empfand, den ihre Hand auf den stürmisch wogenden, die enge Umhüllung zu zersprengen drohenden Busen ausübte.

Sarafanow athmete kaum vor banger Erwartung.

„Nein!" rief Marie, das Haupt hastig erhebend, mit fester Stimme, und sagte dann mit Würde: „Ich weilte schon zu lang. Gefällt es Ihnen, mich zur Mutter zu begleiten?"

Wie entnüchtert Sarafanow auch war, gleichwohl wollte er sich nicht gestehen, daß er nichts mehr zu hoffen habe. „Die Frage kam ihr zu überraschend," dachte er; „das Nein bedeutete nichts weiter als augenblickliche Scheu vor dem Ja. Und dann: ob er sie nicht zu der Mutter begleiten wolle — das heißt doch wohl: die Entscheidung von ihr abhängig machen?" Ehe noch der von seinem Werthe überzeugte Mann etwas auf die Aufforderung antworten konnte, war Marie bereits verschwunden. Er folgte ihr nicht. Es drängten sich ihm einige Bedenken auf. Wie, wenn dieser Hoffmann es wäre, dessen Bild ihr die fieberhafte Röthe in die Wangen getrieben? Was sie mit holder Unbefangenheit eine Schwesterliebe nannte, konnte das nicht durch das Wort „Frau" zur Flamme leidenschaftlicher Neigung angefacht worden sein? —

Sarafanow's Augen glühten, seine Stirn röthete sich. „Es kann nicht sein! er ist ja nichts, ich bin Hofrath und Ritter, kann, wenn ich will, Staatsrath und Schuldirector sein. Die Mutter wird das erwägen. Gehe ich gleich zu ihr? Nein! Marie muß erst zum Nachdenken kommen und finden, daß ich keine schlechte Partie bin. Inzwischen wird es nichts schaden, wenn ich mich überzeuge, wie weit diese Schwesterliebe geht?" Er sah auf seine Uhr und verließ festen Schrittes das Cabinet.

## Achtes Kapitel.

---

Etwa um die vierte Nachmittagsstunde des folgenden Sonnabends war es, als eine einsitzige Petersburger Droschke, eine sogenannte Egoïstka, mit einem großen prächtigen Schimmelhengst bespannt, durch eine der breitesten Straßen der Stadt rasselte. Der kleine behäbige Herr, der in der Droschke saß, war der Kaufmann Kainnikow. In der Nähe eines weitläufigen Gebäudes angekommen, berührte der Alte mit dem goldenen Knopf seines spanischen Rohres die Schulter des stattlichen Kutschers und wie festgebannt hielt das Gespann gerade vor dem Eingange still. Kainnikow sprang noch ziemlich rüstig aus dem Wagen, begab sich in das Haus, die breite Treppe hinauf, zog an der Klingel und ließ sich durch den ihm aufmachenden Diener bei Sr. Excellenz anmelden. Wenige Augenblicke später befand er sich in dem Arbeitscabinet des Domainenhofspräsidenten.

Vor dem Schreibtisch saß mit der ausgeprägten Physiognomie eines geistig angestrengten Arbeiters ein

bereits ergrauter Herr — der Präsident. Er erhob sich beim Eintritt Kainnikow's mit einem kaum merklichen Ausdruck von Unwillen über die Störung, der jedoch nur so lange währte, bis er die Feder in den Wischer gesteckt hatte. Dann ging er dem Besuch mit einem freundlichen „guten Abend“ entgegen.

„Wie geht es? Hier ist ein Stuhl.“

„Danke. Wie ist Ihr Befinden, Excellenz?“

Kainnikow antwortete auf die deutsche Begrüßung deutsch. Er sprach es nicht übel, wenn er wollte, nur wollte er in der Regel nicht, sondern empfand in neuerer Zeit eine heimliche Freude, alle Deutschen, mit denen er zu thun hatte, zum Russischreden zu nöthigen, indem er ironisch erklärte, ihr Ohr mit seinem schlechten Deutsch nicht kränken zu wollen. — Auf die Nachfrage des Kaufmanns murmelte der Präsident ein paar gleichgiltige Worte über angestrengten Dienst, sich geltend machendes Alter ꝛc., worauf eine kleine Pause entstand. Kainnikow, in den Sarafanow sehr energisch gedrungen, den Besuch beim Präsidenten nicht länger aufzuschieben, suchte nach einer schicklichen Einleitung.

„Excellenz schonen sich zu wenig,“ begann er. „Man kann kommen wann man will — immer sind Sie vergraben in dieser Masse von Acten, Papieren, Büchern und Zeitungen. Wozu haben Sie denn Ihre Herren Secretäre?“

„Jeder thut gewissenhaft das Seinige," Herr Kainnikow."

„Da bitte ich um Entschuldigung: der Eine oder Andere muß nothwendig zu viel leisten, weil ja der Etat an Secretären in Ihrer Verwaltung nicht vollständig ist."

„Freilich, eine Hauptarbeitskraft, die des älteren Secretärs, geht uns immer noch ab; doch waren Sie ja selbst so freundlich, mich in dem Herrn Hoffmann auf einen Candidaten aufmerksam zu machen, der, nach den durchweg empfehlenden Zeugnissen, die ich mir über ihn verschafft habe, nicht allein meinen ganzen Beifall, sondern auch meine aufrichtige Theilnahme verdient. Ich freue mich, Ihnen mittheilen zu können, daß ich unsern Candidaten schon nächster Tage werde vorstellen lassen; die nöthigen Schreiben werden bereits ausgefertigt."

„Das gerade ist der Umstand, der mich wieder zu Ihnen führt. Aber gestatten Sie mir, mich russisch auszudrücken," fuhr Kainnikow in dieser Sprache fort; „die Wahrheit zu sagen: ich befinde mich meinen deutschen Zuhörern gegenüber immer in der ängstlichsten Verlegenheit, indem ich besorge, das Ohr derselben zu verletzen, während Sie, Excellenz, in beiden Sprachen vollkommen zu Hause sind."

Der Präsident verneigte sich.

„Ohne Zweifel werden Sie schon von dem Herrn Hofrath Sarafanow, der durch die Gründung eines Asyls ein wahrer Segen für die Bewohner der russischen Vorstadt geworden ist, gehört haben. So viel ich mir in solchen Dingen ein Urtheil erlauben kann, ist er ein selten begabter und gebildeter Mann — Magister und Oberlehrer hier am Gymnasium. Nunmehr nöthigt ihn seine durch das fortwährende Sprechen stark angegriffene Brust eine andere Beschäftigung zu suchen. Er ist vollkommen Herr der deutschen Sprache. — Excellenz — geht es nicht, Hoffmann, dem es an einträglicher Beschäftigung nicht fehlt, noch ein Weilchen warten zu lassen und dem Hofrath Sarafanow die Secretärsstelle einzuräumen? Sie würden mich zu unendlicher Dankbarkeit verpflichten."

„Wie, Herr Kainnikow — nachdem Sie selbst sich für Hoffmann so warm interessirt haben!?"

„Mein Interesse für ihn ist und bleibt ein warmes, nur dürfte er in seiner gegenwärtigen Lage, wie schon erwähnt, desselben weniger bedürfen, als Herr Sarafanow, dem es zwar an einflußreichen Connexionen in der Residenz nicht fehlt, dessen Beweggründe aber derart sind, daß sie seinen Wunsch, hier zu bleiben, vollkommen rechtfertigen."

„Sollten jene Verbindungen in der Residenz nicht auch von Einfluß auf hiesige Regierungskreise sein?

Er versucht sich vielleicht in einer andern Verwaltung?"

„Die Wahrheit zu sagen, Excellenz, er verließ sich ganz auf mich. Ich überschätzte mich vielleicht, als ich glaubte, ihm die Versicherung geben zu können, daß es mir gelingen würde, zu seinen Gunsten eine Aenderung zu ermöglichen."

„Es thut mir leid, Herr Kainnikow, aber daran wird nichts mehr zu ändern sein." Begütigend fügte er hinzu: „Mit gegebenen Versprechungen — Sie stimmen mir gewiß bei — treibt man kein Spiel."

„Sie haben ganz Recht, Excellenz; aber Versprechungen können veränderten Umständen gegenüber ihre Kraft verlieren."

Der Präsident lachte laut und herzlich auf. „Ich wette, Herr Kainnkow, Sie sind Abonnent der Moskauschen Zeitung."

„Excellenz fassen die Sache scherzhaft auf," bemerkte Kainnikow etwas verstimmt, „während ich mich in der peinlichsten Verlegenheit befinde. Ich verließ mich ganz auf Ihre Güte, als ich dem Hofrath Hoffnungen machte. Sie sehen, zu welchen Geständnissen meine Verlegenheit mich treibt."

„Ich bitte Sie, die Ursache Ihrer Verlegenheit nicht mir zur Last zu legen. Sie hätten diese Angelegenheit für beschlossen ansehen sollen. Gewiß, lassen wir der

gerechten Sache ihren Lauf. Herr Hoffmann verdient in jeder Beziehung als Ehrenmann behandelt zu werden."

„Dieses Verdienst ihm zu schmälern, wäre eine Sünde — Sie haben ganz Recht, Excellenz; allein hier handelt es sich darum, wem von Beiden man einen größeren Gefallen durch Berücksichtigung nothgedrungener Wünsche erweist."

„Wem? Was mich betrifft, so bin ich darüber außer Zweifel, daß Hoffmanns Wünsche nothgedrungen sind, während, wie Sie selbst bemerken, Herr Sarafanow gewissermaßen aus Laune seine Verbindungen in Petersburg gering achtet."

„Ja, ja — Schicksalslaune," sagte der Alte schlau.

„Ich kann Sie natürlich nicht verstehen, Herr Kainnikow."

„In der Voraussetzung, Excellenz, Sie dadurch geneigter zu finden, kann ich nur noch hinzufügen, daß Familienverhältnisse bei der ganzen Angelegenheit im Spiele sind."

„Ich respectire diese Verhältnisse, ohne zu errathen, was Sie meinen. Sollte das letztere aber auch der Fall sein, so müßte ich dennoch bedauern, Ihnen nicht nach Wunsch gefällig sein zu können."

„Ich hoffe, Excellenz lassen sich noch erbitten, nachdem ich Ihnen etwas anvertraut haben werde," meinte Kainnikow mit Zuversicht.

„Lassen Sie sich durch nichts täuschen.“

Der Alte rückte seinen Stuhl näher und die Hände als Sprachrohr benutzend, sagte er geheimnißvoll: „Der Hofrath hat Aussicht, mein Schwiegersohn zu werden.“

Kainnikow freute sich schon im voraus; er glaubte Wunder welche Wirkung sein Geheimniß auf den Präsidenten, dessen erklärter Liebling seine Tochter war, ausüben werde. Dieser jedoch, wenn auch sichtbar verstimmt, sagte gelassen, Herr Sarafanow sei in der That zu beglückwünschen; um so weniger werde er eine Stellung vermissen, die bei mehr oder weniger Abhängigkeit ihn verhältnißmäßig nur gering entschädige.

Kainnikow saß wie verdutzt da; sein wohlgenährtes Gesicht spielte in allen Variationen der Täuschung und Beschämung.

„Excellenz berücksichtigen meine Bitte nicht?“ fragte er mit gewaltsam zurückgehaltener Heftigkeit, indem er sich langsam von seinem Stuhl erhob.

„Noch einmal: es thut mir leid.“ Der Präsident stand gleichfalls auf.

„Das hätte ich voraussehen sollen!“ rief Jener nun schneidend und fügte dann achselzuckend und jedes Wort besonders betonend, im höchsten Pathos beleidigten Nationalgefühls hinzu: „ich bat ja für einen Russen!“

„Herr Kainnikow, ich hätte Ihnen vernünftigere Ansichten zugetraut.“

„Erlauben Sie, Excellenz — ich hätte berücksichtigen sollen, daß in dieser Stadt, in diesem russischen Eigenthum ein Russe verloren und verlassen, verrathen und verkauft ist; daß er hier wie ein blödsinniger Erbe behandelt wird, dem die übermüthigen Eindringlinge aus Mitleid oder Großmuth hin und wieder einen Bissen von seinem — o, es ist in der That schon lächerlich! — von seinem Eigenthum zutheilen. Die ganze Verwaltung, der Handel, die Gewerke ruhen in den Händen Derjenigen, die von Rechts wegen, wie wir jetzt, mit einer Vorstadt hätten vorlieb nehmen müssen. Wir, wir müssen uns überall fügen, müssen froh sein, wenn wir irgend ein Schreiberämtchen erhaschen und dabei doch ewig zittern, daß nicht jeden Augenblick so ein Deutscher kommt, um uns im Handumdrehen aus demselben zu verdrängen. Schulen, „Vereine“, Theater, Zeitschriften, Sitten, Trachten, Denken — deutsch, Alles deutsch; wo man nur hinsieht, überall geben die, welche die Geduldeten sein sollten, den Ton an, überall richtet man sich nach ihnen. Wir beleidigen und erniedrigen die große russische Nation täglich in unserem Nationalbewußtsein diesen Deutschen gegenüber: in ihren famosen Sitten und Trachten verderben unsere Frauen; in ihren Schulen vergessen unsere Kinder, wer sie sind und ver-

leugnen Sprache, Vaterland und Religion — und das ist Schmach, das schreit zum Himmel, schreit zum Thron!"

Der Alte war krebsroth geworden und schöpfte tief Athem. Die ganze Rede bestand aus einzelnen in der Hitze der Leidenschaft ziemlich glücklich aneinandergefügten Brocken, die unser alter Freund von den Tischreden Sarafanows im russischen Club aufgeschnappt hatte. Ruhig hatte der Präsident diesem ihm bei Kainnikow völlig unbegreiflichen Ausbruch eines bis zu so seltenem Grade gesteigerten Deutschenhasses zugehört; er erstaunte über diese Umwandlung des in der deutschen Stadt ergrauten und reich gewordenen Kaufmanns, den er theils persönlich im geschäftlichen Verkehr, theils durch Frau Kainnikow immer nur als friedliebend und verträglich kennen gelernt hatte. Diese Rücksicht, verbunden mit einer den meisten Präsidenten eigenen Mentorgewohnheit, bewog ihn zur Erwiderung.

„Herr Kainnikow," begann er, „Sie haben da einem Deutschen in seinem eigenen Hause und in einem Athemzuge Dinge gesagt, die, streng genommen, jedes weitere Wort zwischen uns unmöglich machen müßten. Die Ueberzeugung jedoch, daß Sie bei ruhigem Blut anders gehandelt hätten und der Wunsch, Sie auf den soliden Weg, den Sie bisher gegangen, zurückzuführen, bereden

mich, Ihre paradoxen Sätze zu widerlegen. Ob die Lectüre der „Moskauschen Zeitung", welch' letztere, nachdem sie mit Polen abgerechnet, dieselben Leitartikel nun für unsere Verhältnisse zustutzt, oder ob persönlicher Einfluß Sie veranlaßt hat, Ihren Gesinnungen eine Richtung zu geben, die Ihrer früheren Denkweise, so weit sie mir bekannt geworden, stracks zuwiderläuft — wollen wir nicht erörtern; so viel steht fest, daß die gegen uns sich regenden böswilligen Verleumdungen im Allgemeinen auch auf Sie nicht verfehlten, jenen schädlichen Einfluß auszuüben, der gewiß noch den Frieden, wie er bisher zwischen den vernünftig Denkenden beider Nationalitäten gewaltet hat, zerstören wird. — Aber setzen wir uns doch. — Die Ansichten, die Sie eben aussprudelten, gehören Ihrem ehrlichen Sinn nicht an. . ."

„Erlauben Sie, Excellenz . . ."

„Hören Sie mich, wenn ich bitten darf, ruhig an: meine Sprache ist die reine Höflichkeit gegen die Ihrige vorhin. — Unsere Stadt, sagen Sie, sei russisches Eigenthum, dennoch müßten die Russen mit einem verschwindend kleinen Antheil an der Verwaltung 2c. vorlieb nehmen. Nun, das große Waarenlager, das Ihnen gehört, ist russisches Eigenthum. Ihrer Schlußfolge nach dürfte es vorherrschend nur russische Producte und Artikel enthalten und deutsche dürften nur hin und

wieder geduldet sein. Dennoch bringt die Eigenthümlichkeit Ihres Waarenlagers es so mit sich, daß zumeist nur Erzeugnisse des Auslandes die Fächer füllen, während für russische Artikel nur hier und dort Raum gelassen worden ist. Es ist das eine Bedingung, von der das Bestehen Ihres schönen Magazins abhängt. Gewiß, Herr Kainnikow, ähnlich sind die deutschen Eigenthümlichkeiten und Gewohnheiten, die denselben angepaßten Gesetze und Rechte dieser Provinzen die vornehmste Bedingung ihres Bestehens; das Geschäft — um unser kaufmännisches Beispiel ganz auszunutzen — das Geschäft würde in's Stocken gerathen und der Eigenthümer zunächst hätte den Schaden davon. — Daß Ihre Frauen und Töchter in unseren Sitten und Trachten verderben, ist eine nicht minder ungerechte Behauptung. Was die russischen Frauen veranlaßt, allgemach unsere Sitten, Gebräuche und Trachten anzunehmen, das sind die Consequenzen zunehmender Bildung, es ist das Erkenntniß des allgemein Sittlichen, das Aufgehen in die Cultur. — Um fortzuschreiten, hat auch Rußland schon einem großen Theil dieser Bedingungen gerecht werden müssen; um immer weiter fortzuschreiten — es bleibt ihm keine Wahl — muß es auch den Rest sich aneignen. Daß Sprache, Religion und Nationalgefühl unangetastet neben jenen Errungenschaften bestehen können, ist zweifellos; diese heiligen Rechte eines Volkes werden

gegenwärtig nur von Leuten hin- und hergezerrt und als gefährdet ausgeschrien, die entweder ihre ehrgeizige Rechnung dabei haben oder Fanatiker sind. In unseren Schulen — deren hoher Werth selbst dem eitlen Mann an der Moskwa so weit einleuchtet, daß er seine Kinder von deutschen Lehrern unterrichten läßt — erhalte der hier lebende Russe immerhin seine Bildung; will er sie ernstlich zum Nutzen seiner Nation verwerthen — die Sprache ist das kleinste Hinderniß. Nehmen wir Ihren Sohn. Nach seinen erfolgreichen Studien in Dorpat zu urtheilen, wird er reich an Bildung und Kenntnissen in sein Vaterland zurückkehren. Will er das erworbene geistige Gut seinem Volke widmen — wird die Sprache ihn hindern?"

Kainnikow saß mit einem rechten Armensündergesicht dem Präsidenten gegenüber. Die eben vernommenen Ansichten schienen ihm so natürlich, als ob er selbst nie anders gedacht und empfunden hätte, als ob ein billig denkender Mensch nie anders denken und empfinden könne. Dazu kam noch die Ruhe und Würde, mit welcher der Präsident gesprochen, die dem Alten imponirte. Kurz, Sergei Petrowitsch saß reuig da und hatte den Zweck seines Besuches fast vollständig vergessen. Da, als der Präsident schwieg und der Gedankengang des Alten wieder der eigenen Leitung überlassen blieb, verfiel er unwillkürlich wieder auf Sara-

fanow, auf das Domainenhofssecretariat und seinen Zweck. Kainnikows Bekenntniß, daß er Sarafanow gegenüber mit der Willfährigkeit des Präsidenten geprahlt, war in der That aufrichtig: er hatte seinem Freunde ziemlich deutlich zu verstehen gegeben, daß demselben die Secretärsstelle so gut wie sicher sei. Und nun sollte er vor ihm erscheinen und bekennen, daß er eben nur geprahlt habe . . .?

„Excellenz,“ sagte er aufstehend, „ich danke Ihnen. Die Nachsicht, die Sie gegen einen heißblütigen Sechziger üben, thut mir wohl: ich hatte mich vorhin fortreißen lassen. Aber urtheilen Sie selbst: wie soll ich dem Hofrath gegenübertreten, nachdem ich ihm meine Gönnermiene gezeigt? Sie, Excellenz, Sie können nicht mehr von Hoffmann zurücktreten — ich habe es eingesehen; aber wenn nun Hoffmann selbst zurücktritt?“

Der Präsident sah den Alten ein paar Augenblicke ernsthaft an, zuckte unmerklich mit den Achseln und sagte dann in gleichgültigem Ton: „In dem Falle können wir ja weiter darüber reden.“

Froh, dieses unbedeutende Zugeständniß erwirkt zu haben, und fürchtend, der Präsident könnte auch dieses noch zurücknehmen, empfahl sich Kainnikow schleunigst, unter der Versicherung, daß es sich mit den Deutschen vortrefflich lebe. Der Alte heuchelte nicht. Er hätte in diesem Augenblicke unmöglich Rechenschaft dar-

über ablegen können, was es eigentlich mit der bedrohten russischen Sache in den Ostseeprovinzen auf sich habe. Wenigstens paßten darauf die Worte, die er heftig ausstieß, als er auf der rasselnd dahinfahrenden Droschke saß: „Der Teufel mag wissen, was wir eigentlich wollen!"

---

# Neuntes Kapitel.

Man hört in den Ostseeprovinzen häufig den Vorwurf, daß es dem echten Liv- oder Kurländer eigenthümlich sei, auf die aus Deutschland und speciell aus Preußen in's Land kommenden Männer der Thätigkeit mit einem gewissen Unwillen herabzusehen, wie auf Leute, die, trotz aller gegen unsere Schwerfälligkeit vortheilhaft zu Tage tretenden Routine, nicht das Zeug dazu hätten, in ihrer Heimath sich schlecht und recht durchzuschlagen, oder, wie man hier kurzweg sagt, die man drüben nicht brauchen kann. Daß ein solches Vorurtheil, wenn es besteht, meistens auf kleinliche Ursachen zurückzuführen sein wird, ist einleuchtend; es tauchen aber hin und wieder, und namentlich in jenen Thätigkeitssphären, die am ehesten zu Vorurtheilen geneigt sind, Erscheinungen aus dem Westen bei uns auf, die dem spottlustigen Volksmunde reichliche Nahrung zuführen. Einer solchen Erscheinung begegnen wir in unserer Erzählung, und steht sie zu den handelnden Per-

sonen derselben auch nur in geringem Zusammenhang, so ist ihr einmaliges Auftreten doch von zu nachhaltigen Folgen für die Hauptpersonen, als daß es den Leser nicht interessiren sollte, sie sich ein wenig näher anzusehen.

Zu derselben Zeit ungefähr, als Kainnikow den Präsidenten verließ — die Septembersonne beschien noch die Westseite der höher gelegenen Dächer — stand ein Mann vor dem Schenktisch einer renommirten Conditorei unserer Stadt und setzte soeben mit dem bekannten behaglichen Verzerren des Gesichts das Gläschen, aus dem er einen Schnaps zu sich genommen, von den Lippen. Ein Butterbrödchen sodann langsam verspeisend, kehrte Herr Wunder, so hieß der Mann, dem Buffet den Rücken und sah wie Jemand, der im Augenblicke nichts Besseres zu thun hat, sich die Einrichtung des Locals an. Das Buffetzimmer, von dem aus eine gußeiserne Wendeltreppe in die Spiel- und Speisezimmer der Conditorei führte, war — ungelegenerweise — zugleich Lesezimmer. Allen politischen Richtungen und allen Leibfarben entsprechende Zeitschriften lagen in ihren dunklen Saffianumschlägen auf den kleinen Marmortischen zerstreut; wo sie sich aber am meisten angesammelt, da war sicher das bequemste und ungestörteste Leseplätzchen. Zum Beispiel dort in der Ecke, wo ein Herr sitzt und eifrig in der ausgebreiteten Zeitung liest,

die den Titel „Moskwa" führt, und wie eine spanische Wand Kopf und Brust des Lesenden verdeckt.

Während Herr Wunder an seinem Brödchen zehrte, kamen und gingen geschäftige oder müßige Leute, und es mußte auffallen, daß Herr Wunder fast Jeden, der in das Local trat, namentlich grüßte und ein paar gewählte süße Worte an ihn richtete, die die meisten Angeredeten allerdings entweder sehr kurz beantworteten oder ganz zu überhören schienen. Das Bekanntthun mit den Leuten erklärt sich nach einem kleinen Einblick in das Leben des Herrn Wunder von selbst.

Er war Ostpreuße, als Lithograph nach Livland gekommen, hatte in unserer Stadt bald darauf eine hoffnungsvolle Erbin mittelst verschiedener Citate aus Schillerschen Gedichten sterblich in sich verliebt gemacht und sie dann geheirathet, trotz aller Hindernisse seitens der Eltern der Dame, die den „Künstler" nicht zu würdigen verstanden, und trotz aller schwiegerväterlichen Grobheiten, die der Lithograph als klassisch gebildeter Mann — er sprach ein paar lateinische Devisen, wie: ex ungue leonem und: nullum vinum nisi ungaricum — mit einem ihm eigenen stereotypen Lächeln ruhig hinnahm. Den Namen des wohlhabenden Schwiegervaters hinter sich, suchte und fand Herr Wunder bald Leute, denen er durch „der Rede süßen Mund" imponirte, und die dem bescheidenen Mann auf sein ehrlich An-

gesicht creditirten — und eines schönen Tages (vor mehr als Jahresfrist war es) sah man auf dem Schilde eines Kaufladens den Namen „Ludwig Wunder" prangen. Der Lithographengehilfe hatte seine mühevolle Kunst gegen den Schlendrian eines Kurzwaarenhändlers vertauscht, oder, wie er selbst gegen seine neugierigen Kunden äußerte: „Leb'wohl gesagt der sinnigen Minerva und in die Arme mich Merkurs geworfen." Herr Wunder sprach mit Vorliebe rhythmisch.

Im Gewerbeverein, wo ein reger Verkehr aller Stände herrschte, hatte Herr Wunder sich allerseits bekannt gemacht, theils durch seine regelmäßigen, in unklarer, dafür aber gebundener Rede vorgebrachten Inter- und Appellationen auf den Generalversammlungen, sowie dadurch, daß er jedes Mitglied leutselig anredete und es womöglich für ein theologisches Gespräch zu gewinnen suchte, denn auf diesem Gebiet war er durch die tiefsinnige Lectüre des Renan'schen „Leben Jesu" ungeheuer bewandert. Stieß er auf ein orthodoxes Gewerbevereinsmitglied, so lächelte Herr Wunder bescheiden und brach das Gespräch ab.

So ungefähr war der Exlithograph Wunder beschaffen, über dessen äußere untersetzte, starkknochige Erscheinung noch zu bemerken ist, daß sie mit der in Gold gefaßten Brille, mit dem bescheidenen Zuspitzen der dicken Lippen, mit dem ewig verbindlichen, aber pfif-

figen Blinzeln der kleinen braunen blitzenden Augen zu einer interessanten physiognomischen Studie einlud, zumal das Gemisch von seelischem Frieden und Genügsamkeit in dem fahlen hochstirnigen Gesicht zu den übrigen Merkmalen schlauer Berechnung schlechterdings nicht passen wollte.

Herr Wunder hatte bezahlt und wollte sich eben entfernen, als ein junger Mann in die Conditorei trat, bei dessen Anblick der Exlithograph mit einer verbindlich grüßenden Bewegung stehen blieb. Der junge Mann, von ziemlich hohem Wuchs, mochte vielleicht 25 Jahre zählen; er war anspruchslos gekleidet und trug das blonde dünne Haar einfach über der ernsten Stirn zurückgestrichen. Die tiefliegenden geistvollen Augen, die bleichen Wangen, die ein wenig aufeinandergedrückten Lippen — Alles gab dem Gesicht einen männlich stolzen und doch dabei so unbeschreiblich biederen Ausdruck, daß man unwillkürlich für die ganze Erscheinung eingenommen wurde.

„Guten Tag, Herr Hoffmann!“ grüßte Herr Wunder (Hoffmann bekleidete ein Ehrenamt im Gewerbeverein).

„Guten Tag, Herr Wunder!“ lautete gleichgiltig der Gegengruß.

Bei Nennung des Namens „Hoffmann“ sah der Herr in der Ecke flüchtig über den Rand der russischen Zei-

tung hinweg und zog das Gesicht gleich wieder hinter das Blatt zurück. Es war Sarafanow.

Hoffmann hatte bereits den Fuß auf die erste Stufe der Wendeltreppe gesetzt, um hinaufzusteigen, als Herr Wunder seinem Gruß die Frage nachschickte, ob er gratuliren dürfe.

„Wozu?"

„Ich verdanke einem mir befreundeten Beamten die Mittheilung, daß der große Wurf gelungen, Sie so gut wie bestätigt seien zum Domainenhofssecretär."

„So höre auch ich," war die kurze Antwort, während welcher der junge Mann die Treppe hinaufstieg, begleitet von einem haßerfüllten Blick Sarafanows.

Abermals schickte Herr Wunder sich an, die Conditorei zu verlassen und hatte bereits den Krystallknopf der Ausgangsthür erfaßt, als er sich sanft am Rockzipfel zurückgehalten fühlte. Er sah sich um. Hinter ihm stand ein Mann in der allbekannten, schlotternden Tracht der Hebräer. Es war offenbar ein reicher und von der Cultur schon gestreifter Jude, wie sie bei uns noch selten sind, denn seine Kleider bestanden aus guten Stoffen und namentlich war seine reine Wäsche von feinster Leinwand.

„Schön' guten Tag, bester Herr Wunder."

„Ex ungue leonem! Was führt Sie her, mein Krösus?"

„Das ist nicht recht, bester Herr Wunder: heute ist der Verfalltag und die Uhr bald sechs und Sie zeigen sich den ganzen Tag nicht in Ihrem Geschäft. Wollen Sie bezahlen oder soll ich lassen protestiren die Wechsel?“

„Es hören uns die Leute, darum bitt' ich, nicht so laut.“ Und zutraulich die Hand auf des Hebräers Schulter legend, zog Herr Wunder sich mit ihm tiefer in das Local zurück, bis sie in nächster Nähe des unbeachtet dasitzenden Lesers der „Moskwa“ angelangt waren.

„Zwei Wechsel sind's, nicht wahr? ein jeder groß einhundert?“ fragte der Kaufmann und Exlithograph mit gedämpfter Stimme.

„Hier.“

Der Jude zog ein fettiges dickleibiges Taschenbuch hervor und präsentirte die Scheine. Mit einem seelenfriedlichen Lächeln betrachtete Herr Wunder kennerischen Blicks die schmalen Scheine, als wären sie Lithographiemuster, und begann dann dramatisch:

„Was thun, spricht Zeus, die Welt ist fortgegeben; das Feld, der Markt, die Jagd sind nicht mehr mein — willst Du in meinem Himmel mit mir leben ...“ schloß er, den Arm um den Nacken des Juden legend.

„Ach, halten Sie mich nicht auf mit den Faxen!“ rief Jener ärgerlich, „— ich lass' sie protestiren.“

„Das können Sie; doch prolongiren Sie, mein lieb-

ster Markuschew, die Wechsel mir auf läng're Frist. Ich habe an Kainnikow in nächster Woch' eintausend baar zu zahlen."

Sarafanow blickte bei diesen Worten, die zwar leise, aber vernehmlich gesprochen wurden, überrascht auf; der Jude steckte seine beiden Wechsel verächtlich lächelnd wieder in die Brieftasche — und Herr Wunder, indem er die Hand tröstend auf die Schulter seines Gläubigers legte, sagte declamirend: „Und ob die Wolke sie verhülle — die Sonne bleibt am Himmel stehn."

Darauf entfernte sich Einer nach dem Andern.

Sarafanow warf noch einen letzten Blick auf den Leitartikel der „Moskwa", nahm dann einen Stoß Bücher, der ihm zur Seite auf der Fensterbank lag, unter den Arm und verließ gleichfalls die Conditorei, ohne etwas genossen zu haben.

Je weiter er durch die Straßen der Stadt zur Vorstadt schritt, desto mehr verfinsterte sich unter den Gedanken, denen er nachhing, sein anfangs ruhig überlegendes Gesicht. Es war eine bewegte Woche, die er durchlebt hatte, und deren Ereignisse er nun vor seinem prüfenden Blick Revue passiren ließ. Das Herz voll quälender Zweifel, wie er sie am letzten Sonntag aus dem Kainnikowschen Hause mitgenommen, war der Magister zur Villa des Erzbischofs hinausgepilgert und hatte dort nach einer ziemlich stürmischen Unterredung

durch die dräuende Kraft seiner Argumente den starren Geist des Prälaten, den zu beugen selbst ein Cabinetsbefehl Sr. M. des Kaisers nicht Kraft genug zu besitzen schien, zu Gunsten freierer Ausübung des Unterrichts und Gottesdienstes der Altgläubigen mürbe gemacht. Mit dem stolzen Gefühl, einen Erfolg errungen zu haben, dessen immense Tragweite unserem Helden den Dank und die Ergebenheit von Tausenden bis dahin unter hartem Druck in den Ostseeprovinzen lebender Altgläubigen sichern muße, kehrte Sarafanow zur Stadt zurück, nunmehr sicher, daß keine Thür eines Altgläubigen sich vor ihm verschließen werde, wenn er an dieselbe klopfen würde, um von diesen Hamstern der russischen Nation gegen die Freiheit, die er ihnen brachte, die Summen in Empfang zu nehmen, deren er zur Gründung seines Werkes bedurfte. Und in der That, in den ersten drei Tagen der Woche, die der Magister ausschließlich dazu verwendete in Gemeinschaft mit Boldeschow die Kapitalisten der altgläubigen Gemeinde aufzusuchen und unter ihnen für die Brüderschaft „zur Russificirung der Letten und Esten" Propaganda zu machen, erzielte er Resultate, die seine kühnsten Erwartungen übertrafen. Alle zeichneten in der Freude ihres Herzens über den endlich angebrochenen Tag der Erlösung Summen, die zwar nichts weniger als über ihre Kräfte hinausgingen, doch aber ein so bedeutendes

Grundkapital bildeten, daß es nur noch des Beitritts der wohlhabenderen Rechtgläubigen bedurfte, um das Unternehmen Sarafanows vollständig zu consolidiren. Ohne Rast und Ruh ging's dann an ein Correspondiren und Berathen mit auswärtigen und einheimischen Patrioten und Demokraten, und erst als alle Entwürfe fertig waren, konnte der unermüdliche Wühler seine Aufmerksamkeit den eigenen Angelegenheiten, der Privatpolitik, die er trieb, zuwenden.

Bei diesem Zeitpunct angelangt, war es, wo die Züge des langsam Dahinwandelnden sich umwölkten und immer düsterer und düsterer wurden. Er war vorgestern beim alten Kainnikow gewesen, um boshaft zu fragen, ob Madame ihm Erlaubniß ertheilt hätte, der projectirten Brüderschaft beizutreten? ferner, ob ernstliche Schritte beim Domainenhofspräsidenten hinsichtlich der Secretärsstelle gethan seien? endlich, ob der Vater zu Gunsten des Freiers ein zuredendes, resp. gebietendes Wort gesprochen? Zu allen diesen Fragen hatte der Alte wieder ein Armensündergesicht gemacht und auf die erste kleinlaut geantwortet, er habe Marie Pawlowna zur Anhörung seines Anliegens noch nicht günstig genug gestimmt gefunden; auf die zweite: der Präsident sei Sonnabends am besten zu sprechen; auf die dritte: er hätte die Sache Sarafanows durch seine Ungeschicktheit am Ende verderben können. Achselzuckend hatte

der Magister sich dann auf den Rath Kainnikows in den Garten begeben, der sich hinter dem Hause ausdehnte, wo er die Damen antreffen würde. Sarafanow war entschlossen, vorläufig Marie allein zu sprechen, und zu erforschen, ob sie ihm jene abschlägige Antwort am vergangenen Sonntag im Zustande einer erklärlichen Furchtsamkeit gegeben, oder ob ihr Herz bereits engagirt, und zwar, wie er ahnte, bei Hoffmann engagirt sei. — Nach langem Suchen im Garten hatte er Marie allein angetroffen, wie sie eben ihre beiden Rehe fütterte. Ein glühender, tödtlicher Haß gegen Heinrich Hoffmann war das Resultat einer kurzen Unterhaltung, bei der Sarafanow das bekannte, zur Ausforschung eines Mädchenherzens in der Regel probate Manöver anwandte, den gemuthmaßten Liebling mit beredter Zunge erst zu preisen und darauf seine Fehler detaillirt herzuzählen. Marie hatte vor Entzücken gestrahlt und dem Lobredner wiederholt mit den dankbarsten Blicken gelohnt, für den Tadler Heinrichs aber nur zorniges Erröthen gehabt. Der Beobachter wußte genug.

Seitdem hatte er noch keine Stunde Schlafs finden können. Wo er ging und stand oder auf seinem Lager sich wälzte, waren Vernichtungspläne gegen den nunmehr doppelt verhaßten Feind seine einzigen Gedanken und das heute Vernommene über die Aussichten

Hoffmanns auf das Secretariat schüttete nur noch Oel in die ohnehin helllodernden Flammen seines in Haß sich verzehrenden Innern.

So langte er bei seiner Wohnung an. Vor dem Hause stand das ihm wohlbekannte Gespann Kainnikows.

Sergei Petrowitsch hatte sich von der Wohnung des Präsidenten direct zu Sarafanow fahren lassen. Er hatte diesem nicht gerade Angenehmes mitzutheilen und war daher ganz zufrieden, den in letzter Zeit so sehr reizbaren Magister nicht zu Hause zu finden. Er wäre umgekehrt, wenn ihn die alte redselige Aufwärterin Sarafanows, die im Vorhause damit beschäftigt war, neue Kohlen in die Zugröhre des bereits singenden Samowars zu werfen, nicht daran gehindert hätte.

„Gleich muß er hier sein. Seitdem er — Gott weiß warum — nicht mehr in die Nachbarschaft zum Thee geht, muß der Samowar um 7 Uhr auf dem Tisch stehen. Gott erlöse ihn von allem Uebel; er ist jetzt immer so finster. Bitte, spazieren Sie nur herein." Damit schloß sie die Thür, die Sergei Petrowitsch geöffnet in der Hand gehalten hatte, und schob ihn sanft in's Zimmer.

Kainnikow, der seinen jungen Freund bei sich im Hause stets mit Ungeduld erwartete, suchte ihn daheim nur höchst selten auf. Hier war es für den an alle

Bequemlichkeiten des Lebens gewöhnten Kaufmann in der That unerträglich unwohnlich. Die Wohnung Sarafanows bestand aus zwei Zimmern. Das erste, größere erinnerte mehr an eine Tischlerwerkstatt, als an die Behausung eines Oberlehrers. Vor dem Fenster stand eine Drehbank, welche hier die Wahrnehmung bestätigte, daß starrköpfige Menschen in der Regel eine Neigung zum Drechseln haben: das härteste Holz muß unter ihren Händen nachgeben, sich fügen. Um die Bank herum lag und stand theils halb bearbeitetes, theils rohes Material. An der Wand hing Drechsler- und Tischlerwerkzeug. Die wenigen unentbehrlichen Möbel waren zum Theil roh gezimmert: eigenhändige Werke Sarafanows aus früherer weniger bewegter Zeit. — Das zweite Zimmer war Studir- und Schlafzimmer zugleich und wenigstens zur Hälfte mit unordentlich übereinandergestapelten Büchern angefüllt. Auf dem großen Schreibtisch, den wenigen Stühlen, dem Schlafdivan lagen auf- und unaufgeschlagene Bücher. Sergei Petrowitsch steckte mit sichtbarer Scheu nur den Kopf in die Kammer und begann dann im ersten Zimmer nach einem bequemen Sitz sich umzusehen. Da trat Sarafanow herein.

Der Alte ging ihm eilfertig entgegen, und begann, um so schnell als möglich über seine Verlegenheit hinwegzukommen, ohne Einleitung, ohne

Gruß: „Sie sagt, ich soll thun, wie es mir gefällig ist. Sie wissen, verehrtester Stepan Nikititsch, was das bei ihr zu bedeuten hat. Marie Pawlowna, sagte ich, Sie wissen nicht, wie die armen Letten und Esten unter dem Druck ihrer habsüchtigen und herrischen Pastoren seufzen, wie sie sich sehnen, der Vortheile und Segnungen unserer rechtgläubigen Kirche theilhaftig zu werden. Wir sind reich, sehr reich; wir werden es kaum merken, wenn wir an unserem Theil ein paar Tausend jährlich beitragen, das Loos der Aermsten zu erleichtern. Die Brüderschaft ist ein großes, großes Werk. Ja, so sprach ich zu ihr. Da seufzte sie auf und ging . . . Ach, Stepan Nikititsch," klagte Kainnikow, auf einen Stuhl sich niederlassend, „wenn Sie wüßten, wie mir diese Seufzer in's Herz schneiden, wenn Sie . . ." Die Stimme des Alten begann zu zittern, als Sarafanow ihn in rauhem Tone unterbrach.

„Sind Sie ein Kind, oder sind Sie ein Mann, Sergei Petrowitsch!?"

„Erlauben Sie!" rief Kainnikow aufspringend.

„Als Mann und Russe," fuhr Jener unbeirrt fort, „würde ich mich einer so unwürdigen abhängigen Stellung, wie Sie sie Ihrer Frau gegenüber einnehmen, schämen. Verstehen Sie den Begriff „mein?" Ich habe zu verfügen und zu befehlen über das, was mein ist,

und nicht erst darum zu wimmern und zu winseln! „Thun Sie, was Ihnen gefällig ist!“ Nehmen Sie Marie Pawlowna doch beim Wort und thuen Sie in der That, was Ihnen gefällig ist, wozu Sie, wollen Sie ein echter Russe, ein wahrhafter Patriot sein, verpflichtet sind.“

„Sagen Sie mir nur eins, aber aufrichtig, Stepan Nikititsch: würden Sie nach diesen Grundsätzen auch meinen Engel, meine Tochter behandeln?“

Das war ein Treffer. Sarafanow that, was er in Fällen, wo er sich geschlagen fühlte, zu thun pflegte. „Ah, mein Herr,“ brauste er heraus, „Sie wollen mich versuchen!? Doch ich habe heiligeren Verpflichtungen, ernsteren Gedanken nachzugehen, als ungehörige Einfälle zu beantworten.“

„Erlauben Sie!“

„Sie wollen sich Ihrer Frau Gemahlin gegenüber nicht compromittiren, indem Sie unserer Sache kraft selbstständiger Entschließung beitreten — ich bin's zufrieden, treten Sie zurück. Ich will's versuchen, mit den Kräften, die ich bereits besitze, den übermüthigen Deutschen dasjenige Terrain abzugewinnen, auf welchem sie über uns dominiren werden, so lange sie sich auf demselben behaupten. Das Landvolk ist ihre Stütze, ihr Hinterhalt. Haben wir das erst an uns herangezogen, dann soll mir Rußland Zeuge sein, wie dieses lächerlich winzige, aber arrogante breitspurige Häuflein

Transmariner zusammenschrumpfen wird zu einem bedeutungslosen Nichts. Ich zehre mich auf beim täglichen Anblick dessen, wie eine Hand voll Ansiedler und Ritter über die Angehörigen der mächtigsten Nation schalten und walten, das tägliche Brod uns zuschneiden, uns die Statistenrollen zutheilen —, sich selbst aber die Heldenrollen vorbehalten; wie sie uns zu Stubenheizern, Wagenlenkern, Abschreibern und ihren sonstigen Handlangerarbeiten verbrauchen, während sie selbst dick und rund und übermüthig geworden sind auf der Mast ihrer Aemter, diese Herrmeister, Bürgermeister, Postmeister, Rentmeister, Stempelmeister und Meister und nichts als Meister! — — Empört und erstaunt blicken unsere Brüder im Herzen Rußlands auf diese zum Himmel schreiende Herrschaft des Deutschthums in russischen Gouvernements, sie erröthen vor uns, die wir mit sclavischer Geduld, aller Nationalehre baar, die schimpfliche Herrschaft ertragen. Das russische Volk erwartet mit Ungeduld, daß wir uns ermannen, seine Ehre hier zu vertreten — das weiß ich. Ich hoffte, nur Gleichgesinnten hier zu begegnen, um mit vereinten Kräften an's Werk der Emancipation zu schreiten — allein hier will man sich nicht compromittiren. Das aber soll mich nicht irre machen, nicht entmuthigen; die ermunternden Blicke von ganz Rußland werden mich über alle Schwierigkeiten hinweg-

heben, der Dank von ganz Rußland wird mein Lohn sein.“

Er schwieg und sah unwillkürlich um sich, als stehe er am Ehrenplatz der langen reichgedeckten Tafel im russichen Club und erwarte den gewohnten Beifallssturm, der in jenen Räumen wirklich immer darin gipfelte, daß der gefeierte Held auf einen Stuhl genöthigt und mit demselben dreimal unter betäubenden Hurrahrufen in die Höhe gehoben wurde. — Dann auffahrend und wie sich besinnend, sagte Sarafanow plötzlich in vollständig verändertem Tone: „Aber was thue ich! Verzeihen Sie, verzeihen Sie, Sergei Petrowitsch, meine Unachtsamkeit! Sie beehren mich heute nach ewig langer Zeit wieder einmal mit Ihrem Besuch und ich habe Sie noch immer nicht willkommen geheißen. Ich bin herzlich erfreut, Sergei Petrowitsch, herzlich erfreut. Nehmen Sie Platz.“

Kainnikow that es. Er fühlte sich in diesem Augenblicke so recht unbedeutend diesem Manne gegenüber, der alle drei Ostseeprovinzen in die Schranken rief und die große russische Nation aufforderte, Zeugin seiner Erfolge zu sein. Sarafanow hatte die längere Rede natürlich mit Berechnung auf den Ehrgeiz seines Zuhörers gehalten. Der Alte, dessen Geist anfangs noch, in Folge der Unterredung mit dem Präsidenten, befangen gewesen, war jetzt neu elektrisirt für das, worauf

die Blicke von ganz Rußland gerichtet sein sollten, und ging in die Falle.

„Stepan Nikititsch," begann er, „eigentlich sollte ich Ihnen böse sein, daß Sie mir so wenig Patriotismus zutrauen. Ihre Aeußerung, ich wolle mich nicht compromittiren, ist mindestens unüberlegt, streng genommen, beleidigend. Rußland geht mir über Alles, und für Rußland einmal etwas Augenfälliges thun zu können, ist von je her mein stiller Wunsch gewesen. Ihnen habe ich es zu danken, daß Sie mir den Weg angegeben, auf dem dieser Wunsch zu realisiren ist. Ich trete . . ." Sergei Petrowitsch hielt mitten im Fluß seiner Rede inne und fuhr erst nach einer Weile fast flüsternd fort — „ich trete der Brüderschaft mit 2000 Rub. jährlich bei. Ja, das Opfer bring ich Rußland, daß ich Marie Pawlowna täusche. Gott weiß es: es geschieht zum ersten Mal in meinem Leben."

Das unmuthige Gesicht Sarafanows heiterte sich ein wenig auf. „Es thut mir wohl, Sergei Petrowitsch," sagte er, dem Alten die Hand reichend, „Sie hervorragen zu sehen aus dem kleinen Kreise patriotischer Männer, die die russische Nation in nicht zu langer Zeit als ihre Ehrenretter feiern wird. — Und nun lassen Sie uns auf das Werk der Brüderschaft, deren Gründung ich erst mit Ihrem Beitritt als ganz gesichert betrachten kann, ein Glas Wein trinken. Einige Fla-

schen bemoosten Burgunders, die mir Se. Eminenz vor längerer Zeit zum Geschenk machten, haben bis jetzt auf die passende Gelegenheit gewartet."

Aller Einwendungen von Seiten Kainnikows ungeachtet, wurde die den Theetisch deckende Aufwärterin beauftragt, eine von den Flaschen aus dem Keller zu bringen, und als sie erschien und der Wirth zwei Gläser mit dem glühenden Burgunder anfüllte, da hätte man das vor lauter Behagen strahlende Gesicht des alten Russen malen können.

Sarafanow, der in Gesellschaft nie ein Glas Wein an die Lippen setzte, ohne den edlen Trank durch ein paar patriotische Dithyramben geweiht zu haben, stand auf, erhob sein Glas und sagte:

„Als ich vor nun bald sechs Jahren meinen Fuß in dieses Ostseeland setzte, da glaubte ich in einer Einöde mich zu befinden, so einsam, so allein sah ich mich unter den Raubrittern, diesen Beduinen der für Rußland sympathieleeren Wüste. Nach dem erfrischenden Anblick eines Menschen, eines Russen lechzend, schritt ich langsam weiter, hoffend eine Oase zu finden. Und siehe da, ich fand sie. Diese liebe heimathliche Oase in dem, was Sympathie für uns Russen anbelangt, feindseligen Wüstenlande — fand ich in Ihnen, Sergei Petrowitsch, und Ihrer Freundschaft. Mit dem herzlichen Wunsche, daß unsere Oase sich weiter, immer weiter ausdehnen,

mehr, immer mehr Freunde und Gesinnungsgenossen aufnehmen möge — in diesem wohlthuenden Sicherheitsgefühl stoße ich an Ihr Glas, daß es klingen möge wie die Hoffnungen in meiner Brust: hell und groß in eine helle große Zukunft Allrußlands. Es lebe Mutter Rußland!"

„Hurrah! Hurrah! Hurrah!" schrie, hingerissen, der alte Kainnikow, erhob sein Glas, stieß begeistert an und leerte das dickleibige in einem Zuge. Dann breitete er die Arme aus. „Komm her, Bruder, laß Dich küssen! — — So. — Ja, Du bist ein echter Russe, und Du sollst mein Schwiegersohn werden und kein Anderer, bei Gott! Nur sich bei Marie Pawlowna gut gestellt," fuhr er eifrig fort; „dann wird Alles vortrefflich gehen, dann nehme ich alles Andere auf mich. — Wie ist es Ihnen vorgestern ergangen? Haben Sie mit Marie Pawlowna gesprochen?"

„Ihre Frau Gemahlin habe ich nicht das Vergnügen gehabt, zu sehen, wohl aber Ihre Tochter."

„Nun?" fragte Kainnikow, als Sarafanow nichts mehr hinzufügen zu wollen schien.

„Sergei Petrowitsch — ich habe gefunden, daß, wenn Sie nicht bestimmend, mit Ihrer ganzen väterlichen Autorität bestimmend auf Ihre Tochter einwirken, diese in der Unschuld ihres Herzens leicht das Opfer eines speculativen Deutschen werden könnte."

„O, gehen Sie mir doch weg! sie ist ein Kind; sie denkt nicht d'ran. Ich wiederhole: gewinnen Sie nur die Mutter — alles Andere nehme ich auf mich. — Auch die Secretärsstelle, wegen der ich heute mit dem Präsidenten eine ganze Stunde lang verhandelt und," fügte er wichtig hinzu, — „einen harten Strauß ausgefochten habe, ich sage: auch die Secretärsstelle ist für Sie zu retten."

„Daß Herr Hoffmann die Stelle bekommt, werden Sie, Sergei Petrowitsch, wohl schwerlich mehr verhindern können . . ."

„So?" unterbrach ihn Kainnikow prahlerisch, — „aber wenn ich es nun verhindere?"

„Denn heute," fuhr Jener fort, „als ich die — in unserem Club unverantwortlich nachlässig besorgten — neuesten Zeitungen zu lesen in der Börsenconditorei saß, hörte ich den gleichfalls dort anwesenden Herrn Hoffmann einem andern Herrn — ich glaube, er nannte ihn Wunder . . ."

„Wie sagten Sie? wie nannte er ihn?"

„Wunder — die Mittheilung machen, daß seine Anstellung im Domainenhof nunmehr so gut wie gesichert sei."

„Wunder! — Hm, hm!" grübelte Kainnikow, — „was hat Hoffmann mit Wunder zu thun?"

„Wie so? wer ist Wunder?"

„Wie!? Wunder ist ja ... Ach so," unterbrach er sich, — „Wunder ist ein mir bekannter Kaufmann ... Hm! ... Doch wovon sprachen wir? Ja, von der Secretärsstelle, die ich noch nicht so ohne alle Umstände aufgebe. Wir werden ja sehen. Indessen, ich bin entsetzlich abgespannt und angegriffen: bin auch dreimal im Feuer gewesen: bei Marie Pawlowna, beim Präsidenten und hier im dicksten. Nun, guten Abend, guten Abend! — Sieht man Sie nicht heute zum Thee?"

„Danke ergebenst. Sie sehen, mein Samowar wartet auf mich."

„Dann morgen. Sie sind mir immer willkommen. Ergebenster Diener."

Kainnikow ging. Gleich darauf hörte man die Egoïstka davonrasseln.

Sarafanow schickte die Aufwärterin nach Hause, setzte sich an den Theetisch, stemmte beide Ellbogen auf denselben und vergrub die Hände in seinem langen Haar. Seine Brust hob und senkte sich gewaltig, die Blicke hafteten starr an der leinenen, blau bedruckten Tischdecke, das Theeglas und der neusilberne Theelöffel darin begannen zu hüpfen und zu klirren unter der Leidenschaft, die das Innere dieser ungebändigten Natur erschütterte.

Wie ein Blitz war dem Parteigänger, als Kainnikow des Secretariats erwähnte, ein Plan durch

den Kopf gefahren. Er knüpfte sich an die beiden Namen Hoffmann und Wunder; sein letzter Zweck war: zwei Deutsche mit einem Schlage bei einem Russen um den Credit zu bringen. Es hatte sich Alles fast von selbst gemacht: das Mißtrauen Kainnikows zu seinem Schuldner ist vorhanden; Hoffmann ist von Kainnikow zwar nicht mit der Person, aber doch mit der Sache bekannt gemacht worden; er unterhält sich mit Wunder. Wunder wird von der zerstörten Obligation durch ein paar anonyme Zeilen in Kenntniß gesetzt und verweigert die Zahlung. Der Verdacht des aufbrausenden Alten fällt auf Hoffmann. Sarafanows politischer und persönlicher Feind, der teuflische Germanisator, der ihm so theure Seelen entrissen, der gunsterschleichende Lehrer Marie's, sein verhaßter Nebenbuhler ist im Hause Kainnikows unmöglich, als dessen Schwiegersohn undenkbar geworden.

Der Parteigänger hatte den inneren Kampf ausgekämpft; die Leidenschaft hatte über das Gewissen den Sieg davon getragen. In ruhigere Gedankenbahnen einlenkend, präparirte Sarafanow sich ein Glas Thee, schlürfte etwas davon, warf dann den Kopf in die Lehne seines Stuhls zurück und blickte beschaulich hinauf zur Decke. Die Ereignisse der Woche — waren sie nun beschlossen? sollte er nun den Strich ziehen unter die Wochenschau, die er beim Nachhausegehen ab-

gehalten? Ein Etwas hielt seine Hand davon zurück; es war ihm, als erwarte ihn noch ein Unangenehmes.

Da klopfte es an die Thür.

Sarafanow fuhr zusammen. „Das ist es," murmelte er und rief dann laut: „Herein!"

„Seine Hohe Eminenz ersuchen Ew. Hochwohlgeboren, sich zu ihm zu bemühen. Hohe Eminenz sind in der Stadt."

Der Magister stand auf, knöpfte seinen Uniformsrock zu, setzte die Mütze mit der Cocarde auf und ging, nachdem er die Außenthür verschlossen, mit dem Läufer des Erzbischofs davon.

## Zehntes Kapitel.

Nach Allem, was über Heinrich Hoffmann vorausgeschickt worden ist, wird der Leser wohl kaum erwartet haben, die persönliche Bekanntschaft dieses Mannes in einer Conditorei zu machen. Die Veranlassung dazu war folgende.

In einem der zur Conditorei gehörigen oberen Zimmer, an dessen geschlossener Thür außerhalb eine Papptafel mit der sehr deutlichen Aufschrift „Bestellt" hing, saß um einen für 6 Personen gedeckten Tisch eine Gesellschaft von 4 Herren, von denen zwei sich schweigend verhielten, der dritte dem vierten, welcher laut aus der „Moskwa" vorlas, mit vielfachen Aeußerungen lebhaftester Entrüstung zuhörte. Den ausdrucksvollen, mit langem aber sehr spärlichem Haar versehenen Kopf weit vorstreckend, mit einem stehend sarkastischen Lächeln auf den fülligen Lippen war dieser letztere Zuhörer bestrebt, seinem Ohr durch die demselben angefügte hohle Hand größere Hörfähigkeit zu geben; man konnte es ihm leicht ansehen, daß er gewohnt war, einem Redenden

die Worte mehr mit dem durchdringenden, durch eine Brille noch verschärften Blick aus den Augen und von den Lippen zu lesen, als allein seinem Ohr zu vertrauen. — Einen vollständigen Gegensatz zu der lebhaften Aufmerksamkeit dieses Zuhörers, den die Freunde gern den gespannten Bogen nannten, bildete der zweite der Anwesenden, sein Gegenüber — der Aelteste in der Gesellschaft, eine hohe, ernste, schwarze Gestalt. Er saß da mit unbeweglichem Ausdruck im schmalen, in einem beständigen Gedankenleben durchgeistigten Gesicht: die shakespear'sche Stirn auf die Hand gestützt, die dunklen Augen in's Unendliche gerichtet, die schmalen schweigsamen Lippen fest geschlossen. — Lächelnd, von oben herab, hörte der Dritte zu, den Lesenden von Zeit zu Zeit selbst noch durch die scharfe, goldgefaßte Brille mit einem gekniffenen Seitenblick betrachtend. Er schien mit seinem jugendlich edlen, aristokratisch feinen Gesicht, dem hellblonden kaum einige Jahre alten Kinn- und Schnurrbart, dem kräftigen, wellig und diagonal in die hohe Stirn fallenden aschblonden Haar der Jüngste unter den Vieren, so daß zwischen seinem Alter und dem des Aeltesten in der Gesellschaft vielleicht fünfzehn Jahre liegen mochten. — Der Lesende endlich war eine originelle Erscheinung: auf einer starken, gedrungenen Gestalt ein kolossaler Kopf; das rothe Haar undurchdringlich dicht, wollig

und kurz; in der ganzen Lebensfülle des röthlichen Gesichts die glücklichste Harmonie von Geist und Materie, belebt noch durch ein paar kleine, tiefblaue, beständig schalkhaft blinzelnde Augen.

Diese vier Männer, Söhne des baltischen Landes, waren sämmtlich wohlbekannte Erscheinungen in der social-politischen Welt an der Ostsee; sie bildeten, wenn man will, den Ausschuß der von Sarafanow gefürchteten Journalisten und Juristen, den Mann miteingeschlossen, welcher soeben schweigend eintritt und die Thür hinter sich in's Schloß zieht.

„Erlaub'," unterbrach der Blonde den Lesenden und wandte sich dann mit der Frage: „nun, Julius — und Hoffmann?" zum Eingetretenen, dessen graubleiches Gesicht, mit den abgespannten Muskeln und dem düstern Zuge um die Augenbrauen, an sich etwas unheimlich Strenges, Kaltes gehabt hätte, wäre nicht ein glühender, unter die Brauen hinwegsehender Blick auch für den mit der rastlosen Thätigkeit dieses Mannes nicht vertrauten Beobachter Zeuge dessen gewesen, daß unter diesem anscheinend unnahbaren Aeußeren ein starkes warmes Herz schlug, und zwar in leidenschaftlicher Liebe für den Glauben, für das Recht, für die Sprache seiner Heimath.

„Hoffmann läßt sich entschuldigen," antwortete der Gefragte. „Er übersetzt uns eben einen längeren Ar-

tikel aus der „Nordischen Post", der den Demokraten an der Moskwa etwas auf den Leib rückt. — Ich sehe, ihr weidet euch an dem neuesten Product moskau'scher Infamie. — Aber sag', Ernst, was feierst Du denn heute?" fragte er seinerseits den Blonden, indem er gleichzeitig ihm und dem schweigsam sinnenden älteren Herrn die Hand drückte.

„Ich feiere heute etwas, was morgen die ganze Stadt, übermorgen das ganze Land feiern wird," sagte mit diplomatischem Lächeln und einer für sein Alter ungewöhnlich ruhigen abgemessenen Sprache der Blonde. „Doch Hoffmann muß erst hier sein."

Er schellte, entnahm seinem Taschenbuch eine Karte, schrieb einige Zeilen auf die Rückseite und übergab sie dem eingetretenen Kellner mit den Worten: „Lassen Sie das gleich in die Redaction besorgen. Und dann tragen Sie auf."

„Weiter im Text!" rief der Gespannte, der dem Ende des Zwischengesprächs mit Ungeduld entgegengesehen hatte.

Der Rothe nahm die russische Zeitung wieder zur Hand und las gleich vom Blatt deutsch: „... Man sollte es kaum glauben, aber die Thatsachen sprechen dafür, daß diese Herren Pastoren von Hof zu Hof, von Gesinde zu Gesinde pilgern und unsere rechtgläubige Kirche, zu der die mächtigste Nation der Erde in

tiefster Verehrung, als zu dem Allertheuersten und Allerheiligsten, was sie besitzt, sich bekennt, mit Spott und Hohn vor den Augen der unwissenden, in Folge Jahrhunderte langer Knechtschaft, bitterster Noth und schreiendsten Elends stumpf gewordenen rechtgläubigen Bauern in den Koth ziehen, indem sie unser theures Kirchenrussisch als nur dem Satan verständlich, unsern Gottesdienst als lächerliche Spielerei, unsere Geistlichkeit als langhaarige, gierige, schwelgerische, schmutzige Unholde bezeichnen ..."

Ein allgemeiner Ausruf empörten Unwillens unterbrach den Uebersetzer. Selbst das dunkle Auge des Schweigers zornfunkelte, als er seiner Ueberraschung durch die gedehnten Worte Luft machte: „Das muß ich sagen!"

„Geduld, es ist gleich zu Ende," sagte der Rothe und fuhr fort: „Es kommt alle Tage vor, daß der Gutsherr im Einverständniß mit dem Pastor einem mit seiner Familie am Rande des Hungertodes stehenden rechtgläubigen Bauern nur unter der Bedingung ein Loof Roggen verspricht, wenn dieser sein Kind, dessen das bleiche abgemagerte Weib erst guter Hoffnung ist, lutherisch taufen zu lassen verspricht, — ja man hat in dieser Beziehung schon Drohung und Gewalt angewendet .... Wenn dergleichen zum Himmel und zu der russischen Nation schreiende Gewalt-

thaten trotz aller dagegen bestehenden Gesetze geschehen, was würde erst die Folge der Aufhebung dieser Gesetze sein, um welche das staats- und russenfeindliche Element in unseren russischen Ostseegouvernements, wie es heißt, gegenwärtig in Petersburg intriguiren soll? ..."

Die Männer, zu denen sich mittlerweile Heinrich Hoffmann, der still eingetreten war, gesellt hatte, sahen sich gegenseitig an, wie um sich zu überzeugen, ob der Andere dasselbe gehört habe. Dann aber schnellte der Pfeil ab von dem auf's Aeußerste gespannten Bogen, und die dem Zornglühenden auch in ruhigen Momenten eigene, auf seinen Wahlspruch: „Immer vorwärts durch dick und dünn!" zurückzuführende derbe Redeweise, bei der es ihm nicht auf die Worte ankam, wenn sie nur das Richtige trafen, kannte in diesem Augenblicke keine Rücksicht.

„Wer mag der perfide Hund sein, der mit diesem haarsträubend verleumderischen Gekläff uns überfällt? „„Unser hochverehrter Correspondent schreibt uns aus Livland,"" nicht wahr, so heißt es im Eingang?"

„Ja," sagte der Rothe, „und, glaubt mir, der Hochverehrte ist kein Anderer als Sarafanow. Seine Art verleugnet sich nicht, mag er nun bei Katkow die Deutschen, oder bei Aksakow die Lutheraner denunciren."

„Du kannst Recht haben," sagte der Gespannte, unheilbrütend in seine Tasse mit Bouillon blickend

und den Schulze-Delitzsch-Bart fortwährend von unten hinaufstreichend, der durch diese Gewohnheit bereits eine Muschelform angenommen hatte.

„Ich bin derselben Ansicht," bemerkte Hoffmann, „um so mehr, als, wie ich weiß, Sarafanow gerade in der letzten Zeit in dieser Richtung gewühlt hat. Denkt Euch, er hat das Unmögliche möglich gemacht: er hat den Hochwürdigen zur Nachgiebigkeit gegen die Altgläubigen vermocht, und nun haben sie mit diesen, oder richtiger mit dem Gelde derselben einen Compromiß geschlossen, der es Sarafanow leicht möglich machen könnte, eine Brüderschaft zu stiften, deren ausgesprochener Zweck ist: unter dem Landvolk Propaganda zu machen. Den Altgläubigen wird die Brüderschaft natürlich als rein politische, der großen Nation als politisch-religiöse, der Regierung einfach als religiöse Einrichtung empfohlen."

„Alles das zu wissen," rief der Gespannte, „Alles das zu lesen und nicht öffentlich sagen, schreiben und beweisen dürfen, daß das Landvolk in hellen Haufen unsere Pastoren, den Generalgouverneur und diesen Hohenpriester täglich bestürmt, knieend, flehend: gebt uns unseren Glauben wieder! — nicht schreiben und der irregeführten russischen Gesellschaft beweisen dürfen, daß der zehnmal mehr gesittete Lette und Este den branntweinduftenden Popen verachtet, über ihn sich

lustig macht! Man könnte lachen, wenn einem die Censurbinde nicht so entsetzlich eng um die Kehle säße!"

„Im Pernauschen," bemerkte der Blonde nach diesen stürmisch gesprochenen Worten, „haben die Leute neulich einen Popen ganz schauderhaft zugerichtet. Derselbe drang im vollständig trunkenen Zustande in die Wohnung eines Wirths, um „den Teufel auszutreiben" aus dessen durch eine Nothtaufe dem Lutherthum anheimgefallenen Erstgeborenen."

„Das erzählte mir heute der dortige Pastor Falck," bestätigte der Graubleiche. „Man hat ihn wegen der in seinem Sprengel zum Ausbruch gekommenen allgemeinen Taufbewegung auf höheren Befehl nach Riga vorladen müssen, aber Falck hat in der dazu niedergesetzten Commission Dinge zur Sprache gebracht, die die „russische Sache" in einer Weise compromittirten, daß wiederum ein höherer Befehl einlief, die Angelegenheit einstweilen ruhen zu lassen."

„Wißt Ihr schon," nahm der Rothe, nachdem er ein Glas Bier getrunken hatte, das Wort, „daß vor einigen Tagen die ganze Prima und ihr nach fast die ganze Secunda in Sarafanows Stunde leer blieb? Der brave Mann war in seinem Russificirungs- und Glaubenseifer zuletzt so weit gegangen, daß er den jungen Leuten große Stellen aus den russischen Kirchenvätern zum Auswendiglernen aufgab. Ihr könnt Euch

die Aufregung denken, die unter Lehrern und Schülern im Gymnasium herrscht. Der Director hat die kategorische Bitte an den Curator gerichtet, auf Sarafanows Entfernung nunmehr zu dringen, da die erste Vorstellung in Petersburg erfolglos geblieben zu sein scheint."

„Es ist wahrhaftig die höchste Zeit!" rief der Gespannte. „Man crepirt unter diesen Verhältnissen, die uns die Hände binden gegenüber dem wahnsinnigen Treiben dieses Fanatikers! Dauert es noch länger, so schreiben wir unsere Leitartikel hier und lassen sie in Berlin, Köln oder Augsburg drucken."

„Wird uns auch nicht viel helfen," bemerkte Julius, und fügte hinzu: „de Maistre fand nur zwei Organe, durch welche die Wahrheit bis zu einem Kaiser von Rußland dringen könnte: einen Engel oder eine Dame."

Der Kellner erschien, füllte mit dem inzwischen in den Eiskübeln abgekühlten Champagner die Kelchgläser und entfernte sich wieder.

Der Gastgeber erhob sich. Der feierliche Ausdruck seines Gesichts sagte den Umsitzenden, daß ihnen in der That eine große ernste Ueberraschung bevorstand.

„Meine Herren!" begann er, indem er das bekannte blaue Telegrammcouvert aus der Seitentasche seines Rockes zog und den Inhalt entfaltete, — „es sind nur zwei, aber durch des Kaisers Lippen geheiligte Worte,

die mir der Landmarschall vor einigen Stunden aus Petersburg telegraphirt hat; sie sind der lange inhaltsschwere Sinn meiner kurzen Rede: „Der Taufzwang ist aufgehoben!“ ...

Eine lange stille Pause folgte diesen Worten. Dann aber erhob sich wie auf einen Wink die kleine Gesellschaft, und der Genugthuung und des Dankes innigster Ausdruck sprach aus den Blicken Aller.

„Das muß ich sagen!“ rief der Schweigsame.

„Dem Befreier!“ rief der Gespannte.

Von allen Seiten kamen die Gläser dem seinigen entgegen. Ohne Hurrahruf, ohne Lärm, ernst und feierlich klangen sie zusammen: der Trunk auf das Wohl des Monarchen war wie das Gebet für den Kaiser in den protestantischen Kirchen: bewußt, tief, innerlich.

In der nun folgenden Aufregung des gegenseitigen Zusprechens und Zutrinkens hatte Hoffmann sich unbemerkt entfernt.

## Elftes Kapitel.

„Sollte das Hoffmann sein?" wandte sich Frau Kainnikow, ohne von ihrer Handarbeit aufzusehen, an ihre Tochter in demselben Augenblick, als eine Droschke vor dem vorstädtischen Kainnikowschen Hause still hielt.

Die beiden Damen befanden sich in einem kleinen Salon, der in dem großen Hause ein Eckzimmer bildete und im Munde der Dienerschaft seiner traulichen Abgeschlossenheit wegen das „Winkelchen" hieß. Aus diesem Gemach sah man durch ein breites Fenster und durch eine Glasthür auf einen dicht an das Haus stoßenden Garten; was auf der Straße vorging, darüber konnte man, wie eben Frau Kainnikow, nur Vermuthungen äußern, wenn man sich nicht erheben und das angrenzende Visitenzimmer betreten wollte, dessen Fenster auf eine mit doppelter Baumreihe bepflanzte stille Straße hinausgingen.

Marie, die bis dahin schweigend und mit sich selbst beschäftigt dagesessen, fuhr bei der Frage der Mutter zusammen, eine hohe Röthe verbreitete sich über das

sinnende Gesicht und sich tief über das Buch neigend, das vor ihr aufgeschlagen lag, sagte sie stockend: „er fährt sonst nie.“ Dann erhob sie sich schnell — sie hätte ihre Aufregung nicht länger verbergen können —, eilte in's Visitenzimmer, warf durch das Fenster einen Blick auf die Straße und zog sich, von Neuem erröthend, bis in die Mitte des Gemachs zurück, wo sie, beide Hände an die glühenden Wangen drückend, unbeweglich stehen blieb und pochenden Herzens lauschte ...

Hoffmann erschien, durch eine andere Thür eintretend, in dem kleinen Salon, den sich die Frau des Hauses von den übrigen weitläufigen Räumlichkeiten vorbehalten, und der ihr und ihrer Tochter zum gewöhnlichen Aufenthalt diente. Er öffnete sich nur einem ganz besonders gern gesehenen Gaste. Hier war es aber auch wirklich wie in einem Stückchen völliger Zufriedenheit, Alles heimelte hier an. So ziemlich in der Mitte des Zimmers stand, auffordernd aufgeschlagen, ein Concertflügel. An der durch das breite Fenster unterbrochenen Wand standen zu beiden Seiten eines zierlichen Schreibtisches schmale Bücherschränke, deren Glasthüren den in Prachteinbänden schimmernden reichen Inhalt verriethen. Zwischen Tisch und Schränken war gerade so viel Platz geblieben, daß je ein Raum von einem Piedestal aus natürlichen, schön gemusterten Birkenstämmen ausgefüllt wurde, von denen die Kolossal-

büsten des Apoll von Belvedere und der Venus von Milo herniedersahen: er so majestätisch, so siegesbewußt — sie voll Hoheit und Liebreiz zugleich. Epheuranken wanden sich um die weißgrauen Stämme in dichtem Gewirr aufwärts und ihre Ausläufer schlängelten sich dort um die Chlamys des Aegiserschütterers, hier schmiegten sich die Glücklichen an den herrlich gewölbten Busen der strengen Schönheit. — Am andern Ende des Zimmers, vor dem Kamin, waren um einen mit Büchern und Mappen (die einen kostbaren Inhalt errathen ließen) bedeckten Tisch, Stühle und Sessel aus kunstvoll geschnitztem Nußholz einladend gruppirt.

An der geschlossenen Glasthür, vor einem kleinen Nähtisch saß Frau Kainnikow. Sie mochte, der Gestalt und Haltung nach zu schließen, etwa zwei- bis dreiundvierzig Jahre zählen. Ihr Gesicht jedoch verrieth dieses Alter nicht. Es war von fast noch jugendlicher Frische, von keinem Fältchen durchzogen, von keiner Leidenschaft gefurcht; es war der Ausdruck eines ruhigen, beschaulichen, edlen Gemüths. Als Hoffmann angeklopft hatte und eingetreten war, ließ sie die Hände mit der Häkelarbeit in den Schooß fallen, erhob den Kopf und sagte mit einem ungemein gewinnenden und wohlwollenden Lächeln:

„Nun, Heinrich, wir fürchteten schon, Sie würden heute nicht kommen.“

Sie nannte ihn von seinen Knabenjahren her und wenn sie ihm so recht wohl wollte immer noch Heinrich, in der Regel aber Herr Heinrich.

„Vielleicht entschuldigen Sie, gnädige Frau, meine Säumigkeit, wenn Sie deren Veranlassung erfahren."

„Hoffentlich eine freudige Veranlassung?" fragte sie, freundlich nickend.

„Eine recht freudige. Unter Anderem: in einigen Tagen, so sagte mir heute der Beamte zu besonderen Aufträgen beim Präsidenten, bin ich wohlbestallter Secretarius."

Er war um den kleinen Concertflügel gegangen, hatte die Hand der mütterlichen Freundin ergriffen und an die Lippen gedrückt.

„Nun, das ist ja schön! Marie, Marie! — Sie ist gegangen, um zu sehen, ob Sie es denn wirklich wären, der sich einmal zu einer Fahrt entschlossen."

„Um dennoch zu spät zu kommen zur Literaturstunde."

„Ih wo! — In den nächsten Tagen, sagen Sie? — Gottlob, daß es endlich so weit ist; ich hätte es nicht länger ruhig mitansehen können: Frau Hoffmann und ich, wir hätten es unter uns schon arrangirt, ohne den stolzen Herrn Sohn erst zu Rathe zu ziehen. Ja, ja, lachen Sie nur, es ist mein vollster Ernst."

„Darf man vielleicht den gefährlichen Operationsplan erfahren?" scherzte Hoffmann.

„Wozu? damit Sie sich gegen künftige Eventualitäten schützen? genug, daß wir Mittel und Wege im Ueberfluß besitzen, einen falschen Stolz zu brechen." Dabei sah Frau Kainnikow den ernsten jungen Mann doch mit einem Blick voll so großer Genugthuung und Achtung an, daß man keinen Augenblick zweifeln konnte, wie sehr sie an ihm gerade diesen Stolz schätzte und würdigte.

„Zum Glück," bemerkte Hoffmann, „ist Alles zur gegenseitigen Zufriedenheit ausgefallen."

„Ja, zum Glück. Bei fortgesetzter derartiger Lebensweise hätten Sie Ihren Sorgen und Anstrengungen über kurz oder lang unterliegen müssen. Betrachten Sie sich nur im Spiegel: Sie sehen ja zum Erschrecken aus: so bleich, so hohlwangig."

„Mit um so reinerem Gewissen werde ich mir nun eine kleine Erholung gönnen dürfen."

„Die gönne ich Ihnen einerseits so sehr, wie ich mich andererseits des Bedauerns nicht erwehren kann, in Ihnen den liebevollen, theilnehmenden und darum wohl kaum zu ersetzenden Lehrer meines kleinen Wanja zu verlieren. Dieser Gedanke hat mich oft während der Zeit, wo ich Ihrer Anstellung entgegensah, zu den lieblosesten und selbstsüchtigsten Wünschen verleitet, und

er ist es, der mir auch jetzt die reine Freude trübt. Eins aber, Herr Heinrich, eins dürfen Sie mir nicht versagen: die Literaturstunden. Nicht wahr, dieses Opfer bringen Sie der alten Freundschaft?"

„Mich befremdet diese Güte nicht, gnädige Frau. Gerade die kurze Literaturstunde ist ja meine angenehmste Erholung. Und wenn Sie mir den Wanja auch noch ferner anvertrauen wollen — ein so artiger und fleißiger Knabe, wie der, kann mir zu der Erholung nur noch Freude und Genugthuung bereiten."

„Danke, Herr Heinrich. Sie nehmen mir damit eine große Sorge ab. Also es bleibt Alles beim Alten?"

„Es bleibt beim Alten," wiederholte Hoffmann mit glücklichem Gesicht und schlug lebhaft in die dargereichte Hand der ihm wohlwollenden Frau.

Marie trat ein, verlegen, zögernd. Ihre Blicke waren gesenkt und die hohe Röthe der Wangen wurde nur gemildert durch den einbrechenden Abend, der Mitleid hatte mit dem armen Kinde und wie mit einem Schleier das liebliche in der Tiefe des Zimmers stehende Mädchen in seine Schatten hüllte.

„Guten Abend, Fräulein."

„Guten Abend," sagte sie ganz leise.

„Nun, Marie?" fragte die Mutter verwundert.

Auch Hoffmann blickte befremdend und unverwandt auf die Erscheinung. War sie heute doch ganz anders

als sonst. Eine leise, ahnungsvolle Röthe überfärbte plötzlich seine bleichen Wangen, aber sie verschwand eben so schnell.

„Fräulein Marie ist mir gewiß noch vom vorigen Sonntag her böse, wo ich hier vorüberging und sie, die in Gedanken versunken wie es schien, am Fenster stand, durch einen Gruß nicht zu stören wagte," sagte er im scherzhaften Tone.

Sie schlug die Augen auf; ein kurzer dankbarer Blick auf ihn sollte der Lohn sein dafür, daß er ihr über eine peinliche Verlegenheit hinweggeholfen. „Gewiß war es nur Unachtsamkeit von Ihnen, und ich fühlte mich gekränkt," bestätigte sie, innerlich erstaunt über die Leichtigkeit, mit der sie eine Unwahrheit sagte. Die Tage der heiteren, harmlosen, unschuldigen Kindheit waren dahin und mit der erwachten Liebe war auch deren unzertrennliche Begleiterin, die Heimlichkeit, in ihr Herz gezogen, die ja den Betroffenen selbst gegen seine nächste und liebste Umgebung aus einem unerklärlich verschämten Grunde mißtrauisch macht.

„Ich will mich bessern, Fräulein," sagte er. — Aber nun, wenn es Ihnen gefällig ist, wollen wir die versäumte Zeit durch verdoppelte Thätigkeit einholen."

Während Hoffmann die kostbare Lampe anzündete, ordnete Marie geschäftig Tisch und Stühle. Die drei

zufriedenen Menschen nahmen Platz. Frau Kainnikow strickte, Marie hatte den Kopf leicht auf die Hand gestützt, und ihre großen blauen Augen waren erwartungsvoll und glücklich, wie immer während der Literaturstunde, heute aber noch so sinnend, so eigenthümlich sinnend auf Heinrich gerichtet, daß der junge Mann ein über das andere Mal erröthete, wenn er sie ansah, und er mußte sie heute immer und immer wieder ansehn. Endlich raffte er sich zusammen, aber nur, um nach einigen Bemerkungen über den Gegenstand der vorigen Stunde wieder innezuhalten und vor sich hinzublicken. Mit der „verdoppelten Thätigkeit" war es heute offenbar nichts. Die heutigen Erlebnisse: die Freude über die nun bald bevorstehende günstige Wendung seiner bis dahin knappen Verhältnisse, das Telegramm aus Petersburg, welches er unwillkürlich mit irgend einem ihm noch unklaren persönlichen Interesse in Beziehung setzen mußte — nahmen ohne Zweifel sein Dichten und Denken vollständig in Anspruch. Zuletzt mußte er verlegen gestehen: er habe heute so viel erlebt, daß es ihm für die Stunde an der nöthigen Ruhe und Sammlung fehle.

„Theilen Sie uns diese Erlebnisse, so weit wir sie hören dürfen, mit," nahm Frau Kainnikow schnell das Wort. „Sie würden wenigstens meinen Gedanken, die heute auch ganz wo anders als in der Literatur

umherirren, einen großen Gefallen erweisen. Was meinst Du, Marie?"

„Bitte, bitte!" bat Marie, Hoffmann mit reizender Schüchternheit ansehend, die Hand aber verlegen zurückziehend, die sie bereits ausgestreckt hatte, um, wie es schien, ihre Bitte durch einen Händedruck zu unterstützen.

Hoffmann berichtete nun, was die Veranlassung des heutigen kleinen Festessens gewesen war. Frau Kainnikows Interesse schien durch die Mittheilung auf's Lebhafteste angeregt. „Der Taufzwang aufgehoben!" rief sie überrascht. „Welch freie schöne Aussicht in die Zukunft, wenn man bedenkt, wie viele deutsche Mütter und Väter Unsägliches gelitten haben unter diesem Gesetz, das sie zwang, ihre Kinder in einer Religion zu erziehen, die entweder der Mutter oder dem Vater fremd und gleichgiltig war! — Sie haben in der That Grund, von ganzer Seele sich zu freuen und ich freue mich mit Ihnen."

Hoffmann erzählte dann weiter, was Alles der Gegenstand der Unterhaltung im Kreise der Journalisten und Juristen gewesen war, namentlich, wie nunmehr die „Moskwa" einen ganz neuen Feldzug gegen die Ostseeprovinzen eröffnet habe, mit welchen Waffen sie kämpfe und welches Unheil dem Protestantismus im

Lande daraus erwachsen könne. „Bei gefesselten Händen," so schloß er, — „wie soll man sich nun wehren? Von der „Moskauschen Zeitung" mit der unumwundenen Forderung angegriffen, vor Allem der Sprache zu entsagen und entweder Verräther sich nennen zu lassen, oder Eins zu werden mit der russischen Nation; hinterlistig von der „Moskwa" überfallen und beim „Schrecklichsten der Schrecken", dem Volk in seinem Wahn, verdächtigt, daß wir sein Theuerstes und Heiligstes mit Füßen treten — welch ein Ende steht uns da bevor?... Aber noch sind wir an diesem Ende nicht! Sie sollen noch erfahren, wie baltische Ausdauer um Sprache, Recht und Kirche ringt; sie sollen zerren und sich verzerren an der baltischen Zähigkeit, die festhalten wird, was ihr das Theuerste ist auf Erden! Es müssen entweder geistig Ueberlegene oder, wie die Franzosen im Elsaß, sinnlich Ueberlegene kommen, uns zu entnationalisiren — die Russen werden es nie."

Hoffmann schwieg. Frau Kainnikow saß schon lange müßig; sie und ihre Tochter vertieften sich, freilich mit verschiedenen Gefühlen, in den Anblick des erregten jungen Mannes, der beklommen athmend, mit einem leidenden Ausdruck im edlen Gesicht weit, weit in die Ferne, in die Zukunft zu sehen schien. Frau Kainnikow begriff ihn wohl; sie wußte, was dieser leidende Ausdruck bedeutete: daß es das Ringen des vor-

aussehenden Geistes mit den Worten war. die er eben erst vertrauensvoll gesprochen.

„Sie waren weit weg von uns, Heinrich," sagte sie theilnehmend.

„Um Verzeihung — ja, weit weg — mir fiel ein Traum ein, den ich neulich hatte."

„Sieh da! eine neue Entdeckung! Herr Heinrich beschäftigt sich mit Träumen! Dann wird es was Außergewöhnliches sein. Darf man den Traum hören?"

„Er ist nicht schön, gnädige Frau."

„Und doch — erzählen Sie."

„Mir träumte, als stände ich allein, verlassen, mitten in unserer Stadt, aus der Alles, was sich Deutsch nannte, geflohen, ausgewandert war, und deren Straßen nur noch von tobenden, trunkenen, blutlechzenden Haufen durchwühlt wurden. Wilde Männer standen mir drohend gegenüber. Sie wollten mir die Zunge ausreißen."

„Gräßlich!" Marie schauerte zusammen.

„Ich bat, ich stellte vor, ich berief mich auf Völker- und Menschenrecht — umsonst. Die wilden Männer, von denen einige aber seltsamerweise Brillen auf der Nase trugen, verdrehten mir meine eigenen Worte im Munde und schrien, wo ich bat, ich verlange; wo ich vorstellte, ich drohe; wo ich mich auf mein Recht berief, ich rebellire. Einige unter ihnen, namentlich

aber die bebrillten, hetzten Andere, die nicht verstanden, was ich sagte, mit boshaften Lügen und Verleumdungen gegen mich auf: sie übersetzten dem großen Haufen meine Worte absichtlich falsch, oder sie übersetzten dieselben gar nicht, sondern erklärten, ich sei ein Lästerer und meine Zunge müsse heraus. Man glaubte ihnen, weil sie die Führer waren und weil man sie, wie es schien, für Ehrenmänner hielt. Man ergriff mich ..."

„Konnten Sie denn nicht entfliehen!" rief mit athemloser Hast das fieberhaft erregte Mädchen, die plötzlich mit Thränen gefüllten Blicke auf seine Lippen heftend, als wollten sie dieselben durchdringen.

„Ich erwachte zum Glück, Fräulein Marie," sagte Hoffmann halb lächelnd, halb gerührt. Vor dem tiefen, dankerfüllten Blick, mit dem er seine Worte begleitete, schlug sie die Augen nieder.

Zur Beruhigung beider erschien die Wirthschafterin und meldete, daß der Thee bereit stehe.

Hoffmann stand auf.

„Nun, Sie trinken doch mit uns den Thee?" fragte Frau Kainnikow, und so, als ob sich das von selbst verstände.

Marie sagte nichts, aber sie sah ihn bittend an.

„Meine Mutter, gnädige Frau, weiß noch nichts von der glücklichen Aenderung meiner Lage. Sie können sich daher denken ..."

„O gewiß — das ist etwas Anderes . . . Du darfst gratuliren, Marie: Herr Heinrich erhält die Secretärsstelle.“

Freudestrahlend reichte ihm das schöne Kind mit einer hastigen Bewegung die kleine Hand und sagte, verschämt zur Seite sehend: „ich bin so froh . . .“ Mehr brachte sie nicht heraus.

Hoffmann hatte diese kleine bebende Hand länger als gewöhnlich in der seinigen gehalten. Auch er war so froh, so unbeschreiblich froh. Darauf war er gegangen . . .

Eben betrat er das Vorzimmer, um seinen Ueberrock anzulegen, als Matwei herbeisprang und ihm meldete, daß Sergei Petrowitsch mit ihm zu sprechen wünsche. Hoffmann schämte sich. Sein erster Gang hätte zu Kainnikow gewesen sein müssen, dem er doch das Meiste verdankte, und der ihn nun in dieser Weise an seine Pflicht erinnerte. Er trat in das Cabinet des alten Kaufmanns.

Dieser war eben von Sarafanow nach Hause zurückgekehrt; er ging unruhig im Zimmer auf und ab und rieb eine Hand um die andere.

„Guten Abend, guten Abend!“ wandte er sich an den Eintretenden, der noch nicht Zeit gehabt, seinen Gönner zu begrüßen. „Nehmen Sie Platz. Wie geht

es? Was machen Sie? Ich habe eine große, große Bitte an Sie."

„Entschuldigen Sie, Herr Kainnikow, daß ich so spät komme, Ihnen zu danken . . ."

„Ich will Sie gerade recht sehr bitten, mir Gelegenheit zu geben, Ihnen zu danken für eine Gefälligkeit, die Sie mir erweisen könnten, wenn Sie wollten."

„Wenn ich will, Herr Kainnikow! — Aber sprechen Sie nur; ich werde keinen Augenblick vergessen, daß ich tief in Ihrer Schuld stehe."

„Sie würden sich durch diese einzige Gefälligkeit so sehr über alle Schuld stellen, als ich tief in dieselbe Ihnen gegenüber sinken würde."

Ich stelle mich Ihnen zu Diensten. Was kann ich thun?"

„Es ist, wenn man will, ein großes Opfer."

„Sprechen Sie, Herr Kainnikow."

„Meine Bitte — aber Sie werden sie mir übel nehmen?"

„Ich werde Ihnen zu Dank verpflichtet bleiben. Was habe ich zu thun?"

„Nun sehen Sie, Herr Hoffmann: ich bin unvorsichtig gewesen; ich habe Herrn Sarafanow . . . Aber Sie verstehen und sprechen ja vorzüglich russisch, während ich Ihr Ohr mit meinem schlechten Deutsch nur quäle: gestatten Sie mir, mich in meiner Muttersprache

auszudrücken." Und der Alte fuhr, wie er eben begonnen, russisch fort: „Ja, sehen Sie, Andrei Karlowitsch, ich befinde mich in großer Verlegenheit; es ist wahr, ich gestehe es, es ist meine eigene Schuld — aber ich will Alles an Ihnen gut machen — verlangen Sie, was Sie wollen."

„Aber um was handelt es sich denn, Sergei Petrowitsch?"

„Das eben ist der zarte Punct. Stellen Sie sich meine peinliche Lage vor: Sarafanow ist mir von einer Seite empfohlen worden, der gegenüber ich mich auf keinen Fall als unvermögend und ohne allen Einfluß zeigen möchte — ja, das, sehen Sie, ist der eigentliche Grund."

Es schien auch in der Muttersprache nicht recht vorwärts zu wollen. Jedenfalls stieß der alte Herr sich nicht mehr an die Sprache, sondern gerieth in Widerspruch mit der Biederkeit, die in einem ihm vielleicht selbst unbekannten Winkel seines ehrlichen Herzens wohnte und im Augenblick, ohne sich voll und überwiegend geltend machen zu können, von einer mächtiger wirkenden Eitelkeit niedergehalten wurde.

„Meine Bitte," hub er von Neuem zögernd und verlegen an, — „meine Bitte besteht darin — das heißt — Herr Sarafanow bedarf in der That seiner im Lehrfach angegriffenen Gesundheit wegen einer bal-

digen anderweitigen Anstellung, lebt hier aber einsam, ungekannt, ohne Verbindungen, ohne hohe Gönner..."

„Wo soll das hinaus," dachte Hoffmann und sah den Vater Marie's ein wenig mißtrauisch an.

„Ja, ohne hohe Gönner, ohne Verbindungen — Sie dagegen sind im Lande zu Hause, können jeden Augenblick vermöge Ihrer Kenntnisse, Ihres Charakters, Ihrer Nationalität, wenn nicht auf die eine, so auf die andere vortheilhafte Anstellung rechnen — mit einem Wort — Sie bedürfen der Ihnen bereits zugesagten Secretärsstelle doch gewiß nicht in dem Grade wie Sarafanow . . . Wenn Sie der Excellenz gegenüber zu Gunsten meines Pflegebefohlenen verzichten wollten . . ."

Hoffmann hatte mit wachsender Unruhe zugehört. Mit einem Mal wurde ihm die ganze Situation klar. Das Blut schoß ihm in's Angesicht, nicht vor Verdruß über den in so unerwarteter Weise herbeigeführten Verlust des Secretariats, sondern vor Unwillen über die Schwäche und Charakterlosigkeit des alten Mannes, vor Empfindlichkeit und Beschämung über die Zumuthung, die man ungescheut und rücksichtslos an ihn stellte. Einen Augenblick schien es, als wollte der erregte junge Mann seiner Zornaufwallung durch Worte Luft machen, indessen kehrten Ueberlegung und Besonnenheit zurück, das Gesicht wurde wieder bleich, ruhig und nur

die Lippen wölbten sich zu größerem Selbstvertrauen, tieferer Geringschätzung.

Kainnikow sah das Alles; er fühlte das Unrecht, das er dem Freunde seines Sohnes that und wollte, er hätte die Angelegenheit gar nicht zur Sprache gebracht. Aber es war geschehen, und Sarafanow, den er, in diesem Moment wenigstens, zu allen Teufeln wünschte, stand lebhaft vor ihm und sagte trockener als je: „daß Herr Hoffmann die Stelle bekommt, werden Sie, Sergei Petrowitsch, wohl schwerlich mehr verhindern können." „So?" hatte er, Kainnikow, darauf selbstgefällig erwidert, — „aber wenn ich es nun verhindere?" — Von diesem ehrgeizigen Gedanken gestachelt, hub er an:

„Ich weiß, Andrei Karlowitsch, daß meine Bitte Sie unangenehm berühren muß, aber ich habe nur die Wahl zwischen Ihnen, der Sie mich kennen, und Herrn Sarafanow, der mich nicht kennt und die Nichterfüllung eines ihm voreilig und unbedacht gegebenen Versprechens leicht sehr übel nehmen und zum Nachtheil meines guten Namens deuten könnte . . ."

„Wozu die vielen Worte, Herr Kainnikow," unterbrach ihn Heinrich kalt — „ich mache auf die Stelle natürlich keinen Anspruch mehr. Haben Sie die Güte, diesen meinen Entschluß dem Herrn Präsidenten mitzutheilen. Guten Abend!"

Er verneigte sich kurz und wollte gehen. Kainnikow eilte ihm nach.

„Nein, nein, so dürfen Sie mein Haus nicht verlassen; meine Frau würde mir mit Recht die bittersten Vorwürfe machen; Sie würden Unfrieden zwischen uns verschuldet haben. Versöhnen wir uns, liebster Andrei Karlowitsch, versöhnen wir uns um des Dimitri willen! Seien Sie edel; entsagen Sie aus Rücksicht auf die Schwäche eines alten Mannes, der Sie, wenn Sie es erlaubten, mit dem, was er im Ueberfluß besitzt, überschütten möchte. Denken Sie schlecht von mir, aber erzählen Sie nichts meiner Frau. Fordern Sie, was Sie wollen. Kann Sie jedoch nichts versöhnen — meinetwegen: ich schließe mich hier ein und kümmere mich um nichts, mag es kommen, wie es wolle."

Heinrich war äußerlich völlig ruhig geworden. „Seien Sie um mich vollkommen unbesorgt, Herr Kainnikow," sagte er; „ich besitze noch Selbstvertrauen und Leistungskraft genug, um diese unangenehme Täuschung zu vergessen und mir meine Zukunft selbst zu schaffen, sie mir selbst zu verdanken. Auch in Bezug auf Ihre Befürchtung, ich könnte die Theilnahme Ihrer Frau Gemahlin für mich in Anspruch nehmen, seien Sie unbesorgt: meine Selbstachtung würde mir einen solchen Schritt nie vergeben."

„O, ich wußte wohl, daß ich es mit einem braven

edlen Mann zu thun habe — ich werde Ihnen das nie vergessen, Andrei Karlowitsch."

Hoffmann lächelte wie verloren; er drückte die dargebotene Hand des Alten kaum, sagte auch weiter kein Wort, sondern schritt nach einer kühlen Verneigung gehobenen Hauptes hinaus.

Sergei Petrowitsch athmete auf; er fühlte sein Gewissen in Betreff des allgemeinen Lieblings seines Hauses um Vieles erleichtert, da er sah, wie Hoffmann sich gar nichts daraus zu machen schien und seine Hilfe mit Stolz, ja mit beleidigender Verachtung — Sergei Petrowitsch wurde roth vor Zorn, als er daran dachte — zurückgewiesen hatte.

Am Theetisch dankte Frau Kainnikow mit einigen Worten ihrem Mann für die Bemühungen um Heinrich. Der Alte sah sie etwas scheu an, sagte aber doch mit einiger Dreistigkeit, allerdings zweideutig: „o ja, ich bin um ihn so ziemlich beruhigt."

---

## Zwölftes Kapitel.

Wie wir wissen, bewohnte Frau Hoffmann ein kleines Häuschen in der nächsten Nachbarschaft des reichen Kaufmanns. Das Häuschen gehörte ihr und ihren Kindern, trug keine Miethe, war aber unverschuldet. Sauberkeit und Ordnung zeichneten das Aeußere desselben aus, und so war es auch im Innern. Durch ein in einen Fensterladen eingeschnittenes Herz drang Licht auf die Straße. Es kam von einer Lampe, die auf einer Nähmaschine stand, an welcher, über einem Stück weißen Zeuges gebeugt, eine junge Dame saß. Die Nadel hackte mit rasender Geschwindigkeit auf das Zeug ein, das konnte man schon auf der Straße hören. Der jungen Dame gegenüber, an einem Tische, saß ein vielleicht fünfzehnjähriges Mädchen und arbeitete für die Schule, denn vor ihr lagen mehrere abgegriffene Bücher und in einem derselben las sie eben, beide Arme auf den Tisch gestützt und die Hände in dem losen, reichen, braunen Haar vergraben. In einer Ecke, auf dem einzigen bequemen Lehnstuhl des

ganzen Gemachs, saß eine bereits bejahrte Frau und strickte. Die Krause einer weißen Haube umgab das ehrwürdige schmale Gesicht, auf dem mancher Kummer, manche Sorge ihre Furchen gezogen zu haben schienen. Dessenungeachtet sprach es so freundlich, zuversichtlich und zufrieden aus demselben, daß man es hätte glücklich nennen können; nur zuweilen schien sich eine Wolke auf ihrer Stirn zu lagern, wenn sie auf das junge Mädchen hinblickte, das an der Nähmaschine saß und müde, krankhaft müde aussah. Man konnte dieses bleiche Gesicht nicht ohne Bewunderung, aber zugleich auch nicht ohne Rührung betrachten: ohne Bewunderung nicht, weil es schön war, in allen seinen Linien regelmäßig schön; ohne Rührung nicht, weil es ein stilles Leiden verbarg.

Die bejahrte Frau war Frau Hoffmann, die beiden jungen Mädchen ihre Töchter.

Das Gemach, welches die kleine schweigsame Gesellschaft beherbergte, hatte außer einem neuen schönen Tafelinstrument, einem Geschenk des Bruders, keine überflüssige Ausstattung; es war gerade mit den nöthigsten Möbeln, der einstigen Aussteuer der Frau Hoffmann, versehen. Und doch that einem der Anblick dieser altmodischen Tische und Stühle mit ihren sauberen Filetdecken, des mit Messingverzierungen ausgelegten Schrankes und Spiegels wohl; man fühlte sich

behaglich unter der Sauberkeit, die an Allem: den Wänden, der Decke, den Fenstern mit ihren durchsichtigen Vorhängen, der Diele haftete. Und Alles das hielten Mutter und Töchter in Stand, denn ihre beschränkten Mittel (die Familie hatte zusammen eine Rente von kaum 300 Rub.) erlaubten ihnen nicht, eine beständige Bedienung zu halten, sie mußten sich mit einer Aufwärterin, die nur des Morgens kam, begnügen . . .

Still saß jeder über seine Arbeit gebeugt, als draußen vor der Hausthür Tritte laut wurden.

„Heinrich kommt!“ rief mit einem warnenden Blick auf die ältere Schwester die jüngere.

Die Nähmaschine verstummte; sie wurde schnell mit dem weißen Zeuge bedeckt, und als die Thüre aufging und der Bruder in derselben erschien, lagen die Hände des jungen Mädchens müßig im Schooße.

„Guten Abend!“

Die Hälfte des Grußes schien dem Eingetretenen im Halse stecken geblieben zu sein und die Blicke, die die ältere Schwester trafen, waren finster.

„Du hast wieder bei Licht genäht, Mili?“ sagte er gereizt.

„Nein, Heinrich . . .“

„Nein? Du sagst nein!?“

„Nur ein wenig . . .“

Er lachte kalt und gedrückt.

„Sei nicht böse, Heinrich: die Arbeit muß zu morgen fertig sein.“

„Sie muß! O ja, Ihr versteht es, mich zu quälen!“

„Was ist Dir, Heinrich? bist Du krank?“ fragte die Mutter ruhig.

„Nein, Mama, krank bin ich nicht, aber es schmerzt mich, wenn ich sehe, wie man meine Anstrengungen, meine Mühen für nichts achtet. Weiß Gott, ich thue, was ich kann; zerreißen kann ich mich nicht, um zu verhindern, daß Ihr von dem Gnadengelde übermüthiger Gönnerinnen lebt, für die die Arbeit fertig sein muß!“

„Es sind nicht übermüthige Gönnerinnen, wie Du meinst. Was Emilie arbeitet, ist für Tante Ottilie. Außerdem ist Arbeiten keine Schande,“ bemerkte die Mutter gelassen.

„Es ist eine Schande!“ rief mit kaum zurückgehaltener Heftigkeit der Sohn, — „es ist eine Schande, wenn man einen Bruder hat, der sich die Wangen hohl, die Augen trübe, den Rücken krumm arbeitet, damit eine theure Schwester, die des besten Looses auf der Welt würdig ist, nicht von den zweideutigen Wohlthaten dieser durch Ueberfluß üppig gewordenen Tanten zu leben, Lohndienste und Zwangsarbeiten zu verrichten nöthig habe.“

„Wenn Du nur erst ruhig werden wolltest, lieber

Heinrich, so würdest Du einsehen, daß Niemand Deine Schwester zwingt, geschweige zu einer Arbeit zwingt, die zu thun eine Schande wäre," sagte Frau Hoffmann nach wie vor gelassen. „Wenn hier von einem Zwang die Rede sein kann, so ist es der, den sie sich aus Liebe zu ihrem Bruder selbst auferlegt, dem sie mittragen helfen möchte an den Sorgen und Mühen um uns. Und man müßte das ehren und anerkennen; man dürfte nicht in so heftigen und unliebsamen Worten ein Opfer zurückweisen, das gern und willig dargebracht wird. Ja, das ist meine Meinung, lieber Heinrich."

Hoffmann war mit heftigen Schritten im Zimmer auf- und abgegangen. „Nun noch Vorwürfe!" rief er kalt lachend, „nun noch Vorwürfe!"

„Nein, Heinrich, keine Vorwürfe..."

„Ich leiste also immer noch zu wenig? es reicht das, was ich verdiene, immer noch nicht hin? — Gott, Gott — es ist zum Verzweifeln!"

Damit ging er in's Nebenzimmer und die Treppe hinauf, die zu seinem Dachstübchen führte.

Frau Hoffmann hatte sich erhoben; Emilie hielt ihr Tuch vor den Augen und weinte; die jüngere Schwester hatte während des heftigen Wortwechsels halb verborgen hinter dem Fenstervorhange gestanden und trat nun hervor, Heinrich mit ihren lebhaften Augen ver-

folgend. Endlich sagte sie leise, als fürchte sie, von dem ohnehin schon gereizten Bruder gehört zu werden: „So habe ich den Heinrich noch nicht gesehen.“

„Ja,“ sagte Frau Hoffmann etwas kleinlaut, „ihm muß etwas sehr Unangenehmes begegnet sein, etwas ganz besonders Unangenehmes, das ihn um so mehr quält, als er gewohnt ist, Alles zu verschweigen und still mit sich herumzutragen. Durch solche Zornausbrüche auf Nebendinge macht er sich dann Luft. — Still, liebe Mili, still! er liebt Dich und meint es gut mit Dir und uns Allen. Dein Aeußeres flößt in der That Besorgniß ein, und wenn man Dich so ausdauernd bei der angreifenden und abspannenden Arbeit sitzen sieht, wird man unwillkürlich gegen die Ursache Deines leidenden Aussehens feindselig gestimmt. Ich nahm Dich nicht mit bestem Willen und Wissen in Schutz; auch mich beängstigt die Blässe Deiner Wangen, die nur die Folge dieses angestrengten Sitzens ist. Schränken wir uns lieber noch mehr ein: ich kann des Nachmittags, wo Heinrich nicht zu Hause ist, den Kaffee sehr gut entbehren und Ihr trinkt ihn ja nur meinetwegen, wie Ihr sagt, arme Kinder! Du und Louise, Ihr müßt schon die grausame Mode ein paar Monate warten lassen, bis wir hier und dort an der Wirthschaft etwas abgeknappt haben. Kurz und gut, es wird gehen, auch ohne daß Heinrich zu merken braucht,

woran es uns mangelt, und ohne daß Du Deine Gesundheit aufreiben mußt. Es muß ihn bekümmern, wenn er sieht, wie alle seine Sorgen und Entbehrungen uns die genügenden Existenzmittel nicht gewähren; der Gedanke, nicht Alles für uns thun zu können, muß seinen Stolz empfindlich kränken. — O, mein Heinrich ist brav und gut!" so schloß, wie mit sich selbst redend, die Mutter im Tone innigster Zärtlichkeit.

„Wie er heftig auf- und niedergeht," sagte Louise...

In dem kleinen, vom Mondlicht erhellten Dachstübchen zitterten thatsächlich die wenigen Stühle, der Arbeitstisch, der Schirm vor dem Bette unter den schweren Tritten des erregten, gegen das ihn hart bedrängende Schicksal standhaft und ausdauernd ankämpfenden jungen Mannes. Was ging ihm, während er so hin und her stürmte, nicht Alles durch den tobenden Sinn! Die Secretärsstelle, auf die er seine und der Seinen ganze Zukunft gegründet, war dahin, für ihn verloren durch die Charakterlosigkeit eines alten Mannes und vielleicht durch die Umtriebe dessen, dem das Amt zufallen sollte. Aber mußte er es denn freiwillig opfern? war er es der Mutter und den Schwestern, war er es der eigenen Existenz nicht schuldig, auf die ihm zugesicherte Stelle nicht zu verzichten, um so mehr, als der Präsident sich wahrscheinlich geweigert hatte, auf das betreffende Ansuchen Kainnikow's ein-

zugehen, die Sache ganz der freien Entschließung des bereits gewählten Candidaten überlassend?... Nein, nein! schon war es aufgegeben im ersten untrüglichen Gefühl gekränkten Stolzes und das Gefühl war noch dasselbe, stürzte darüber auch das ganze schöne Gebäude seiner Zukunft zusammen.

„Ach!“ stöhnte er tief auf, „es war ein schönes, schönes Gebäude! Einziehen sollte die alte Mutter und den Rest ihrer Tage, ruhig genießend, sorgenlos verleben; einziehen sollten die Schwestern — Du theure Mili... Armes bleiches Mädchen! Deine Tage wären freundlich geworden, ich hätte sie ausgeschmückt mit Allem dem, was Du bis jetzt entbehrtest, ich hätte Dich entschädigt für das geduldige Ausharren in Deinem kümmerlichen Dasein und Deine Jugend würde nicht so freudenlos vergehen. Jetzt sieht und umwirbt Dich Niemand — verblühst im Schatten dieses stillen armen Häuschens, wie ein Maienglöckchen so bleich, so duftig...“

Seine Schritte waren allmählich ruhiger geworden; zuletzt blieb er vor dem einzigen kleinen Fenster der Stube stehen. Von drüben her — man konnte deutlich in den erhellten Salon der Frau Kainnikow hineinsehen —, aus dem Stückchen Zufriedenheit leuchtete das Licht der Lampe zu ihm herüber und zeichnete ein verschobenes Kreuz auf der Decke seines Zimmers ab. Drüben, am

Klavier, saß Marie, aber sie spielte nicht: sie hatte den Kopf wieder so wie heute in der Literaturstunde auf die Hand gestützt, das Gesicht seitwärts zum Fenster gewendet und sah, in Gedanken versunken, hinaus, hinauf... „Vielleicht wärst auch Du eingezogen in mein schönes Gebäude," murmelte der dort oben im dunklen Stübchen, und Thränen rollten über seine Wangen. Dann fuhr er mit der Hand langsam über das verstörte Gesicht und sank erschöpft in einen Stuhl....

„Es ist oben still geworden," flüsterte Louise zu der Mutter gewendet, die aus dem Nebenzimmer trat, wo ein bescheidenes Abendbrod von ihr aufgetragen worden war.

„Bitte ihn zu Tisch," sagte Frau Hoffmann. — „Nun, Emilie," fuhr sie fort, indem sie liebkosend die Hand auf das Haupt der älteren Tochter legte, „setzen wir uns zu Tisch."

„Ich möchte nicht essen."

„Ei, sei vernünftig! wie kann man sich die gut gemeinten Worte des Bruders gleich so sehr zu Herzen nehmen! Komm, komm!"

„Ich danke, liebes Mamachen — ich möchte wirklich nicht essen."

Die Mutter wollte wieder etwas einwenden, als Louise auf den Fußspitzen zurückkam und, die Schulter

der Mutter leise berührend, geheimnißvoll sagte: „Es ist dunkel bei ihm — er sitzt zusammengekauert am Fenster — sieht und hört nichts — ich fürchte mich.“

Frau Hoffmann zeigte Unruhe. Sie schien nicht klug geworden aus der abgerissenen Rede des furchtsamen Mädchens. Kopfschüttelnd und unschlüssig stand sie eine geraume Zeit da; dann begab sie sich schweigend hinauf.

„Heinrich!“

Sie trat näher, dicht an ihn heran; er athmete kurz und heftig. Als sie das tief auf die Brust herabhängende Gesicht des Gebeugten am Kinn berührte, fuhr er zusammen.

„Was ist da, Mama?!“

„Was ist Dir, Heinrich? — Heinrich! — sprich!“

„Mir? nichts, Mamachen, nichts. Geht Ihr schon zu Tisch?“

„Mein Sohn,“ sagte die alte Frau mit vor Rührung zitternder Stimme, „Dir ist was Böses zugestoßen, und daß Du gegen Deine alte Mutter Dein Herz verschließest — sieh, das schmerzt mich, und das habe ich um Dich nicht verdient. — Was ist Dir begegnet? was drückt Dich so nieder? Tief muß Dein Leid sein und tief die Kränkung, die man Dir heute angethan, daß Du so gereizt, so verstört nach Hause kamst, wie wir Dich, wenn Du aus der Literaturstunde von drü-

ben zurückkehrtest, nie zuvor gesehen. Habe ich ahnungslos eine Wunde in Deinem bekümmerten Herzen durch meine Einwendungen von Neuem aufgerissen — sieh es der Mutter nach, mein lieber Sohn."

Sie konnte nicht fortfahren. Er war von seinem Stuhl aufgesprungen, hatte sie fest an die Brust gezogen und bedeckte bald ihren Mund, bald ihre Hände mit Küssen.

„Vergieb mir — beschäme mich nicht noch mehr — ich — ach, liebe Mama, mir war das Herz so voll..."

„Glaub's Dir ja, guter Heinrich; ich weiß, daß Du Kummer hast, und daß man Dir weh gethan, heute erst weh gethan hat, denn Du gingst heute, wenn auch nicht heiter, so doch auch nicht mißgestimmt von Hause. Sag' mir, Heinrich, was Dich drückt: zusammen läßt es sich leichter tragen."

„Im Grunde ist es nichts, Mamachen."

„Und Dein Herz war voll, ohne Grund voll? Bilde mir das nicht ein, mein Sohn, — wer sollte Dich besser kennen als ich."

„Ja, mein Herz war voll, das heißt ich war erbittert, gereizt gegen das Schicksal, das in einem Augenblick lang und hoffnungsvoll gehegte Wünsche unbarmherzig zerstörte, gerade da zerstörte, wo ich hereilen wollte, Dich, Euch Alle zu erfreuen.. Ach!" — er

machte eine heftige und unwillige Handbewegung, — „es ist Alles vorbei, es bleibt Alles beim Alten!“

Frau Hoffmann sah den Sohn lang und forschend an. Hatte sie ihn recht verstanden? hatte er geliebt und war seine Liebe zurückgewiesen worden? „Armer Heinrich,“ sagte sie, ihre Hände auf seine Schultern legend. Dann fügte sie, leise tröstend, hinzu: „Auch solche Wunden hat die Zeit geheilt.“

„Nein, nein!“ rief er aus und wollte hinzufügen: „Das ist es nicht“ — aber wozu die besorgte Mutter über Dinge aufklären, die sie nur noch mehr betrüben mußten. Hatte sie doch zum Theil das Richtige getroffen, war ihr Herzenstrost doch nicht ganz unnöthig.

„Glaub' es nur, Heinrich,“ fuhr die alte Frau überredend fort, „die Zeit ändert Alles, sie ändert auch die Liebe. Du bist jung, bist gelehrt und —“ vollendete sie nach einigem Zögern mit Wohlgefallen, „bist ein schöner Mann. Du bist das treue Ebenbild Deines seligen Vaters, und ich weiß, wie glücklich ich war, als er mir gestand, daß er mich liebe, obzwar ich eben so wohl wußte, daß er bereits geliebt hatte. Ja, ja, und da wir einmal beim Austausch unserer Geheimnisse sind — kannst Du wohl errathen, wen er geliebt hat?“

„Wie soll ich das errathen?“

„Du darfst ganz in der Nähe suchen.“

„In nächster Nähe?“ forschte Heinrich und versuchte zu lächeln.

„Ja, in nächster Nähe.“

„Also Dich selbst.“

„Närrchen!“ sagte sie mit einem zärtlichen Schlag auf die Wange des stattlichen Sohnes und setzte geheimnißvoll hinzu: „Die Frau Kainnikow war es.“

Heinrich vermochte einen leisen Ausruf der Ueberraschung nicht zurückzuhalten.

„Doch das bleibt unter uns, Heinrich. Papa hat darüber im wahren Sinn des Wortes geschwiegen bis in's Grab, und Du bist der Erste, dem ich es mittheile.“

„Ist es denn wirklich war, Mamachen: unsere Nachbarin, meine wohlwollende Freundin, Frau Kainnikow...“

„War Deines Vaters erste Liebe. Die Kainnikow, eine geborene Dolinin, auch jetzt noch eine schöne Frau, machte damals mit ihren siebzehn Jahren, ihrer Schönheit und ihrem Reichthum allgemeines Aufsehen. Männer, die in unserer Stadt jetzt zu den angesehensten gehören, wie z. B. der Domainenhofspräsident, wetteiferten, in dem Hause, dem eine prunkliebende, von einer namhaften Petersburger Beamtenfamilie abstammende Frau vorstand, bekannt zu werden und machten der schönen geistreichen Tochter, oft zum Verdruß des Va-

ters, allen Ernstes, aber erfolglos den Hof. Wie Du jetzt der Tochter Lehrer bist, so war Dein Vater, als er eben erst die Universität verlassen und noch keine feste Anstellung hatte, der Lehrer der Mutter. Marie und Du, Ihr entsprecht genau dem damaligen Verhältniß zwischen der Tochter des Hauses und dem Lehrer. Kurz und gut — ehe ein Jahr vergangen war, hatten die jungen Leute sich herzlich lieb gewonnen, und nun wollte es hurre-burre geheirathet sein. Aber Dein Vater — mich überläuft's immer komisch, wenn ich daran denke — hatte es von vorn herein mit dem alten Dolinin zu leicht genommen; er hatte geglaubt, er werde dem zwar reichen, aber ein wenig beschränkten Russen in seiner gelehrten Eigenschaft imponiren. Allein Pawel Trofimowitsch — so hieß er — gerieth außer sich vor Wuth, als er von dem Verhältniß erfuhr. Ein armer deutscher Schulmeister, Antichrist dazu, seine rechtgläubige Tochter heirathen! Nimmermehr! — Indessen, wer weiß, was geschehen wäre, wenn man sich die Mutter geneigt gemacht hätte; so aber stimmte die Petersburgerin diesmal mit ihrem Mann überein — und ehe man sich dessen versah, hatten sie die Tochter, man sagt zwangsweise an den reichen Kainnikow gebracht. — Zwei Jahre irrte Dein Vater ernst und schweigsam, beobachtend und vergleichend unter uns jungen Mädchen umher. Wir wuß-

ten Alle, daß er die Dolinin geliebt, und doch, Du darfst mir schon glauben, pochten die Herzchen, die sich noch nicht verschenkt hatten, wenn der liebenswürdige geistreiche Mann eine Paradeschwenkung nach dem betreffenden Links machte. Endlich blieb der strenge Beobachter in seinem Vergleichen und Erwägen bei mir stehen. Ganz jung war ich nicht mehr, schön wie die Dolinin auch nicht, reich — erst recht nicht, aber eben diese Umstände und unser nachheriges freundliches und glückliches Zusammenleben sind mir die sichersten Beweise gewesen von Papa's aufrichtiger Zuneigung zu mir. — Du siehst also, lieber Sohn, daß die Männer, wenn sie der gewöhnlichen Welt angehören, sich trösten, und daß die Mädchen in einer vorausgegangenen Liebe kein Hinderniß finden."

Heinrich hatte diesen leutseligen Rückerinnerungen der Mutter zuletzt nur halb zugehört. Nur im Eingange hatte ihn ein Vergleich, eine Aehnlichkeit der Verhältnisse zwischen Eltern und Kindern gefesselt, aber das Vernommene in Zusammenhang gebracht mit dem heute Erlebten, war nicht geeignet, ihn mit Trost und Hoffnung zu erfüllen. Manches wurde ihm durch diese Mittheilungen klar, was er bis jetzt nicht recht hatte fassen können, was er der reinen Wirkung eines edlen uneigennützigen Herzens zugeschrieben. Sein Interesse für die Kainnikow'sche Familie wuchs.

Die Mutter fuhr fort.

„War es Zufall, war es Laune der Frau Kainnikow — bald nach unserer Verheirathung kaufte der Herr Gemahl sich dicht neben uns an. Aber aus einem freundschaftlichen nachbarlichen Umgange wurde nichts. Es blieb bei formellen Besuchen aus Anlaß der einen oder andern besonders festlichen Gelegenheit, wie es bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Als weiteren Beweis, daß sie den Papa lieb gehabt, können Dir die Thränen dienen, die das edle treue Herz an seinem Sarge nicht zurückzuhalten vermochte." Die alte Frau fuhr mit dem Zipfel ihrer weißen Schürze schnell nach den Augen und sagte dann: „Nun komm, lieber Sohn, das Abendbrod erwartet uns."

Sie stiegen hinunter ...

„Sei wieder gut, Mili," sagte Heinrich, die Hand der Schwester erfassend, die noch immer still dasaß und trostlosen Gedanken nachzuhängen schien.

Statt aller Antwort erhob sie sich und schlang beide Arme um seinen Hals.

Aber für den heutigen Abend hätte Frau Hoffmann das Tischdecken sich ersparen können. Denn nur Louise sprach dem, „was Gott gegeben hatte" fleißig zu. Heinrich vermochte keinen Bissen zu genießen; er fühlte, daß er krank werden würde. Emilie rührte auch nichts

an und die Mutter war mit ihren Gedanken und Empfindungen viel zu sehr bei dem Ungemach engagirt, das den Sohn betroffen. Sie war nämlich überzeugt, ihr Sohn habe in der nächsten Nachbarschaft einen Korb bekommen.

# Dreizehntes Kapitel.

Die nächste Literaturstunde bei Kainnikows rückte heran, aber Hoffmann erschien nicht; er hatte sich auch am Montag und Dienstag im Hause nicht sehen lassen, um seinem kleinen Zögling die täglichen Stunden zu ertheilen. Frau Kainnikow machte sich allerlei Gedanken über dieses Ausbleiben. Sie dachte an Krankheit, an Vorbereitungen zum Eintritt in das neue Amt, an eine Ausfahrt — allein nichts befriedigte sie, gegen Alles gab es die Einwendung, daß er, wenn selbst verhindert, sich wenigstens hätte entschuldigen lassen können. Ganz zuletzt und nur mit Widerstreben dachte sie an Leichtsinn.

Sie legte das Buch, in welchem sie hatte lesen wollen, aus der Hand und lehnte sich tiefer in den Fauteuil zurück... Sollte dieser Heinrich, den sie wegen seines männlichen Ernstes hochschätzte, wegen seiner Gewissenhaftigkeit bewunderte, sollte er mit der glücklichen Wendung seiner Verhältnisse leichtsinnig geworden sein? Pünktlich um sechs pflegte er zu erscheinen.

Der Zeiger der Uhr auf dem Kamin wies stark auf sieben. Sie verglich ihn mit dem ihrer kleinen goldenen Uhr — die Uhren stimmten in der Zeit überein. Mit einem unmerklichen Anflug von Besorgniß verweilten ihre zärtlichen Blicke auf der jugendlichen Tochter, die an der Glasthür stand und hinaussah in den Garten, über die Hecke hinweg in das kleine Fenster oben im Hoffmannschen Hause. Seit einer halben Stunde stand sie bereits da: stumm, unbeweglich, anscheinend ruhig. Die Mutter konnte freilich nicht sehen, was während dieser Zeit in der Tochter vorging, denn diese verbarg ihr Gesicht sorgfältig gegen das Innere des kleinen Salons — aber errathen hatte sie mit dem in solchen Dingen den Müttern eigenen Scharfblick natürlich schon längst, daß in ihrem Kinde seit einigen Tagen eine tiefe, ja fast leidenschaftliche Neigung für Hoffmann aufgekeimt war. Was sollte daraus werden, wenn sie sich in Heinrich geirrt? Das war es, was die Mutter mit leiser Besorgniß erfüllte.

Hoffmann kam nicht. Die Uhr auf dem Kamin schlug sieben. Das junge Mädchen am Fenster wandte sich plötzlich um.

„Warum besuchen wir Hoffmanns so selten, liebe Mama?“ fragte sie gleichzeitig und mit einer Stimme, der man die fieberhafte innere Aufregung, so sehr sie geheim gehalten werden sollte, nur zu deutlich anhörte.

Frau Kainnikow that als verständige Mutter, wie wenn sie gar nichts Auffälliges gehört oder bemerkt hätte. „Ja, mein Kind," sagte sie mit gut durchgeführter Gleichgültigkeit, — „diese Frage habe ich mir selbst auch schon mehr als einmal vorgelegt, aber dieselbe nur immer halbwegs beantworten können. Jedenfalls liegt es nicht an uns allein. Du hättest eben so gut fragen können, warum Hoffmanns uns so selten besuchen?"

„Nun ja: warum?"

„Es scheint, daß wir keine große Zuneigung zu einander haben," bemerkte Frau Kainnikow muthwillig.

Marie wollte schnell etwas einwenden, aber erröthete nur über und über und drehte sich unzufrieden zum Fenster zurück.

„Doch ich sehe wohl," fuhr die Mutter nach einer kleinen Weile fort, „daß wir unsererseits den Anfang werden machen müssen zu einem dauernden und freundschaftlichen Verkehr."

„Du liebe Mama! — Jetzt, jetzt gleich?"

Sie hatte, wie das erste Mal, sich hastig umgedreht und wollte, wie es schien, auf die Mutter zueilen, allein der Flügel, der zwischen ihnen stand, gab ihr einigermaßen die Ueberlegung wieder.

„Ich habe Emilie und Louise nun schon seit Monaten nicht gesprochen," sagte sie.

„Auffälliges wird man in dem Besuch nicht finden können: die Anstellung des Sohnes ist Grund genug zu einer Gratulationsvisite. Nebenbei bin ich neugierig zu erfahren, was den Herrn Heinrich von den Stunden abgehalten und noch abhält.“

„Der letzte Grund ist Dir gewiß der wichtigste,“ protestirte Marie, ein wenig gereizt wegen dieser scheinbaren Gleichgültigkeit.

„Ich kann nicht leugnen, daß ich viel Theil an Herrn Hoffmann nehme. Wie sollte es auch anders sein? Habe ich mich doch daran gewöhnt, ihn als wie zu uns gehörig zu betrachten. Als er noch Knabe war, kam er fast täglich zu Mitja; den Student sahst Du ja nie anders, als in des Bruders Gesellschaft, und in jüngster Zeit ist es seine aufopfernde Thätigkeit für Wanja, welche ihn mir lieb und werth macht. Daher will ich keine Zeit verlieren und noch heute, gleich, hingehen, um zu erfahren, was das Ausbleiben Heinrichs zu bedeuten hat, denn der Gedanke, er könnte im Glücke seine alten Freunde vergessen haben, peinigt mich nachgerade.“

„Mich beunruhigt dieser Gedanke gar nicht,“ entgegnete die holde Vertheidigerin. „Heinrich — wenn er nur gesund ist! — wird begreiflicherweise so sehr mit Arbeiten, namentlich in der ersten Zeit seines

Dienstes, überhäuft sein, daß die Unterlassung einer Entschuldigung, einer Formalität verzeihlich erscheint."

„Einer Pflicht, liebe Marie; man darf aber nie so viel zu verrichten haben, daß einem keine Zeit bliebe, seine Pflicht zu thun."

Marie schwieg. Die Mutter erhob sich.

„Ich darf Dich doch begleiten, liebe Mama? Es ist unerträglich, so allein, immer so allein zu sein."

Frau Kainnikow lächelte still. „So hörte ich Dich noch nie sprechen, mein Kind," sagte sie. „Sonst" — sie begleitete ihre Worte mit einem bezeichnenden Blick auf das Klavier, auf den Tisch mit den Stahlstichen, auf die Bücherschränke — „sonst war es anders. Du schienst bis jetzt nie etwas zu vermissen, wenn die Zeit Dich nicht verhinderte, länger als Du durftest, bei diesen Gegenständen zu verweilen... Und nun wird diese Zeit Dir zu lang!"

„So meinte ich es nicht, meine herzensgute, meine liebe Mama! Ich weiß nicht, was mir fehlt, aber mir ist — ich kann Dir gar nicht sagen, wie einsam mir zu Muth ist."

„Wünschest Du eine Gesellschaft, einen Ball, meine Tochter? sprich; ich habe bis heute immer nur auf einen Wunsch, auf eine noch so leise dahin gehende Aeußerung von Dir gewartet. Wenn ich Dir bisher

auf diesem Wege nicht entgegenkam, so geschah es in der Ueberzeugung, daß einem jungen Mädchen ein Vergnügen so viel gilt als das andere, wenn es sich dabei nur wohl fühlt. Du fühltest Dich bis jetzt doch wohl, mein Kind? oder fühltest Du Dich nicht wohl?"

Marie wußte im Augenblick nicht, was sie sagen sollte. Vor ihren Augen entwickelte sich in lebhaften berauschenden Tönen, Farben und Bildern ein glänzender Ball. Heinrich tanzte mit ihr, Heinrich allein. Ihre Blicke leuchteten, die Wangen rötheten sich hoch...

„Ja, ja, einen Ball!" rief sie plötzlich mit lachender Lust, — „es muß schön sein!"

„Nun, Du sollst ihn haben."

„Dank', liebe Mama!" Sie küßte die Hand der Mutter und fuhr erregt fort: „Du kannst Dir gar nicht vorstellen, welche Freude ich bei dem Gedanken empfinde, einen Ball zu geben und lauter liebe, glückliche, fröhliche Gäste aufzunehmen... Aber ist es Dir denn nicht recht, liebe Mama? Du blickst so trüb'..."

„Ja, mein Kind, ich muß Dir offen gestehen, daß ich mich nur mit Widerwillen aus unserer mir wenigstens lieb gewordenen Zurückgezogenheit hinausbegebe: die Russen sind mir zu entgegenkommend, die Deutschen

zu stolz, und mit der schönen stillen Mittelstraße wäre es aus, vielleicht für immer."

„Aber wenn es nur ein ganz kleiner Ball ist, liebe Mama? Hoffmanns z. B. und meine gute Polly, ein paar Freunde von Heinrich..."

„Und die Söhne und Töchter von Papa's Freunden," ergänzte die Mutter. „Einige von ihnen müssen berücksichtigt werden; die aber haben andere Interessen; bei ihnen würden wir mit den unsrigen, wollen wir sie nicht verleugnen, Anstoß und Aergerniß erregen." Sie sah sich langsam rings um im kleinen Gemach. „Hier ist Alles vereint, Alles, was mich bis zu dieser Stunde entschädigte für ein... Es bleibt bei dem Ball!" unterbrach sie sich plötzlich.

Marie sah der Mutter verwundert nach. Diese war schnell bis zur Thür gegangen und wandte sich hier um.

„Ich gehe auf einen Augenblick hinüber."

„Und ich? darf ich Dich nicht begleiten?"

„Als Arzt?" lächelte die Mutter mild und zutraulich, indem sie mit einer leichten Bewegung des Kopfes zum Tisch hinwies, auf dem ein großer, zur Verwunderung der Mutter heute von Marie gekaufter Stahlstich ausgebreitet lag: ein kranker Jüngling, freudig überraschte Angehörige und ein verschämtes Mädchen, das dem sichtbar Genesenden mit abge-

wandtem Antlitz die Hand hinhielt. Darunter stand: „Liebe als Arzt.“

Frau Kainnikow war gegangen.

„Sie weiß Alles!“ murmelte mit angehaltenem Athem Marie und bedeckte mit der kleinen Hand die Augen....

„Mama! Frau Kainnikow besucht uns!“ rief überrascht Emilie, vom Fenster zurücktretend, wo sie soeben die letzte Hand an die neuaufgesteckten Vorhänge gelegt hatte.

Diese Nachricht schien Frau Hoffmann unangenehm aus ihren Gedanken beim Strickstrumpf aufgeschreckt zu haben. „Sie besucht mich! wahrscheinlich, um mir, der betrübten Mutter, Trost zuzusprechen, mir zu sagen, daß es ihr herzlich leid thue — aber ihre Tochter — ihr Mann... Nun, nun, sie soll mich nicht untröstlich, sie soll mich gerüstet finden.“ Das ungefähr war es, woran die in ihrem Sohn sich empfindlich berührt fühlende Mutter ganz zuerst dachte. Dann sagte sie laut: „Wenn man sich darum erkundigen sollte: Heinrich ist nicht krank gewesen.“

Heinrich war nämlich wirklich am Morgen nach jenen aufregenden Erlebnissen und Enttäuschungen nicht im Stande gewesen, das Bett zu verlassen; ein sehr bedenklicher fieberhafter Zustand hielt ihn drei Tage im Zimmer zurück und erst heute hatte er aufstehen

und ausgehen können. Er hatte die Mutter gebeten, die Stunden bei Kainnikows absagen zu lassen, aber diese hatte in ihrer Empfindlichkeit solches nicht über sich zu bringen vermocht. „Warum es den Leuten einbilden, daß er sich den Fall so sehr zu Herzen genommen? warum die Sache so wichtig machen?“ Diese stillen Beweggründe mochten auch gegenwärtig obige Verhaltungsregel für Emilie dictirt haben.

Emilie war geeilt, der Frau Kainnikow zu öffnen.

„Guten Abend, liebes Fräulein!“ hörte man deren wohltönende Stimme aus dem Vorzimmer. Gleich darauf betrat sie die Wohnstube und ging schnell auf Heinrichs Mutter zu, ihr die Hand bietend.

„Guten Abend, Frau Hoffmann!“ Der Gruß klang offen und herzlich.

Frau Hoffmann war aufgestanden; sie war auf Alles gefaßt. Abgemessen und steif reichte sie der Entgegenkommenden ihre Fingerspitzen.

„Entschuldigen Sie meinen späten Besuch; allein Ihr Herr Sohn hat sich seit Sonnabend bei uns nicht blicken lassen, und das beunruhigte mich, bis ich mich, wie Sie sehen, selbst auf den Weg machte, um die Ursache zu erfahren. Herr Heinrich ist doch gesund?“

„Aufzuwarten. Bitte, wollen Sie Platz nehmen.“

„Gut, daß er gesund ist. Ich machte mir schon Sorgen um ihn.“

„Sie sehen mich gewissermaßen erstaunt, Frau Kainnikow. In der That, ich weiß nicht, was diese Sorgen in Ihnen erwecken konnte.“

Frau Kainnikow hätte nun ihrerseits entgegnen können: „Sie sehen mich gewissermaßen erstaunt, Frau Hoffmann.“ Sie begriff diesen piquirten Ton nicht, den die Mutter Heinrichs anschlug, um so weniger nicht, als ihre für den Sohn an den Tag gelegte Theilnahme bei jeder andern Mutter Befriedigung und Anerkennung gefunden hätte.

„Nun, ich dächte doch,“ sagte sie ein wenig befangen, — „die Ursache liegt nahe genug: sein angestrengtes Arbeiten, keine Erholung, keine Zerstreuung, — dann der plötzliche Wechsel, das damit zusammenhängende Aufhören der gewohnten Thätigkeit, die Aufregung — Alles in Allem scheint mir doch hinreichend, die stark angespannt gewesenen Kräfte zu erschlaffen und meine Sorgen zu rechtfertigen.“

„Nun, Frau Kainnikow, der Anlaß war am Ende nicht so bedeutend, als daß die Aufregung mehr als vorübergehend, länger als nöthig über die Einsicht meines Sohnes gesiegt hätte.“

„Gewiß, gewiß.“

Hatte Marie's Mutter durch ihren Besuch auch nichts entfernter bezwecken wollen, als die Entgegennahme eines Dankes für ihre Bemühungen um Hein=

rich, so kränkte sie doch diese Gleichgültigkeit, diese Geringschätzung gegenüber nun einmal erwiesenen und entgegengenommenen Gefälligkeiten. Der Vorsatz, durch diesen Besuch endlich ein dauerndes freundschaftliches Verhältniß anzubahnen, war dahin.

„Ich kann Sie versichern,“ fuhr Frau Hoffmann fort, — „mein Heinrich ist vollkommen munter. Er wurde vor einer Stunde durch einen Boten zu einem der Herren vom Rath gebeten und scheint den Abend mit Freunden verbringen zu wollen.“

„Wenn ihm nur nichts zugestoßen ist, Mamachen,“ sagte besorgt Emilie, — „er ist noch so angegriffen...“

Ein zurechtweisender Blick der Mutter erinnerte Emilie zu spät an das Verbot. Frau Kainnikow entging die Verlegenheit nicht, in der die Beiden befangen waren; sie unterbrach schnell das peinliche Schweigen.

„Wo ist Ihre jüngere Tochter?“

„Bei einer Freundin, mit der sie gemeinschaftlich zum Examen arbeitet,“ antwortete Frau Hoffmann gesammelt. „Aber wie befindet sich denn Ihr Fräulein Tochter?“ fragte sie, plötzlich ablenkend, mit scharfem Nachdruck.

„Danke, ganz wohl.“

„Das freut mich.“

„Nur theilt sie mit mir die Besorgniß um Ihren Sohn.“

„Wie freundlich.“

„Noch einmal, liebe Frau Hoffmann, sind unsere Besorgnisse unbegründet? ist Heinrich gesund? Warum verschweigen Sie uns das?“

„Heinrich hat in den letzten Tagen allerdings viel und angestrengt gearbeitet — das hat ihn angegriffen.“

„Nein, nein, es lag mehr in den besorgten Worten des Fräuleins. Meine Theilnahme für Heinrich verdient gewiß ein klein wenig Vertrauen. Warum darf ich nicht wissen, was ihn von den Stunden abgehalten, die er meinem kleinen Neffen ertheilt?“

„Wie? Sie sollten es nicht wissen?“ fragte Heinrichs Mutter mit einem gereizten Lächeln.

„Wie sollte ich?“

„Und Sie errathen nicht einmal?“ Das Lächeln war fast zu einem maliciösen geworden.

„Ich suche vergeblich...“

„Aha!“ dachte Frau Hoffmann, „kommst Du mir so?“ und sagte dann laut: „Die Ursache, warum mein Sohn in der That ein paar Tage krank, d. h. mehr gereizt als unwohl war, ist — — nun: er hat einen Korb bekommen.“

Gezwungen lachend heftete sie ihre forschenden Blicke auf ihr Gegenüber. Das Resultat ihrer Be-

obachtung schien sie befriedigt zu haben: Frau Kainnikow hatte die Farbe gewechselt.

„Indessen," begann der eitle, frisch angefachte Mutterstolz von Neuem — „es ist Alles wieder als ob nichts dagewesen wäre. Ein Mann, wie mein Heinrich, braucht nicht gleich zu verzweifeln."

Frau Kainnikow war weitab mit ihren Gedanken.

„Gewiß, gewiß," sagte sie tonlos, verloren. Dann, als wollte sie einer Ohnmacht zuvorkommen, stand sie schnell auf, verneigte sich kalt gegen Frau Hoffmann, grüßte in's Nebenzimmer hinein, wohin Emilie vor Unruhe und Verlegenheit sich zurückgezogen hatte, und verließ die Wohnung....

Der Septemberabend war warm. Frau Kainnikow trat nicht sogleich in's Haus, sondern durchschritt den Hof und begab sich in ihren großen parkartig angelegten Garten, in welchem das Laub bereits zu gelben und sich zu lichten anfing. Marie's Mutter wollte sich sammeln. Sie war zu heftig bewegt, die Brust war ihr zu beengt, das Herz zu voll, während doch unter den obwaltenden Umständen Ruhe und Besonnenheit dringend geboten erschienen, um Unheil zu verhüten, Maßregeln zu ergreifen, die den verderblichen Folgen dieser unglückseligen Liebe rechtzeitig und wirksam entgegentreten konnten. Die Liebe ihres Kindes zu dem Manne, über dessen Handlungsweise sie sich

noch keine deutliche Vorstellung zu machen fähig war, war noch jung, vielleicht nur wenige Tage alt — das stand fest; es galt hier nur, den noch unempfindlichen Keim, entweder behutsam oder entschlossen, durch rasches Eingreifen zu entfernen.

Lebhaften Ganges hatte sie die lange Birkenallee hin und her durchschritten und ließ sich nun erschöpft auf eine weißgestrichene Bank nieder. Der Eindruck, den die stetig herabfallenden Blätter der im leisen Abendwinde sich wiegenden Zweige der Trauerbirken auf sie machten, stimmte ihr Gemüth weh und weich. Alte Erinnerungen stiegen auf aus dem geduldig ausharrenden Herzen. Mit einem Weh, das ihr die Lippen schmerzhaft zusammenzucken machte, dachte die Einsame zurück an den Vater und dann an den Sohn.

„Es sollte damals nicht sein," sagte sie mit tiefer bebender Stimme, — „es sollte nicht sein — und ich habe es getragen durch nun bald fünfundzwanzig Jahre, still, ohne zu klagen, ohne mich aufzulehnen gegen ein Dasein, das mich noch niemals freundlich angelächelt hat. O, ich habe wacker ausgehalten in den Pflichten gegen den Mann, dem man mich übergab nach alter roher Sitte, wie eine Magd, wie eine Waare; ich habe die Leere meines Herzens, aus dem eine beständige Pflichterinnerung mich lehrte, das Andenken an den Vater zu entfernen, mit seinem treuen Abbilde, diesem

Heinrich, ausgefüllt, den ich hegte und pflegte und fast groß erzog als meinen Sohn; ich habe mich gefreut mit reiner stiller Freude auf die Zeit, wo ich durch mein Kind das würde an dem Sohne gut machen können, was mir auf ewig in dem Vater verloren gegangen war — und so ist sie zergangen, diese reine stille Freude — und so lohnt er mir — und so habe ich mich in ihm getäuscht. — — Es soll also auch jetzt nicht sein . . .“

Sie fuhr mit ihrem Taschentuch über das schwarzseidene Paletot vorn auf der Brust, um die glitzernden Tropfen wegzuwischen, die, sie wußte selbst nicht wie, dort niedergefallen waren.

„Armes Kind! wird sich Dein heilig reines Gefühl empören gegen diese Gleißnerei? wirst Du Dich noch stolz abwenden können von Dem, der mit Lug und Trug, mit erheuchelter Rede, mit erheuchelten Blicken, mit erheucheltem Erröthen Dein sorgloses, unschuldiges, nichts argwöhnendes Herz umstrickte, während er, wie die Spinne in ihrem Netz, gleichzeitig lauerte, jenes andere Herz zu umstricken, das ihn endlich durchschaute und zurückwies? Oder ist es schon zu spät? Ist diese Neigung — Lebenssaft, wenn aus lautrer Liebe — Gift, wenn mit verrätherischer Absicht eingeflößt — ist sie bereits in die Adern eingedrungen und Rettung vor einem ewigen Leid, vor verzehrendem Gram nicht mehr möglich? —

Welch häßliches, unverantwortliches, doppeltes Spiel hat er gespielt, dieser Heinrich, auf den ich baute, wie auf Felsen, dem ich vertraute wie deutscher Treue! An jenem Sonnabend, wo er sein Werk hier vollendete, wo er dem sorglosen Kind, das ihn bis dahin nur verehrte, mit diesem tiefen Blick seine schlummernden Gefühle hervorlockte und die verrätherische Saat aussäete, — an demselben Abend vielleicht schon war er heimgeeilt zu seiner andern Liebe, um ihr mit der Versicherung von seiner nunmehrigen Existenzfähigkeit seine Hand anzutragen. Und da begegnete dem Falschen das, was die eitle Mutter mir mit unbegreiflicher Offenherzigkeit auftischte... Doch still, da kommt mein armes Kind."

Wirklich raschelten oberhalb der Allee die verdorrten Blätter unter den hastigen Schritten des herbeieilenden Mädchens.

Marie hatte, im Visitenzimmer am Fenster stehend, mit gespannter Ungeduld die Rückkehr der Mutter erwartet, hatte sie endlich kommen sehen und war ihr bis in das Vorzimmer entgegengeeilt. Aber die Mutter war nicht in's Haus getreten, wenigstens nicht von dieser Seite. Marie lief aus einem Zimmer in's andere, sah in der Küche nach, lauschte an der Thür, die in des Vaters Cabinet führte, um sich erschreckt gleich wieder zurückzuziehen, da sie im Gemach Sarafanows

Stimme hörte — nirgend war die Mutter zu finden. Zuletzt trieb es sie in den Garten. Und da, am Ende ihrer Lieblingsallee, saß einsam die Mutter.

Langsamer, immer langsamer wurden die Schritte, die so hastig begonnen hatten; sie hielten endlich in einiger Entfernung von der Bank still. Dann aber stürmte das von einem innern Entsetzen getriebene Mädchen auf die Mutter zu und fiel kraftlos vor ihr auf die Kniee.

„Um Gottes willen — wo ist Heinrich!“

Sie hatte beide Hände der Mutter umklammert und sah zu ihr mit verstörtem Gesicht hinauf.

Frau Kainnikow erhob sich zugleich mit der Tochter; sie war sprachlos vor Schrecken: Aehnliches hatte sie nicht vorausgesehen.

„Sprich, liebe, liebe Mama, sprich — ich ertrag's sonst nicht länger!“

„Kind, was ist Dir? Woher diese schreckliche Leidenschaft?“

„O Gott, mich so zu quälen! Wo ist Heinrich? ich bitte Dich! wo ist Heinrich!?“

„Marie!“

„Warum kommt er nicht? Warum sitzest Du hier? Mama, erbarm' Dich! warum hast Du geweint?“

„Sei doch nur ruhig, mein Kind! es ist nichts...“

„O, ich bin ja so ruhig, ich bin ganz ruhig. Aber nun sprich auch, beste Mutter.“

„Was quälst Du Dich um ihn? was hast Du...“

„... Ich lieb' ihn ja!“ rief sie leidenschaftlich und sank laut schluchzend in die Arme der Mutter.

Beide standen sie so eine geraume Zeit stumm, unbeweglich. Was war hier zu thun? Frau Kainnikow hatte sich so weit gesammelt, um überlegen zu können. Sie erhob den Kopf ihres Kindes, schaute ihr voll Mitleid in die thränengefüllten Augen und sagte dann leise, aber mit Nachdruck:

„Er liebt Dich nicht, mein Kind.“

Marie trat schnell einen Schritt zurück: wie eine Bildsäule war sie anzusehen.

„Mich — nicht?“

Die Mutter verneinte schweigend.

Lange blickte das plötzlich ruhig gewordene Mädchen still zur Erde und sagte dann, wie sich selbst überredend, vor sich hin: „O, er liebt mich wohl.“

„Nein, nein, Marie.“

„Hat er es Dir selbst gesagt?“

„Nein, so viel Schamgefühl besitzt er noch.“

„Ich verstehe Dich nicht, Mama? Woher diese plötzliche Nichtachtung? Was that Heinrich? was ist vorgefallen?“

„Denke nicht an ihn, Marie; sei meine stolze Tochter: er denkt nicht an Dich — er liebt eine Andere.“

„Hat er es Dir selbst gesagt?“ fragte sie wieder.

„Nein; aber …“

„Dann glaube ich es nicht.“

„Täusche Dich nicht mit eitlen Hoffnungen, erniedrige Dich nicht, mein Kind: er liebt eine Andere — die Mutter hat es mir selbst gesagt, zuversichtlich gesagt: er liebt eine Andere.“

„Es ist unmöglich …“

Während dieses langsam hingesprochenen Protestes schien es, als wechsele die Jungfrau ihr Inneres und Aeußeres, um als ein neues Wesen aus dem Chaos ihrer Gefühle hervorzugehen: ein Kampf um das Theuerste, Unentbehrlichste; der sichtbarste Schmerz des Herzens, das krampfhaft festhielt, was man ihm entreißen wollte; das Ringen des Vertrauens mit dem Zweifel; Beschämung und endlich Stolz machten sich nacheinander in Marie's ganzer Erscheinung geltend — und nun stand sie kalt, bleich, ruhig der Mutter gegenüber.

„Es ist kühl geworden, liebe Mama; ich möchte hinein.“

Die Mutter antwortete nicht; erschreckt über dieses plötzliche Erstarren der Gefühle, von dieser unheimlichen Ruhe tief ergriffen, zog sie ihr Kind ungestüm an die Brust, küßte es auf Stirn, Mund und Wangen und — weinte leise, der Trauerbirke neben ihr vergleichbar, deren Blätter still und langsam niederrieselten.

## Vierzehntes Kapitel.

Als Frau Kainnikow aus ihrer Hausthür trat, um in der Nachbarschaft jenen Besuch zu machen, der für sie und ihre Tochter so verhängnißvoll werden sollte, begegnete ihr Sarafanow, der die Absicht zeigte, in's Haus zu treten. Er zog ehrfurchtsvoll seine Mütze. Sie erwiederte den Gruß höflich aber kurz und schritt weiter, während der Magister stehen blieb und daran dachte, wie seine gegenwärtige Lage doch eine ganz andere wäre, wenn diese durch deutsche, resp. Hoffmannsche Einflüsse verdorbene Frau mit seinen Zielen und Zwecken sympathisirt hätte.

Zum ersten Mal in seinem Leben fühlte er sich müde, abgespannt, muthlos. Je hochfliegender die Pläne gewesen waren, die er auf Grund der Brüderschaft, des Domainensecretariats, der Ehe mit der Tochter des Millionärs in kühnen Umrissen entworfen hatte, um so tiefer waren seine Hoffnungen herabgesunken, als am vergangenen Sonnabend der bestürzte Erzbischof ihm das eben erhaltene Telegramm über die

Aufhebung des Taufzwanges mitgetheilt hatte und, seine Aussichten noch trostloser zu machen, ihm gestern die Weisung zugegangen war, die Stelle des Gymnasialdirectors unverweilt anzutreten. War mit der Aufhebung des Taufzwanges die präsumirte Thätigkeit der Brüderschaft zum Theil paralysirt, so galt die gezwungene Verzichtleistung auf den wichtigen Posten im Domainenhof nicht minder als schwerer Verlust. Allerdings fand der Parteigänger einigen Trost in der ihm vom Erzbischof gestellten Aussicht (und auch er selbst zweifelte nicht daran), daß es ihm in Petersburg mit Hilfe des Prälaten und seiner eigenen Verbindungen gelingen werde, den Domainenhofspräsidenten zu stürzen und sich selbst auf dessen Posten zu schwingen. Allein Zeit verloren, viel verloren, meinte Sarafanow, indem er daran dachte, wie viel hundert Letten und Esten bis dahin in die große russische Familie hätten aufgehen können. — Und nun die Tochter Kainnikow's? Was konnte er bei der Schwäche und Charakterlosigkeit des Vaters, bei dieser unnahbar dahinschreitenden deutschfreundlichen Mutter von dem in die Schlingen des intriganten Deutschen gerathenen Kinde hoffen? ... Er ballte die Hände und dehnte die Arme, als wollte er wachsen und wachsen bis zur Riesengröße und Alles zermalmen, was sich ihm hindernd in den Weg stellte: vor Allem die systematisch ihm entgegenwirkende deutsche

Gesellschaft“ in diesem Heinrich Hoffmann. Fast reute es ihn, an seinen Freund, den Kanzleidirector des Domainenministers, einen sehr ausführlichen Brief geschrieben und ihn um Anstellung Hoffmanns in Petersburg gebeten zu haben; damals war ihm Hoffmann einfach als politischer Gegner unbequem gewesen, jetzt haßte er ihn bis zur Fähigkeit, ein Verbrechen an ihm zu begehen; jetzt lag ihm wenig daran, den Gegner zu entfernen — den Verhaßten unglücklich, elend zu machen — darnach lechzte er. Die einleitenden Schritte hiezu waren bereits am vergangenen Sonnabend geschehen; Herr Wunder war darauf durch ein paar anonyme Zeilen von dem verbrannten Schuldschein in Kenntniß gesetzt, und nun ging Sarafanow hin, die Wirkungen an dem alten Kainnikow zu beobachten.

Er trat in's Haus und, ohne anzuklopfen, in Kainnikows Zimmer.

„Ah, da sind Sie ja!“

Der Alte sprang mit diesen Worten behend von einem Divan, auf dem er im bequemen Schlafrock gelegen.

„Schurken sind sie! ich sage: sie sind Schurken! niederträchtige, boshafte, heuchlerische, von aller Ehrlichkeit reindestillirte Kornschurken! der Fusel der Menschheit! Schurken aus Neigung, Schurken aus Vorsatz!“

„Wer, wer, Sergei Petrowitsch?“

„Alles Vertrauen ist unter Pari gesunken. Sehen Sie sich vor, sehen Sie sich vor, Stepan Nikititsch! dieses ganze Land, diese Ostseeprovinzen sind das Spitzbubenviertel von Rußland! Ausgesuchte Niederträchtigkeit! unerhörter Mißbrauch des Vertrauens! So oft ich daran denke, will ich es nicht glauben, und so oft ich daran glaube, will ich es nicht denken!“

„Was ist, Sergei Petrowitsch? was hat Sie in Rage gebracht?“

„Wofür halten Sie den Hoffmann?“

„Nun,“ spöttelte Jener, „er ist ein — ehrlicher Deutscher.“

„Ew. Hochwohlgeboren! gehen Sie noch einmal auf die Universität — auf die Dorpater Universität, sage ich — studiren Sie dort: er ist ein Schurke.“

„Er ist ein Deutscher.“

„Ein Schurke, sag' ich.“

„Ein Deutscher, sag' ich.“

„Reizen Sie mich nicht, Herr Hofrath, reizen Sie mich nicht! Ich sage zum letztenmal: er ist ein entsetzlich boshafter Schurke.“

„Er ist ein Deutscher. Ich habe keinen Grund, ihn noch besonders für einen Schurken zu halten.“

„Den sollen Sie haben, Sie sollen den Grund haben. Wissen Sie, wer dieser Wunder war, mit dem

Sie den Schurken haben flüstern und handeln gehört in der Conditorei?"

„Ich erinnere mich nicht, mit einem Herrn Wunder einen Schurken flüstern und handeln gehört zu haben; dessen erinnere ich mich aber wohl, daß Ihr Freund Hoffmann einem andern Herrn, den er Wunder nannte, von seiner bevorstehenden Ernennung zum Secretär erzählte."

„Gut, gut! Wissen Sie, wer dieser Wunder war?"

„Ein Bekannter von Ihnen; Sie sagten es mir damals."

„Können Sie nicht errathen, was dieser Wunder mir sonst noch gewesen?"

„Doch nicht eine kleine Jugendsünde?" fragte Sarafanow, dem es Vergnügen zu machen schien, den Alten zu reizen.

Kainnikow zog ein paar Secunden den Athem ziemlich hörbar ein und stieß ihn dann mit den Worten „mein Debitor" gewaltsam von sich.

„Nun, und daraus schließen Sie?"

„Haben Sie nicht gehört: Wunder ist mein Debitor!" schrie der Gereizte aus vollem Halse.

„Ja, ja! und was schließen Sie daraus?" schrie Jener, womöglich noch lauter.

„Daß Hoffmann ein Spion, ein Verräther, ein durchtriebener Bube, ein Schurke ist! Die Wahrheit zu

sagen: man muß sehr kurzsichtig sein, wenn man anders schließen will!“ fügte der wüthende Alte hinzu, indem er die Schultern hoch hinaufzog und seinem Freunde den Rücken wies.

Sarafanow warf dem kleinen Mann einen verächtlichen Blick zu und sagte höhnisch: „Schließen Sie, was Sie wollen; schließen Sie meinetwegen: Sie haben Geld, also auch Verstand...“

„Erlauben Sie...“

„Ja, ja! Aber nehmen Sie jetzt Ihr Rechenbret zur Hand und addiren Sie mir endlich die Gründe zusammen, welche die Summe ergeben: Herr Hoffmann ist ein Schurke.“

„Wie! ich habe Ihnen doch die Gründe genannt?“

„Mit keinem Wort.“

„Ah, Schurkerei, Schurkerei! über alle Begriffe elende Schurkerei! Und da soll ein gutes friedliches Einvernehmen, ein gegenseitiges Vertrauen zwischen Russen und Deutschen bestehen, wenn unsere redlichen Absichten in so unerhört schändlicher Weise verhöhnt, unsere Gutmüthigkeit mißbraucht, Treue und Glauben mit Füßen getreten werden! Aber mögen sie sich in Zukunft hüten, beim Kainnikow Anleihen zu machen! Verfolgen will ich sie mit Wechseln, ruiniren will ich und intriguiren und hintertreiben, und sollte ich darüber selbst zum Bettler werden! — Denken Sie sich...“

Und nun erst begann der lebhafte Alte in abgerissenen, kurz ausgestoßenen Sätzen mit der Hauptsache.

„Wie Sie mir riethen, — ich war heute da.“

„Wo, wenn ich fragen darf?“

Kainnikow zog wieder die Achseln hoch hinauf.

„Gott im Himmel! — Ich war heute bei Wunder, bei dem Kaufmann Wunder, welcher mir 1000 Rubel schuldet. Ich stellte mich gemüthlich, gleichgiltig. Mich befremdete es von vorn herein, daß er gar keine Entschuldigung machte. Endlich beginne ich. (Kainnikow gab das folgende Zwiegespräch deutsch wieder; nur die beständigen „sage ich“ und „sagt er“ sprach er russisch.) Es fällt wohl ein wenig schwer? sage ich. — „Was thun, spricht Zeus,“ sagt er. — Ja, ja, sage ich, mir geht es nicht anders. Ich habe Sie gestern bei mir erwartet. — „Sehr gütig! wohl eine kleine Preferencepartie gemacht?“ sagt er. — Ich spiele nicht, sag' ich. — „Ein frommer Knecht war Fridolin,“ sagt er.... Und so ging es noch eine Weile fort, indem er auf alle meine Anspielungen mit allgemeinen Phrasen und fremden Redensarten und lateinischen Sprüchen antwortete. Endlich riß mir die Geduld. Ich frage ihn, ob er sich denn gar nicht mehr erinnere, daß er mir 1000 Rubel schuldig sei? Das wäre möglich, meinte er; er habe der Summen so viele ausstehen und andere wiederum zu zahlen, daß ihm unmöglich zugemuthet werden könne, alle im Kopf

zu behalten. Man pflege ihm gewöhnlich die Forderung zu präsentiren, und er bezahle sie dann einfach. Dabei streckte der nichtswürdige Betrüger sehr artig die Hand aus, wie um die Obligation in Empfang zu nehmen. Was sollte ich thun? Ich sagte, der Schein liege zu Hause, ich hätte vorläufig nur anfragen wollen und dergleichen. Er aber lachte seelenvergnügt und meinte: er verstehe den Scherz. Er hatte mich zum Besten!"

Der Hocherregte lief einige Mal im Zimmer auf und ab und blieb dann vor Sarafanow stehen.

„Wer wußte um die verbrannte Obligation und wer unterhielt sich mit meinem Schuldner — Hoffmann?"

„Hoffmann."

„Ist er nun ein Schurke?"

„Er ist ein Deutscher und liest vielleicht in diesem Augenblick, vertraulich plaudernd, Ihrem unschuldigen Kinde Moral und Aesthetik."

„Halt! Sie bringen mich auf einen neuen Gedanken! Er ist von Sonnabend an nicht im Hause gewesen: der sicherste Beweis seines bösen Gewissens, seiner Schuld. Er hat Rache geübt, niedrige, gemeine Rache wegen des Strichs, den ich ihm durch seine Domainenhofsrechnung machte!"

„Ist er beim Präsidenten gewesen, um seinen

Rücktritt zu melden?“ fragte Sarafanow ziemlich gleichgiltig.

„Er hat es mir überlassen.“

„Nun?“

„Ich wollte heute hingehen.“

„Ich sehe, Sergei Petrowitsch, daß Sie nicht der Mann sind, auf den gestützt ich jenen einzigen Standpunct gewinnen könnte, von dem aus diese uns feindliche Welt aus ihren Angeln zu heben ist. Ich mache Ihnen daraus keinen besonderen Vorwurf: Sie leben ja selbst in dieser Welt, an die Sie mit der Kette der Unentschlossenheit gefesselt sind. Den Stützpunkt muß ich außerhalb dieser sogenannten ostseeprovinziellen Welt suchen und ich will und werde ihn in Peterburg finden. Daher folge ich einstweilen dem wiederholten dringenden Ruf an ein dortiges Gymnasium, wie ich Ihnen bereits sagte, als Director, und zwar heute lieber als morgen. Aber lange soll es nicht währen, und an dem Druck, den ich, gegen diese morsche mittelalterliche Welt mich stemmend, auf ihre empfindlichste Seite ausüben werde, sollen die Ritter es fühlen, daß ch wieder da bin.“

„Sie wollen also wirklich fort?“

„Ich reise in den nächsten Tagen, vielleicht schon übermorgen,“ bestätigte Sarafanow und dem Alten die Hand auf die Schulter legend, fügte er ironisch

hinzu: „Nicht wahr, dann werden wir wieder aufathmen und die 1000 Rubel leicht verschmerzen?"

„Ach, Stepan Nikititsch, daß ich 1000 Rubel verliere, kümmert mich wenig, daß aber dieser Hoffmann, den man hier geliebt wie einen zweiten Sohn, daß er an mir wie ein undankbarer, schlechter, rachgieriger Mensch gehandelt — sehen Sie — das frißt wie Gift an meinem Herzen."

„Was gedenken Sie zu thun?"

„Ja, ich weiß es selbst nicht — ich befinde mich in großer Verlegenheit. Ich möchte meine Frau mit der Mittheilung von der Schandthat Dessen verschonen, der es verstanden hat, sie in einem hohen Grade für sich einzunehmen und von dessen Schlechtigkeit sie sich, glaube ich, durch keinerlei noch so augenfällige Gründe wird überzeugen lassen. Andererseits will ich lieber Weib, Kind, Hab und Gut verlassen und bettelnd in der Fremde umherirren, als eine Minute lang die Gegenwart dieses heimtückischen Menschen unter meinem Dach dulden. — Wozu rathen Sie mir? Ihn mit Schimpf und Schande davonzujagen, falls er es wagen sollte, die Schwelle meines Hauses zu betreten, dazu bin ich entschlossen — unentschlossen bin ich nur, ob ich es meiner Frau zuvor sage oder selbstständig auftrete und Alles darauf ankommen lasse."

„Wenn ich mir in dieser Sache einen Rath erlauben darf…“

„Ich bitte Sie darum.“

„— so erscheint auch mir am zweckmäßigsten, dieselbe Ihrer Frau vorläufig zu verschweigen. Es ist nur zu gewiß, daß dieser Hoffmann in den Augen Ihrer Frau nichts von seinem einmal vorausgesetzten Werth verlieren, ja daß sich ihre ganze Entrüstung gegen Diejenigen wenden wird, die es gewagt, einen Verdacht gegen ihn entstehen zu lassen; er wird nach wie vor ihres gewiß eher noch gesteigerten Vertrauens sich zu erfreuen haben, nach wie vor eine bevorzugte Erscheinung im kleinen Salon sein.“

„Alles in der Welt, nur das nicht!“

„Anders aber gestaltet sich der casus fatalis, wenn Sie, was Sie schon längst hätten thun sollen, selbstständig auftreten, den Herrn Hoffmann zu sich rufen lassen und ihm ohne alle Umstände Ihren gestern von uns besprochenen Entschluß eröffnen: den Wanja zum Eintritt in das voraussichtlich bald seine Wirksamkeit beginnende russische Gymnasium vorbereiten zu lassen. Sie hätten zu dieser Vorbereitung keine geeignetere Persönlichkeit wählen zu müssen geglaubt, als den derzeitigen Inspector der russischen Kreisschule. Es hat nichts auf sich, wenn Sie ihm in dieser Beziehung ein Wort zu viel sagen — er soll einen dummen Stolz

besitzen und wird es daher verschmähen, der Stunden wegen von Ihrer Frau eine Erklärung zu erbitten; er wird sich gekränkt zurückziehen und Sie haben die Genugthuung."

„Gut, sehr gut!"

„Aber Sie werden sich jeder Anspielung enthalten müssen, sonst steckt er sich doch noch hinter Ihre Frau Gemahlin. Eine stille Verachtung dieses Deutschen muß Ihnen genügen."

„Sie haben Recht, Stepan Nikititsch, er verdient nichts anders als Verachtung. Ihn aber eigenmächtig von den Lehrstunden zu suspendiren, scheint mir doch bedenklich. Ich greife ja damit geradezu in die Rechte meiner Frau..."

Sarafanow spie heftig aus.

„Erlauben Sie mein Verehrtester: warum ärgern Sie sich? Hinter dem Rücken meiner Frau kann ich doch nicht handeln — das wäre ja offenbare Intrigue!"

„Nein, Sergei Petrowitsch, es wäre eine selbstständige Handlung; zu einer solchen scheinen Sie aber unfähig. Ihrer Frau Gemahlin müßte die im Laufe der Situation und aus derselben von selbst hervorgehende Auseinandersetzung genügen, daß, da Herr Hoffmann nicht erscheint und der Wanja ohne Unterricht nicht bleiben kann, Sie für das Rathsamste erachten, dem Knaben diejenige Bildungsrichtung zu gewähren, die

in dem mit dem letzten Seufzer ausgehauchten Wunsche seiner russischen Eltern gelegen. Sie haben heiligen Verpflichtungen nachzukommen, Sergei Petrowitsch."

„Sehr richtig: heiligen Verpflichtungen' — sehr richtig!"

„Handeln Sie übrigens ganz wie es Ihnen gefällig ist — im Sinne Ihrer Frau Gemahlin sei dies gesagt."

Er griff nach der Mütze. Der Alte hielt ihn am Aermel zurück.

„Sehen Sie, Stepan Nikititsch, wie Sie sind! Ich nehme ja immer guten Rath von Ihnen an. Bin ich nicht der rechtgläubigen Brüderschaft selbstständig beigetreten? bin ich nicht?"

„Aber Herrn Hoffmann werden Sie heute oder morgen nichtsdestoweniger den Zucker zum Thee reichen."

„Nimmermehr!"

„Sie werden also in unserm Sinne handeln?"

„Er soll aus dem Hause!"

Man reichte sich die Hände.

„Morgen oder übermorgen, Sergei Petrowitsch, gedenke ich Ihnen meinen Abschiedsbesuch zu machen. Empfehlen Sie mich bis dahin Ihrer Frau und Tochter. Es ist das keine Redensart, Sergei Petrowitsch, sondern eine Bitte im ernstesten Sinne des Worts, denn

morgen oder übermorgen muß es sich endlich entscheiden, ob Marie Sergejewna meine Werbung annimmt oder nicht. Wird mir das Glück zu Theil, will sie die Meinige werden, dann sehen Sie mich in wenigen Monaten wieder — Ihre Tochter als Marie Sergejewna Kainnikow zum Altar, sie als Frau Staatsräthin Sarafanow in mein Haus zurückführend. Also noch einmal, Sergei Petrowitsch: empfehlen Sie mich Ihrer Frau und Tochter kraft Ihres hausherrlichen Willens.“

„Vielleicht macht es sich heute beim Thee? Bleiben Sie hier, Stepan Nikititsch, mir zur Seite,“ meinte Kainnikow unentschlossen.

„Leider habe ich bereits eine Einladung zu Sr. Eminenz angenommen. Aber dabei fällt mir ein: ich möchte morgen, um mir die vielen Gänge und Abschiedsdiners zu ersparen, im Club den Freunden Lebewohl sagen. Ist es nicht schon zu spät, eine Aufforderung ergehen zu lassen?“

„Bewahre!“ rief Kainnikow eifrig und hocherfreut, daß das Gespräch diese Wendung genommen. „Ich habe die Ehre, Sie zu einem Diner im Club einzuladen. Bestimmen Sie die Zeit.“

„Dann morgen um Vier.“

„Vortrefflich!“

Der Alte riß an einer Glockenschnur und ertheilte,

den Gast gleichzeitig hinauscomplimentirend, dem eintretenden Matwei die erforderlichen Befehle. Allein gelassen, blieb er mitten im Zimmer stehen, das Auge auf die Thür gerichtet, durch die Sarafanow sich entfernt hatte.

„Ein umfassender Verstand! ein klarer; verschlagener Kopf, voll von Entwürfen und Auskunftsmitteln! Er wird gewiß noch Minister... Aber ich werde doch lieber die Einwilligung Marie Pawlowna's zu erwirken suchen. Es ist sicherer. Ich kann die ganze schwere Verantwortung auf mich allein nicht nehmen. Ich will mit ihr vernünftig sprechen...“

Er hatte den Arm halb aus dem Aermel seines Schlafrocks gezogen und fuhr dann, in dieser unentschlossenen Stellung verweilend, langsam und überlegend fort.

„Was wird sie sagen? Sie wird Nein sagen. Sie wird diesmal nicht sagen, ich möge nur thun, wie es mir gefällig ist. Sie wird sagen: „„Sergei Petrowitsch, kümmern Sie sich nicht um Erziehungsangelegenheiten. Der Wanja kommt nicht ins russische Gymnasium. Ich werde das nicht gestatten.““ Das Nicht wird sie betonen, wird leise seufzen und mich allein lassen... Und dieser Hoffmann, von dem sie nicht wissen darf, was das für ein niederträchtiger Mensch ist, wird triumphiren!? — Ha!“

Eine entschlossene hastige Bewegung brachte ihn mit eins aus dem Schlafrock heraus. Allein schon im nächsten Augenblick verfiel er wieder in Nachdenken. Der Schlafrock, zum Beiseitewerfen bereit, blieb in seinen Händen.

„Es ist fürchterlich!... Mein hausherrlicher Wille... Ha!... Ja, wenn sie nicht so gut, so ein Engel wäre! Aber gehandelt muß werden. So oder so. Die Gegenwart dieses heimtückischen, im Finstern schleichenden Menschen kann ich nun und nimmermehr ertragen — sie würde mein Tod sein!“

Der Schlafrock flog bei Seite, ein Hausrock war schnell angezogen und Kainnikow hatte schon den Griff der Thür erfaßt, die in den Saal, aus diesem in's Visitenzimmer und von hier in den kleinen Salon führte, als eine erneuerte Unruhe und Beklommenheit ihn still stehen hieß.

„Wäre es am Ende nicht gescheidter, den klugen Rath des Directors anzunehmen?... Aber wenn sie nun erführe...?“

Diesmal trat er verzweifelt entschlossen in den Saal, durcheilte ihn und blieb am Eingang in's Visitenzimmer von Neuem zögernd stehen. Er lauschte. In dem kleinen Salon, den seine Frau sich zum ungestörten Aufenthalt ausbedungen, war es mäuschenstill. Kainnikow respectirte die Bedingung nun schon

viele Jahre. Er trat leise, ganz leise auf und erreichte so die verbotene Thür.

„Marie Pawlowna,“ flüsterte er zurückhaltend und bittend, — „darf ich eintreten?“

„Ich komme,“ ward ihm von daher zur Antwort.

Im nächsten Augenblick ging die Thür auf und Frau Kainnikow stand ihrem Manne gegenüber.

Sonst, wenn der Vater sich für eine halbe Stunde an der Gegenwart der Seinen, namentlich der Tochter, die er mit andächtiger Zärtlichkeit liebte, erfreuen wollte — sonst erfolgte auf seine Frage: „darf ich eintreten?“ in der Regel ein freundliches „wir bitten, wir bitten darum;“ heute aber hatte Frau Kainnikow ihre Gründe, warum sie dem Gemahl auf der Schwelle entgegentrat. Sie wollte dem Vater den beunruhigenden Anblick seines Kindes ersparen, ihm keinen Anlaß zu unnützen Schlüssen geben, denn Marie, nachdem sie aus dem Garten zurückgekehrt war, hatte sich an die Glasthür gestellt, wo sie noch jetzt stand, starren Auges, bleich, theilnahmlos für Alles, was die Mutter that oder sprach, sie zu trösten.

„Nun, Sergei Petrowitsch, was wünschen Sie?“

„Störe ich Sie, Marie Pawlowna?“

„Nein.“

Sie sprachen russisch und sagten „Sie“ zu einander. Das Letztere geschah nicht etwa, um den Ton

der vornehmen Gesellschaft zu treffen, sondern Frau Kainnikow redete ihren Mann so an aus Gewohnheit, weil sie nie anders gekonnt, er dagegen aus purer Schüchternheit, aus Furcht, sie durch das „Du" unsanft zu berühren.

„Ist Herr Hoffmann auch heute nicht gekommen?" fragte er endlich nach einer kleinen Pause, während Frau Kainnikow im Saal auf und nieder zu gehen begann und dadurch den Gatten nöthigte, dem einsamen Gemache fern, an ihrer Seite zu bleiben.

„Nein," sagte sie ruhig, „Herr Hoffmann ist auch heute nicht hier gewesen."

„Hm!"

„Sie scheinen ja besorgt?" fragte sie etwas spöttisch und mit einem durchdringenden Blick auf den Alten, der sich weit fort wünschte.

„Sprechen Sie doch!"

„Ja, ich bin besorgt, Marie Pawlowna. Mich beunruhigt dieser Umstand — Wanja's wegen. Wir haben mit dem Knaben heilige Verpflichtungen übernommen, liebe Marie Pawlowna..."

„Gewiß. Nun?"

„Heilige Verpflichtungen..."

„Der Ausdruck scheint Ihnen zu gefallen."

„Mit Erlaubniß, Marie Pawlowna: mit dem letz-

ten Seufzer ausgehauchte Wünsche sind heilige Verpflichtungen."

„Denen wir, denke ich, nach besten Kräften gerecht geworden sind — ich wenigstens habe mir in dieser Beziehung keinen Vorwurf zu machen."

„Wie immer, so finden Sie auch jetzt mit Ihrem richtigen Blick ..."

„Werden Sie nicht komisch, Sergei Petrowitsch."

„Ich wollte sagen," verbesserte sich der Alte schnell, „Sie haben errathen, daß nur ich mir Vorwürfe zu machen habe. Ja, Marie Pawlowna, das ist es, was mich beunruhigt und was mich hertrieb, bei Ihnen denjenigen Rath zu suchen, der immer der hauptsächlichste, der alleinige Factor aller meiner Handlungen gewesen ist und bleiben wird, so lang ich lebe."

„Sie machen da eine erschrecklich feierliche Einleitung, Sergei Petrowitsch."

„Ganz der Wichtigkeit der Sache angemessen, Marie Pawlowna, ganz angemessen," entgegnete Kainnikow lebhaft, ermuthigt durch den freundlichen Ton, in den die ernste Frau ihre halb scherzhafte Bemerkung gekleidet hatte. „Die Unruhe meines Gewissens besteht darin, daß ich den nagenden Vorwurf nicht los werden kann, als erfülle ich nicht oder doch nur schlecht das Versprechen, welches ich meiner Schwester auf dem Sterbebette und ihrem Manne damals gegeben,

als der Oberst mit seinem Regiment in den Krimkrieg zog, um nicht mehr wiederzukehren. Den Knaben russisch erziehen zu lassen, so lautete mein Versprechen."

„Wenn dies in der That der Wunsch Ihrer Schwester war, so enthielt er die vorgefaßte Ueberzeugung, daß eine russische Erziehung die beste, daß sie jeder andern vorzuziehen sei. — Sie haben mich doch verstanden? Sophie Petrowna wünschte ihrem einzigen Sohn die beste, die vollkommenste Ausbildung. — Nun halte ich aber — und Sie waren sonst derselben Ansicht — eine deutsche Erziehung überhaupt, und unter den uns umgebenden Verhältnissen und Bedingungen insbesondere, für die einzig beste und vollkommenste, komme also im Princip dem Wunsche der Eltern meines lieben Wanja nur entgegen. Sie haben mich doch verstanden, Sergei Petrowitsch?" fragte sie, stehen bleibend, noch einmal, und wieder zeigte sich auf ihrem geistreichen, ausdrucksvollen Gesicht ein leises Lächeln.

„Ja," war die gutmüthige Antwort.

„Indessen," fuhr Frau Kainnikow, ihre Promenade wieder aufnehmend, mit einem zitternden Seufzer fort, — „wir werden uns nach einem andern Lehrer für Wanja umsehen müssen, denn seine neue Stellung scheint Herrn Hoffmann gänzlich in Anspruch zu nehmen."

Kainnikow wäre sicherlich bei dem Nachsatz, welcher

die neue Stellung Hoffmanns berührte, in verrätherische Unruhe und Verlegenheit gerathen, wenn ihn nicht der Vordersatz in ein Entzücken versetzt hätte, dem gegenüber er gegen Alles, was sonst noch vorkam, taub und gleichgiltig bleiben mußte. „Habe ich denn auch richtig verstanden?" war der Ausdruck seiner Blicke, die er groß, verwundert fragend auf seine Frau heftete. Er sollte nicht lange zweifeln, vielmehr war ihm noch Unglaublicheres zu hören vorbehalten. Frau Kainnikow, sichtbar eben so sehr gelangweilt als gepeinigt durch diese Unterredung, hub in gedrängter Kürze wieder an.

„Mich hat der geringe Dank, den meine Sorgen um die Erziehung Wanja's eben erst geerntet, entmuthigt, und ist mir auch der bisherige Erfolg, mit dem der fleißige und artige Knabe fortgeschritten, Lohn genug gewesen, so hört doch mit der Unterbrechung des Fortschritts auf demselben Wege mein unmittelbares Interesse für die Sache auf. Versuchen Sie es jetzt. Ueber Ihre Schritte, die Sie zu unternehmen gedenken, werden Sie mich ja gelegentlich unterrichten."

Sie grüßte und wollte sich entfernen. Sergei Petrowitsch ergriff ihre Hand und führte sie an die Lippen.

„Wie sind Sie gut, Marie Pawlowna! wie sind Sie verständig, edel und gut! Geringen Dank hätten Sie geerntet! (seine Stimme begann zu zittern) —

vergeben Sie, wenn es vielleicht so schien — aber der große Gott weiß, wie ich für Sie bete, wie ich ihn — mit Thränen in den Augen bitte, daß er mir vergönnen möchte, Ihnen mein Leben zum Opfer zu bringen, um die Schuld zu sühnen, die Liebe und Eitelkeit veranlaßt haben…"

„Lassen wir das, Sergei Petrowitsch! wir sind nicht mehr junge Leute, und Sie wissen, ich habe nie ein Wort verloren, die Vergangenheit zu beklagen."

„Nein, niemals, niemals," sagte er traurig.

„Was die Aenderung des Lehrers anbelangt: ich überlasse es Ihnen, sich mit Herrn Hoffmann darüber zu verständigen; ebenso der Literaturstunden wegen, deren Fortsetzung Marie nicht mehr wünscht. Herr Hoffmann erhält noch seine August-Gage."

Mit diesen Worten hatte Frau Kainnikow sich entfernt.

Der Alte stand sprachlos. „Ist es Täuschung, ist es Wirklichkeit oder was ist es?" murmelte er endlich mit vor Freude zuckenden Lippen und weit geöffneten Augen. „Wie ist es nur möglich geworden, daß ihr Wohlwollen, ihre Freundschaft für jenen Menschen so plötzlich umschlagen konnte in diese Hast, ihn ohne alle Rechtfertigung von sich zu entfernen? Bin ich doch heute erst hinter seine Schliche gekommen, von denen sie unmöglich etwas wissen kann? Hm! Nun, wie dem auch

sei, ich wasche meine Hände in Unschuld und führe meiner Frau Wünsche sofort aus, denn wer weiß, ob es ihr nicht schon im nächsten Augenblick leid thut. Sie ist heute in einer sonderbaren Stimmung; ihr ist heute, wie soll ich sagen — Alles einerlei. Sollte ich nicht auch mit dem Heirathsgesuch des Directors herausrücken? — Ja, und am Ende Alles verlieren! Ach, Du alter Narr! Du bist ja wie der Hund mit dem Knochen. — Bringe in Sicherheit, was Du hast." Nach dieser Selbstbeschämung eilte Sergei Petrowitsch in sein Cabinet, wo er, lebhaft mit sich selbst redend, auf und nieder zu gehen begann.

„Ich will ihn nach Hause schicken, diesen Hoffmann! „Hier ist Ihr Geld, wir brauchen Ihre Dienste nicht mehr," so werde ich beginnen. „Wie so?" wird er fragen. „Einfach: wir brauchen sie nicht mehr." — „Aber diese Einfachheit ist eine Beleidigung für mich!" wird er ausrufen. Gut; dann werde ich die Achseln zucken, mich umdrehen und davongehen. Ja, das will ich thun. Ich will noch hinzufügen: „ich handle in Uebereinstimmung mit meiner Frau." — Aber wenn er mir nun nicht glaubt? „Ich werde mir von der gnädigen Frau eine Erklärung darüber ausbitten" — wenn er nun das sagt? — Ich muß vorsichtiger sein. Die Achseln darf ich nicht zucken; mich umdrehen und davongehen — ist unbescheiden; zu sagen: wir brau=

chen Ihre Dienste nicht mehr — ist ebenso gefährlich... Aber was soll ich denn? mit ihm schön thun? mich stellen, als halte ich ihn nach wie vor für einen Ehrenmann, damit er über meine Einfältigkeit lache? Nein! es ist zu einem groben Klotz noch immer ein grober Keil nöthig gewesen, und daher will ich ihn von oben herab behandeln. Daraus mag er entnehmen erstens, daß ich seine Schliche kenne, zweitens, daß ich ihn verabscheue, drittens, daß mein Haus für ihn verschlossen ist. — Aber einige Worte müssen dem Allen doch vorausgeschickt werden. „Hier ist Ihr Geld" — nein — „Ist es Ihnen gelegen, die Kleinigkeit in Empfang zu nehmen?" — so muß ich beginnen. Dann fahre ich fort: „Wir haben Veranlassung" nein, „Veranlassung" darf ich nicht sagen, — „wir haben beschlossen, dem Wanja einen andern Lehrer zu geben; wir danken für Ihre Bemühungen. Desgleichen dankt meine Frau für die Literaturstunden. Verzeihen Sie, ich bin beschäftigt." So ungefähr... Ja, was halte ich mich damit auf! Der Augenblick muß benutzt werden, denn daß diese unerwartet eingetretene Mißgunst gegen den Sohn des einst..."

Kainnikow schlug sich heftig auf den Mund; er schien an etwas für ihn Verbotenes gedacht zu haben, blickte scheu um sich und sagte schnell: „Ich werde sogleich nach ihm schicken, sonst, wenn er früher Ge-

legenheit findet, mit ihr zu sprechen, ist Alles verloren.“

Er klingelte. Dem von seinem Gange in den russischen Club bereits zurückgekehrten Matwei trug er auf, Herrn Hoffmann auf zwei Worte herzubitten. Dann, als Jener sich entfernt hatte, öffnete er in seinem Schreibtisch ein Fach, entnahm demselben ein Päckchen Papiergeld, zählte einige Scheine davon ab, die er auf den Tisch legte, während das Uebrige wieder hinter den sicheren Verschluß des Schreibtisches wanderte. Nach dieser Vorbereitung begann der Alte von Neuem auf und ab zu gehen.

## Fünfzehntes Kapitel.

„Es ist zwar schon spät," sagte Heinrich Hoffmann, der, aus der Stadt kommend, an der Kainnikowschen Hausthür stehen geblieben war, vor sich hin — — „und doch!" — Er wollte die Hand eben auf den Drücker legen, als die Thür von Innen aufgemacht wurde und Matwei in derselben erschien. Bei Seite tretend, sagte er mit einem tiefen Bückling:

„Soeben wollte ich zu Ihnen. Sergei Petrowitsch bittet Sie auf ein paar Worte."

Von Hoffmanns bleichem Gesicht wich der freundliche Ausdruck, als er diese Nachricht vernahm; doch nickte er dem Diener zu und trat, von diesem gefolgt, in das Vorzimmer.

Kainnikow hatte mit Unruhe und Spannung gelauscht, und als er nun die Schritte dessen vernahm, der ihm gleich gegenüber stehen würde: der Freund seines Sohnes, der Liebling seiner Frau und doch ein so durch und durch verdorbener Mensch — da kam es wie Mitleid über ihn, da reute es ihn fast, diese Zu-

sammenkunft veranlaßt zu haben, bei der er dem peinlichen Anblick des verlegenen, schuldbewußten Jünglings ausgesetzt sein würde; er schämte sich, so zu sagen, vor der Schande, die Jener unmöglich würde verbergen können, und in dieser Hinsicht wünschte der komische Alte nichts sehnlicher, als daß er es hier mit einem gegen jedes Erröthen und Verlegenwerden abgehärteten Bösewicht zu thun haben möchte. Am liebsten hätte er dem Matwei einen Gegenbefehl ertheilt, wenn es nicht schon zu spät gewesen wäre, denn eben klopfte es an seine Thür. Sergei Petrowitsch war mit einem Sprung an seinem Schreibtisch, an dem er sich etwas zu thun machte. Während dessen trat Hoffmann in das Gemach.

„Guten Abend, Herr Kainnikow!“

Bei dem Ton dieser festen, ruhigen und, wie es schien, eher von Uebermuth gehobenen als von Verlegenheit gedrückten Stimme athmete Kainnikow auf. Er hatte bis dahin sorgfältig vermieden, die Augen aufzuschlagen, denn jenen fürchterlichen Moment, wo Hoffmann, von seinem Richterblick getroffen, die Augen niederschlagen, bleich werden, vernichtet zusammensinken würde — den hätte er nicht ertragen können, ohne sein Gewissen mit einer Unmenschlichkeit zu belasten, ohne sich der Härte, der Bosheit, der Schadenfreude anzuklagen. Jetzt athmete er, wie gesagt, auf; die

Situation war eine andere geworden: der elende Betrüger hielt ihn, den Betrogenen, für einfältig; das bewies der übermüthige, höhnische Gruß und die schamlose Dreistigkeit, mit der Jener dem Tische sich näherte.

Kainnikow wandte den Kopf schnell nach der Seite des Herankommenden, mit der Absicht, ihm einen einzigen niederschmetternden Blick zuzuwerfen, allein es blieb bei der Absicht, und mit einer scheuen hastigen Bewegung warf er das rothe umdüsterte Gesicht unwillig auf die entgegengesetzte Seite.

Hoffmann blickte mit einigem Befremden auf dieses Benehmen.

„Meine Achtung, Sergei Petrowitsch!“ wiederholte er jetzt russisch und recht vernehmlich.

„Meine Verachtung — Schurke!“ brummte der Alte vorsichtig bei Seite.

„Wie beliebt?“

„Ich sagte: guten Abend ... Solch ein Schurke!“

„Sonderbar,“ begann Heinrich, halb ernsten, halb scherzhaften Tones, — „sandten Sie eben erst nach mir, oder bin ich ein unberufener Eindringling? Dieser Empfang bleibt mir sonst ein Räthsel.“

Sergei Petrowitsch athmete mühsam; seine runden kurzen Finger trommelten ungeduldig auf dem Tisch herum, und den Kopf, nicht aber den Blick Hoffmann zuwendend, sagte er mit schwer unterdrücktem Zorn:

„Der Schlüssel zu diesem Räthsel ist in einem andern Räthsel enthalten. Rathen Sie einmal: Jemand, das wissen Sie ja, schuldet mir 1000 Rubel Silber. Der Schuldschein darüber ist verbrannt, das wissen Sie auch; das wußte aber auch mein Schuldner: er verweigerte mir die Zahlung. Frage: wer ist der Schurke, der mich betrog, und wer der dreifache Schurke, der mich verrieth?“

„Wie! Ihr Debitor weiß um die verbrannte Verschreibung?“

„Du naiver Schurke! — Ja, denken Sie sich, er weiß darum,“ setzte er laut hinzu.

„Haben Sie nicht selbst eine unvorsichtige Andeutung darüber fallen lassen?“

Kainnikow lachte laut und höhnisch auf.

„Ja, das that ich! und Der, dem gegenüber ich so unbegreiflich unvorsichtig, so einfältig, so dumm war; Derjenige, der gar nicht anders aussieht wie Sie oder wie ein anderer ehrlicher Mann — er mußte gerade so ein elender Schurke sein und mein Vertrauen verrätherisch mißbrauchen.“

Hoffmann schwieg nachdenkend. Glaubte er doch errathen zu haben, wer Derjenige war, dem der Alte diese Angelegenheit gleichfalls anvertraut haben mochte. Er zwang sich aber, diesem möglicherweise voreiligen und unbegründeten Verdacht nicht weiter nachzuhängen.

Kainnikow dagegen getraute sich nicht, die Blicke zu erheben, denn er war dessen gewiß: nun sei jener für ihn fürchterliche Moment gekommen und der jugendliche Verbrecher vor ihm sei kreidebleich geworden, er stände vernichtet da, mit niedergeschlagenen Blicken, mit schlotternden Knieen. Mitleid übermannte ihn.

„Es mag noch gar kein von Grund aus verdorbener Mensch sein,“ begann er, ohne indessen aufzuschauen. „Wer weiß, welche Spielschulden oder sonst drückende Umstände ihn verleiten konnten, den vielleicht mehr leichtsinnigen und nothgedrungenen, als boshaften und tückischen Streich, der ihm ein paar Hundert eingetragen haben mag, zu begehen. Aber warum wandte er sich in seiner Noth nicht an mich — offen, ehrlich, so wie ich ihn bis dahin gekannt? „Mir geht es schlimm, Sergei Petrowitsch, — ich brauche so und so viel.“ Ein, zwei Tausend — gut — nehmen Sie und geben Sie mir wieder, wenn Sie haben und können. Aber so — was hat er nun davon?“

Hätte Hoffmann jetzt nur wenige Secunden geschwiegen, so wäre ihm seine grauenhaft entehrte Stellung zu Marie's Vater klar geworden, denn des alten Kainnikow Stimme war bei den Worten „was hat er nun davon“ plötzlich sehr weich geworden; er war nahe daran, sich mit diesem oder jenem gerührten „Heinrich — warum haben Sie mir das gethan“ an den

Freund seines Sohnes zu wenden und seine feuchten Augen in die des jungen Mannes zu versenken. Und dessen hätte es ja nur bedurft. Nur einen Moment lang hätte der Alte hineinblicken sollen in diese ehrlich sinnenden, offenen, treuherzigen Augen — und er wäre stutzig geworden; es wäre zu einer Erklärung gekommen, aus der Hoffmann, wenn für's Erste auch nichts weiter, die zu einer Vertheidigung und Entlastung vor allen Dingen nöthige Kenntniß dessen gezogen, wessen man ihn beschuldigt. Aber sein Unstern wollte, daß er etwas erwiderte, etwas, das gerade in seinen Ideengang hineinpaßte, an sich harmlos war, aber für ihn verhängnißvoll werden sollte.

„Ja," sagte er nämlich nach einer Weile, während welcher eben die Gefühle der Rührung und Versöhnung in dem plötzlich weich gestimmten Alten sich zu concentriren begannen, — „ja, Vorsicht, Vorsicht, Sergei Petrowitsch! Die ehrlichen Menschen werden immer seltener."

„Ah, Du Schurke!" kam es pfeifend durch die fest zusammengebissenen Zähne des schnell erregten, leicht beweglichen Kainnikow und alle edlen Regungen, welche eben erst auf dem beruhigten Gesicht Platz genommen hatten, waren mit eins fortgescheucht, verschwunden.

„Aergern Sie sich nicht, Sergei Petrowitsch: Ihr äußerst aufgeregter Zustand könnte Ihnen schaden."

Dieser gut gemeinte Rath wirkte natürlich entgegen-

gesetzt, denn Kainnikow glaubte nicht anders, als daß der Unverschämte ihn verhöhne. Die krampfhaft geballten Hände zur Decke emporstreckend, starren hinaufgerichteten Blickes rief er laut und leidenschaftlich: „Schurke, Schurke! unverbesserlicher, versumpfter, niederträchtiger Schurke!“

„Nehmen Sie es kaltblütig, Sergei Petrowitsch.“

Kainnikow hatte den höchsten Grad des passiven Wuthausbruches erreicht — darüber hinaus hätte er seinem Temperament gemäß thätlich werden müssen. Zum Glück waren alle seine Kräfte erschöpft; er sank in dem vor seinem Schreibtisch stehenden Armstuhl athemlos zusammen.

Eine längere Pause verging. Der Alte begann ruhiger zu athmen. Dies wahrnehmend, fuhr Hoffmann fort:

„Nennen Sie mir die näheren Umstände; vielleicht läßt sich in der Sache . . .“

Sergei Petrowitsch unterbrach ihn mit einem verächtlichen Lächeln:

„Lassen wir die Geschichte zusammt dem ehrlosen Urheber derselben: früh oder spät — an den Galgen kommt er doch noch . . . Ich hatte Sie auf zwei Worte herbitten lassen. Die Sache ist die, daß ich den Wanja für das russische Gymnasium, das wir uns hier zu gründen beabsichtigen, vorbereiten lassen will. Ich ge-

denke ihn vorläufig der besonderen Leitung des zukünftigen Directors des erwähnten Gymnasiums anzuvertrauen. Es thut mir daher sehr leid —"

„Ist das wirklich Ihr Entschluß, Sergei Petrowitsch?"

„Wirklich und gewiß."

„Ich möchte es nicht glauben."

„Glauben Sie, was Sie wollen. Das Kurze und Lange aber von der Sache ist: wir danken Ihnen für Ihre Bemühungen."

„Sergei Petrowitsch!"

„Herr Hoffmann?"

„Diese rücksichtslose Sprache," begann Heinrich langsam, so, als beobachte und zügle er eine innere heftige Aufwallung, — „diese rücksichtslose Sprache verdiene ich nicht; ich weise sie zurück, ohne mich beleidigt zu fühlen, denn ich halte sie noch für einen Nachhall Ihres eben erst vorübergegangenen Jähzorns. Um Wanja aber, wenn Sie es mit Ihrem Entschluß ernstlich meinen, thut es mir aufrichtig leid. Die Mühen und Erfolge vieler Monate gehen unwiederbringlich verloren."

„Wir sind anderer Meinung."

Hoffmann verneigte sich.

„Ich habe Sie bereits über die paar Worte hinaus aufgehalten . . ."

„Noch einen Augenblick!" rief Kainnikow. „Unabhängig von dem Arrangement mit meinem Neffen, das indessen in jeder Beziehung die Billigung meiner Frau gefunden hat, trug Marie Pawlowna mir auf, Ihnen gleichzeitig für die Mühen zu danken, welche Sie sich um Marie Sergejewna gegeben, das heißt sie bat mich, Ihnen mitzutheilen, daß Marie Sergejewna die Fortsetzung der Literaturstunden nicht mehr wünscht."

Hatte die erste Eröffnung in Hoffmann mehr ein Gefühl der Trauer, des Bedauerns wachgerufen, so griff die letztere mit ihrer ganzen hohnlachenden Kälte so ausschließlich und vernichtend in die aufgekeimten zarten Regungen seines ehrlichen Herzens, daß er darüber jede Kränkung, die die Aeußerungen Kainnikows enthielten, vergaß und nur das eine Tiefverletzende fühlte: man verachte ihn dort, wo er auf Freundschaft, auf Gegenliebe vertraute. Denn daß Marie's Mutter diese Wendung der Dinge wirklich nicht nur gebilligt, sondern selbst veranlaßt; daß er es hier mit keiner eigenen Initiative des eingehetzten Kainnikow zu thun habe, daran konnte Hoffmann nicht zweifeln, da er wohl wußte, in welch hohem Grade Kainnikow nur ein ängstlicher Vollzieher und nie Gesetzgeber seines häuslichen Regime gewesen, und wie er daher sich nie herausgenommen haben würde, auf eigene Gefahr und Verantwortung eine Auflösung der bestehenden Ordnung zu provociren. Und warum

hatte Marie's Mutter diese Wendung der Dinge veranlaßt? Was hatte die ihm stets freundlich und gütig gesinnt gewesene Frau so plötzlich vermocht, zu Maßregeln ihre Zuflucht zu nehmen, die in der verletzenden Form, in welcher sie auftraten, ihm ein für alle Mal den Zugang zum Kainnikowschen Hause verlegten? — Auch hierin lag für Heinrich kein Zweifel mehr. Die auffallenden Zeichen der Zuneigung, welche Marie, während jener Literaturstunde, die die letzte sein sollte, für ihn an den Tag gelegt, diese untrüglichen Zeichen, die ihm ein nur heimlich geträumtes Glück verrathen hatten, — sie waren auch dem Auge der nur scheinbar sorglosen Mutter nicht entgangen. Offenbar hatte sie mit der Verheirathung ihrer Tochter ihre besonderen Absichten und Pläne, welche durch die gemachte Entdeckung äußerst gefährdet erschienen. Dem zuvorzukommen war der eingeschlagene ein zwar schonungslos niedertretender, aber eben darum guten Erfolg versprechender Schritt, der die Quelle verschüttete, ohne dem Kinde, dessen Gefühle für den zudringlichen Lehrer erst im Erwachen begriffen waren, Gefahr zu bringen.

Bei diesem letzten Gedanken richtete Heinrich sich hoch und stolz auf. Er befand sich in seinem kleinen Stübchen. Wie er dahin gekommen, das wußte er selbst nicht. Er wußte oder fühlte vielmehr nur, was es war, das ihm im Hause des Kaufmanns zugestoßen,

ihn bis in's innerste Herz getroffen und betäubt hatte — des Weiteren erinnerte er sich nicht mehr.

Louise hatte den langsam Heimkehrenden kommen sehen und ihm die Hausthür geöffnet. Er war ohne Dank, ohne Gruß in's Haus getreten, an der überraschten Mutter mit einem leisen, tonlosen „guten Abend" vorübergegangen und schwerfällig die Treppe zu seiner Wohnung hinaufgestiegen. Mechanisch legte er hier ein Päckchen beschriebener Papiere, das er unbewußt unter dem Arm mit sich getragen, auf seinen Arbeitstisch und sank mit einem bebenden Athemstoß in seinen alten abgebrauchten Armsessel.

Wohl eine Viertelstunde mochte er so gesessen haben, stumm, in sich zusammengesunken, die Hand an die Augen gepreßt, als er, wie erwähnt, hoch und stolz in seinem Stuhl sich aufrichtete. Das Wort „zudringlich" hatte ihn zu sich selbst gebracht.

„Zudringlich, gnädige Frau?" — Nein, nein! um keinen Zoll breit bin ich das gewesen! Fest verschlossen, gewissenhaft bewacht waren die Regungen meines Herzens so lang, als ich noch zweifeln konnte, ob ich Gefühle erwiedere oder sie nur hervorlocke." Die Hände dann fest an's Herz drückend, fuhr er fort: „Und nun still, still! Am Grabe Deiner einzigen Freude habe ich Dir eine Viertelstunde der Wehmuth und Rückerinnerung dargebracht, Du armes, warmes, anspruchs-

volles Herz! verhalt' dich nun still und friedlich; denk', es ist jetzt nicht die Zeit, sentimental zu werden, jetzt nicht, wo es den Kampf gilt um die Existenz."

Und wirklich, vermochte er durch diese freundschaftliche Ueberredung seinen Worten auch die Bitterkeit nicht zu nehmen, die Wehmuth nicht zu verscheuchen, die aus dem verwundeten Herzen aufgestiegen war und hartnäckig ihren Platz unter den leis gehobenen Brauen behauptete — herausfordernd und energisch wölbten sich doch die Lippen wie zwei Hämmer, um die Worte gleichsam hart zu schlagen, die er nun, augenscheinlich bemüht, dem Objectiven über das Subjective die Oberhand zu verschaffen, bedächtig aussprach.

„Der Verlust des gesichert geglaubten Secretariats, der Verlust der Privatstunden drüben – wuchtige Hiebe! Aber unter solchen wird es sich zeigen, ob das Metall gut ist: sie werden mich stählen zur Ausdauer in der gefährdeten Existenz. Drüben hält man mich für wohlaufgehoben im neuen Amt, hier dagegen habe ich Mutter und Schwestern daran gewöhnt, die kleinen Bequemlichkeiten des Lebens aus den Mitteln zu bestreiten, die mir heute erst entzogen worden sind. Sei es darum! Verdoppeln will ich meine Thätigkeit, anspannen bis sie reißen will ich die Kräfte, nur entbehren sollt Ihr nichts! Ja, ja, drängt euch nur heran, ihr ver-

trauten zähen Gestalten der Noth, schont mich nicht, fordert mich heraus — ich will euch stehen, ich will den Arm nicht sinken lassen, den ich einmal gehoben zum Schutz nicht meiner, der ich nur wenig bedarf, sondern zur Stütze der Meinigen. Das ist mein ehrlicher Entschluß — und hier ist Arbeit."

Mit diesen Worten hatte Heinrich den schwarzen Rock abgestreift, einen kurzen grauen angelegt, und nun saß die stolze Gestalt gekrümmten Rückens emsig über den beschriebenen Papieren, aus denen das Päckchen bestand, das der junge Mann von einem der „Herren vom Rath" mitgebracht hatte. Der Inhalt eines Bogens war bald durchlesen. Hoffmann tauchte die Feder herzhaft in den Tintennapf und begann zu schreiben, bedächtig erst und langsam, dann immer fließender und fließender, bis endlich der Emsige sich dermaßen hineingedacht in seine Papiere, die er ins Russische zu übertragen hatte, daß er seine Mutter gar nicht bemerkte, die bereits längere Zeit neben seinem Schreibtisch stand, die Hände gefaltet, zwischen den gefalteten Händen ein versiegeltes Couvert und mit einem Ausdruck in dem von Stolz und Rührung bewegten Gesicht, der den ganzen, reichen Segen einer glücklichen Mutter enthielt.

Sie legte denn auch, als er noch immer weiterschrieb, beide Hände leise auf das Haupt des Sohnes und als dieser überrascht aufschaute, dann ihre Hand kurz und

herzlich an den Mund drückte, küßte sie ihn auf das weiche Haar und sagte mit leiser, bebender Stimme: „Du mein guter Sohn."

„Nun, liebe Mama, bist Du schon lange hier?"

„Lange genug, um zu sehen, wie der Segen Gottes auf Deiner Arbeit ruht."

„Aber was hast Du da? einen Brief? an mich?"

„Ja, von Kainnikow."

Hoffmann erbrach das Siegel, überzeugte sich, daß das Couvert keinen Brief, sondern nur Banknoten enthalte, und reichte Alles wieder der Mutter zurück.

„Was bedeutet das, Heinrich?"

„Kainnikow," sagte er möglichst gleichgiltig, „läßt den kleinen Wanja von russischen Lehrern für ein russisches Zukunftsgymnasium vorbereiten und — Marie — so beschied mich heute der Alte — wünscht die Fortsetzung der Literaturstunden nicht mehr."

„Ich verstehe!" rief Frau Hoffmann scharf und gekränkt.

„Uebrigens," fuhr Heinrich schnell fort, „ist es mir heute gelungen, eine neue Erwerbsquelle als Ersatz für die eingebüßte zu entdecken." Er wies auf die Papiere.

„Für den Rath?"

„Ja, Mamachen, und wenn noch Zeit bis zum Thee zu gewinnen ist, möchte ich sie benutzen. Die Arbeit hat Eile."

Die Mutter nickte gedankenvoll und ging. Unten angelangt, nahm sie ihre ältere Tochter bei Seite und flüsterte ihr bedeutungsvoll zu:

„Die Verbindungen sind abgebrochen. Was ich Dir erzählte, woran Du zweifeltest, ist nun ausgemachte Sache.“

---

## Sechzehntes Kapitel.

Manche Gemüther sind wie eigensinnige Knaben: sie schweigen um so hartnäckiger, je schmerzhafter die Schläge sind. Ein solches Gemüth besaß Marie, die seit dem Schlage am vorgestrigen Abend, der so zerstörend, so vernichtend auf das neuerwachte jungfräuliche Leben mit seinen neuen Ansprüchen, seinen neuen Hoffnungen niedergefallen war, schier die Sprache verloren zu haben schien.

Daß solche Gemüther den Schmerz, den sie nicht zu äußern vermögen, viel tiefer und verzehrender empfinden müssen; daß in ihnen, unter einer versteinerten kalten Hülle, die Gluth der Leidenschaft oft viel verderblicher wühlt und wüthet — dem eisigen Island vergleichbar, mit seinem glühenden Geäder —, ist begreiflich.

Der Tag, für den der Herr Gymnasialdirector Sarafanow seinem alten Freunde den Abschiedsbesuch angekündigt, war bereits weit vorgerückt, während das junge Mädchen, zwar im vollständigen Tagesanzuge,

immer noch in dem Schlafgemach saß, das sie mit ihrer Mutter gemeinschaftlich inne hatte, und das sich gerade über dem kleinen Salon befand. Wie dieser, so besaß auch das Schlafzimmer ein Fenster mit der Aussicht auf das Hoffmann'sche Haus, namentlich auf das kleine Fenster im Wohnstübchen Heinrichs.

An dem Fenster, den Kopf auf die Hand gestützt, saß Marie.

Armes Kind! wo sind die Rosen geblieben von deinen Wangen, die frischen, die erwachenden, die neugierig in das Leben hinausschauenden Rosen? Wo ist die Freude geblieben, die harmlose, offene, unbefangene Freude, die sonst aus deinen Augen lachte? Und der Friede deiner Seele, und die Lust zur Thätigkeit, dein Spiel, dein Gesang — wo ist Alles geblieben? Wer hat es dir geraubt? Hat es Der gethan, der dort drüben wohnt, wohin deine Blicke glühen aus dem marmorkalten Angesicht?

Ja, sie wird uns nicht antworten, selbst wenn wir noch theilnehmender zu bitten und uns einzuschmeicheln vermöchten in ihr erschüttertes Vertrauen. Hat doch die geliebte Mutter, die sich unten in der Wirthschaft umsah und von Zeit zu Zeit heraufstieg, um ein herzliches Trost- oder Mahnwort an das unnatürlich stille, gestern wie heute unzugängliche Kind zu richten — hat doch selbst die nichts mehr aus ihr herauszubringen

vermocht, als ein sich gleichbleibendes tonloses „ich bin ruhig, liebe Mama — sei unbesorgt.“

So saß sie bereits seit dem frühen Morgen. Die Gewohnheit, die Morgenstunden übend am Klavier zuzubringen, hatte heute nichts über den gestörten Frieden ihres Gemüths vermocht. Sie hatte sich völlig dem Gram hingegeben und Alles, was nicht zu diesem gehörte, war ihr gleichgiltig, leblos.

„Marie!“ sagte die Mutter, in's Zimmer tretend, — „wir haben Besuch bekommen — Herrn Sarafanow. Papa sagte mir gestern mit hochwichtiger Miene, der ungewöhnliche Mann werde sicherlich noch Minister der Volksaufklärung und die Frau, die er heirathet, dann natürlich Ministerin der Volksaufklärung werden. Er begiebt sich nach Petersburg, um die erste Stufe zum Minister zu ersteigen: er soll Gymnasialdirector geworden sein. Gehe doch hinunter und vertritt mich einen Augenblick; ich werde schnell ein wenig Toilette machen.“

Ohne ein Zeichen von Unwillen oder Ueberraschung wegen eines Auftrages, der ihr zum ersten Mal zu Theil wurde, und mit dem die gezwungen scherzende Mutter wahrscheinlich auch heute noch zurückgehalten hätte, wenn ihr nicht jedes Mittel willkommen gewesen wäre, das geeignet erschien, die beunruhigenden Betrachtungen der Tochter zu durchkreuzen, — ohne die

leiseste Bewegung in den Mienen erhob sich Marie, trat an die Toilette, um das lose und zerstreut liegende herrliche Haar zu ordnen und ging dann ruhigen Schrittes hinunter.

Die Mutter sah ihr lange nach. Sorgenvolle Gedanken zogen über die weiße Stirn der schönen Frau und verschwanden erst nach und nach, um einer Resignation zu weichen, zu der sie zuletzt durch die Betrachtung gelangte, daß die seelische Beschaffenheit ihres Kindes in vieler Beziehung mit der ihrigen übereinstimme, daß daher nicht zu befürchten sei, das Ereigniß werde einen verderblichen Ausgang für das zarte Mädchen nehmen. „War der Kampf leichter,“ fuhr sie, mit sich selbst redend, leise fort, „den ich damals durchkämpfte? Ich wurde geliebt und liebte; ich hatte nicht, wie sie, den aufrechterhaltenden Stolz einer verschmähten Liebe für mich — und doch, wie es auch blutete, das Herz brach nicht. Auch sie wird kämpfen und sich durchkämpfen. Nur so schnell als möglich fort aus der gefährlichen Nähe des Menschen, der diesen Jammer verschuldet hat. Ich will mit ihr hinaus in den Harz, an den Rhein, in die Schweiz, will sie überall hinführen, wo ich die wenigen glücklichen Tage, die Tage meiner späteren Kindheit, verlebte. An meiner Seite, an der Hand des lebensfrohen Bruders, Angesichts einer großartigen Natur wird sie vergessen, verschmerzen —

vielleicht ein Herz finden, das des ihrigen werth ist. — O, über diesen Heinrich!"

Sie begann sich umzukleiden . . . .

Sarafanow saß im Saal am Clavier und ließ seine Finger leise und mit einem Schmelz, mit einem Hauch über die Tasten gleiten, wie man es diesen schweren harten Händen nie zugetraut hätte. Sanfte, klagende Töne waren es, die er dem schönen Wiener Flügel kaum hörbar entlockte. Da trat Marie ein. Er sprang wie elektrisirt auf.

„Sie lieben es, zu überraschen und zu verwirren, mein theures Fräulein," sagte er grüßend.

Sie achtete nicht darauf, neigte zum Gegengruß das Haupt und bat ihn, russisch, wie er begonnen, fortfahrend, sein Spiel wieder aufzunehmen, da sie, wo es erlaubt werde, die Musik jeder andern Unterhaltung vorziehe.

Sarafanow stutzte. Nicht allein die abgemessene Sicherheit ihrer Bewegungen und der Sprache gaben ihm zu denken — die ganze Erscheinung war in den wenigen Tagen, seit er sie zum letzten Mal gesehen, so sehr von einer kalten Würde durchdrungen, und der früher harmlos muntere Ausdruck ihres Gesichts war so sehr in einen philosophirenden Ernst verwandelt, daß der Magister einen Augenblick lang nicht wußte, ob er Alles für verloren geben müsse oder jubeln dürfe

ob der Hoffnung, die in ihm von Neuem zu dämmern begann.

„Mein Gott! Marie Sergejewna, was ist mit Ihnen vorgegangen!?“ stammelte er endlich.

„Finden Sie, daß ich anders geworden bin?“ fragte sie mit einem apathischen Lächeln. „Aber wollen Sie sich nicht setzen ... Sie gedenken, die Ostseeprovinzen zu verlassen?“

Was sollte er antworten? was thun? Liebte sie Hoffmann noch, oder liebte sie ihn nicht mehr? Hatte der Alte ihr gegenüber nicht stillschweigen können, und verabscheute sie in Folge dessen Hoffmann, den Feind seiner Seele, wie er selbst denselben haßte und verabscheute? Blitzschnell schossen ihm diese Fragen durch den Sinn, und eben so schnell hatte er den Entschluß gefaßt, der Sache auf den Grund zu kommen. Sein Manöver, das ihm bereits das erste Mal, wo er, Hoffmann preisend, ihr ein freudestrahlendes Lächeln entlockt, ihn verdächtigend, ihren Unwillen hervorgerufen hatte, so vortreffliche Dienste geleistet, sollte auch jetzt zur Anwendung kommen.

„Marie Sergejewna,“ hub er an, „meine Reise, die ich allerdings, wahrscheinlich schon morgen, anzutreten gedenke, ist nicht erwähnungswerth dem gegenüber, was Sie betroffen hat. Ich kenne es nicht, aber

es muß ein großes Unglück sein. Sie leiden, Marie Sergejewna?"

Sie mußte die Augen schließen, denn sie fühlte, wie dieselben sich plötzlich mit Thränen anfüllten. In dem Ton seiner Rede vibrirte die ganze Aufrichtigkeit einer tief mitempfindenden Unruhe und dieser Ton stimmte ja so ganz überein mit dem Verzicht und wieder mit den Hoffnungen ihres gequälten Herzens.

Als sie nicht antwortete, fuhr Sarafanow mit gesunkener, trauriger Stimme fort:

„Als mein Herz vor einiger Zeit zu Ihnen eine Sprache redete, die es nicht länger unterdrücken konnte, ahnte ich nicht, daß ich nur eines Andern Sache führte. Nun, da ich es weiß, trete ich mit meiner zudringlichen Liebe still zurück, dem würdigeren Manne den Platz räumend. Ich sage das ohne Bitterkeit, Marie Sergejewna, denn jenes Mannes Werth muß über dem meinigen stehen — Sie würden ihn mir sonst nicht vorziehen."

Sarafanow machte eine Pause. Marie sah zu ihm auf und in ihren thränengefüllten Blicken lag ein inniger Dank. Darauf begann Jener von Neuem:

„Aber habe ich mich geirrt, ist er des Glückes, Sie zu besitzen, unwürdig, hat er Sie getäuscht, (Ihr Leid und Ihre Thränen scheinen es zu bestätigen) dann, Marie Sergejewna, wollten Sie dann noch jenes

Tages sich erinnern, wo mein Herz eine damals für Sie fremde Sprache redete — Sie würden mich, den geduldig Ausharrenden . . ."

„Herr Sarafanow!"

Es war ein drohender Ausruf. Gleichzeitig stand Marie auf und erhob den Arm in zornig abwehrender Bewegung gegen den Zudringlichen. Im nächsten Augenblicke war Sarafanow allein.

Zähneknirschend, zornblitzenden Auges starrte er in die dunkle Sammtportière, die Marie beim Verlassen des Saales hinter sich hatte fallen lassen. Dann kamen dem heftig und kurz Athmenden wie Schlangengezisch die Worte durch die zusammengepreßten Zähne: „verfluchter Deutscher!" — Er stürmte zur Thür, die in Kainnikows Cabinet führte, und prallte, die Thür aufstoßend, gegen Sergei Petrowitsch, der, so alt er war, neugierig hinter derselben zu lauschen versucht hatte.

„Was war da? Warum schrie sie?" fragte er mit flüsternder Stimme.

„Es ist Alles aus!" Sarafanow drückte beide Hände gegen die Stirn.

„Was ist mit Ihnen!? Stepan Nikititsch! — Matwei!"

„Lassen Sie ihn. Leben Sie wohl, Sergei Petrowitsch!"

„Was heißt das? Und Marie?"

„Er hat sie behext!“

„Wie! wer!?“

„Der saubere Deutsche, der Hoffmann. Sie liebt ihn bis zum Wahnsinn.“

Der Alte verfärbte sich. „Nun ist es der Sohn,“ murmelte er vor sich hin und rief dann laut, aber merklich gezwungen: „Unsinn!“

„Vergewissern Sie sich selbst: bis zum Wahnsinn!“

„Nein, nein, Stepan Nikititsch, glauben Sie das nicht. Nie erhält der Elende mein liebes, mein einziges Mädchen zur Frau. Eher lasse ich mich lebendig begraben. Wenn ja etwas von einer Zuneigung da sein sollte — in Abscheu kann ich sie verwandeln, sobald es mir beliebt. Das wissen Sie. Von einer Heirath kann gar nicht die Rede . . . Still! meine Frau! — Was ich sagen wollte: Sie wollen also durchaus fort?“

Kainnikow hatte mit geübtem Ohr die Schritte seiner Frau im Saal durchgehört und seinem beklommenen Athem merkte man es an, wie unruhig er ihrem Erscheinen entgegensah. Frau Kainnikow jedoch schien sich nur im Saal umgesehen und wieder zurückgezogen zu haben.

Ingrimmig betrachtete Sarafanow den Alten. „Wissen Sie was, Sergei Petrowitsch?“

Das klang so sehr nach einer Herausforderung, daß Kainnikow einen Schritt zurücktrat.

„Nun, nun," brummte er halb fragend, halb beruhigend.

„Sie sind ein Hasenfuß."

„Erlauben Sie . . ."

„Sie sind," unterbrach ihn Jener noch boshafter, „ein Sclave Ihrer Frau."

„Ew. Hochwohlgeboren — wenn wir noch länger Freunde bleiben sollen, dann lassen Sie mir Marie Pawlowna aus der Politik. Sie ist zu edel, zu erhaben, zu gut, als daß zwei Unwürdige, wie wir, ihren Namen ohne Ehrfurcht im Munde führen dürften.

Der ehrliche Alte stürmte hocherregt und prustend im Zimmer auf und ab, als er aber sah, wie Sarafanow gesenkten Hauptes im Lehnstuhl sitzen blieb, da wurde es ihm wieder weich und versöhnlich um's Herz, und auf den in Gedanken Versunkenen zutretend, sagte er: „Ich wollte Sie nicht kränken, Stepan Nikititsch."

„Das ist es auch gar nicht," erwiderte Sarafanow gelassen. „Was mich niederdrückt und quält, das ist die trübe Aussicht in die Zukunft, das ist die Nothwendigkeit, die Mauer unvollendet lassen zu müssen, die ich hier um das Russenthum, mit meinem Herzblut sie kittend, zu ziehen begonnen habe, und über die hinweg, nach meinem Abgang, wie ich sehe, von Neuem die gelbe,

schlammige Fluth der Germanisation in meine Anpflanzung hereinbrechen wird, Alles mit jenem ungesunden Schlamm überziehend und unkenntlich machend. Der Mann, auf dessen Opferwilligkeit unser Club und die für die Ausbreitung des Russenthums unendlich folgenwichtige rechtgläubige Brüderschaft gegründet ist; der Mann, der durch sein Beispiel Tausende und Abertausende nach sich ziehen könnte in den Kampf für die heilige russische Sache in den Ostseegouvernements — dieser Mann wird nach meinem Abgang auf's Neue ein Spielball werden in den Händen seiner deutschfreundlichen Umgebung. Diese Hände werden ihn, die Hauptstütze des Clubs, untenwegziehen und das Gebäude wird zusammenstürzen; sie werden seinen Namen von der Liste der Brüderschaft streichen, weil er daselbst ohne die Erlaubniß seiner deutschfreundlichen Umgebung über Alle hervorragt; sie werden ihm die einzige Tochter nehmen und sie dem listigen Deutschen geben . . ."

„Hören Sie auf, hören Sie auf! Der Herr wird nicht wollen, daß das eintreffe, was Sie so schwarz prophezeihen." Kainnikow hob zwei Finger pathetisch in die Höhe. „So wahr Er mich hört: ich will und werde der heiligen Sache mit Hab und Gut treu bleiben und so lange ich lebe, erhält kein Deutscher mein Kind!"

Sarafanow erhob sich und sagte feierlich: „Gott hat uns gehört. Und was Sie gestern im Kreise der Brü-

der, von denen ich Abschied nahm, von mir vernommen, ich wiederhole es hier kurz: ich werde wiederkommen, so wahr der Gott der Rechtgläubigen lebt, und dann werde ich Rechenschaft fordern von Denen, in deren Hände ich die Verwaltung meiner Hinterlassenschaft gestern niederlegte."

Darauf trennten sich die Verschworenen.

## Siebzehntes Kapitel.

In das stille freudlose Haus Boldeschows war mit der Kunde von Sarafanows Versetzung nach Petersburg Unruhe und Verzweiflung gedrungen. Unruhe hatte sich des Curators der Altgläubigen bemächtigt, der in banger Besorgniß schon die Scenen der Verfolgung wiederkehren sah, denen Sarafanows Einfluß eben erst ein Ende gemacht hatte — Verzweiflung war der Antheil Awdotja's.

Mochte sie, die nicht ahnte, welchen Combinationen sie zum Opfer gefallen war, bisher noch so viel daran gedacht, noch so viel Thränen darüber vergossen haben, daß Sarafanows Liebe zu ihr erkaltet sei — resigniren konnte sie nicht. Er mußte ja kommen, durfte sie nicht verlassen, sie gehörte ja ihm. Mit der einem liebenden Herzen eigenen Elasticität des Vertrauens fand Awdotja für jeden neuaufsteigenden Zweifel an der Treue des Geliebten stets zwei Entlastungsgründe, die sie bald in seiner weitverzweigten Thätigkeit, bald in

der eigenen Art seiner Umgangsformen, bald in anderen möglichen oder unmöglichen Ursachen suchte.

Da erfährt sie heute, Sarafanow sei versetzt, er reise schon morgen nach Petersburg. Hätte der Vater, als er mit der Erzählung dieses „traurigen Ereignisses“ das Schweigen bei der Mahlzeit unterbrach, geahnt, was er damit anrichten würde, er wäre stumm geblieben, wie sonst immer, wenn man bei Tisch saß. Während die eben erst vorgelegten Speisen von der Köchin wieder abgetragen wurden, waren die beiden Alten unter rührenden Liebkosungen bemüht, ihr ohnmächtiges Kind in's Leben zurückzurufen. Es dauerte geraume Zeit, ehe Awdotja zu sich kam und weinen konnte. Vergeblich forschten die Eltern nach der Ursache dieser ihnen völlig fremden Erscheinung. Der Vater ging endlich, um wieder nach Sarafanow sich umzusehen, den er bereits am Vormittag gesucht hatte. Bei ihm wollte er Trost und Beruhigung für seine Gemeinde finden. Als Awdotja ruhig geworden war, hüllte auch die Alte sich in ihr Umschlagetuch. „Ich will hinausfahren und Gott für Dich bitten, mein Täubchen,“ sagte sie. Vor der Pforte stand ein einfacher Korbwagen mit einem wohlgenährten melancholischen Gaul davor. Sie stieg mit Hife des Kutschers hinein und fuhr zum Bethaus der Gerechten.

Awdotja blieb allein. Sie setzte sich an's Fenster,

an ihren Nähtisch. Auf demselben lag eine Scheere, an der die eine Schneide spitz und scharf auslief. Die Arme über der Brust verschlungen, blieben ihre düsteren Blicke lange an dem scharfen Instrument haften. Mechanisch nahm sie es in die Hand und probirte die Spitze an ihrem Finger, zuckte aber zusammen. „Es thut weh," sagte sie mitleidig lächelnd. Sie legte zögernd die Scheere vor sich auf den Tisch und verhüllte das verstörte Gesicht mit beiden Händen....

Draußen wurde geklopft. Awdotja hörte nichts, sah auch nicht, wie Sarafanow geschäftig in's Zimmer trat. Er stutzte bei dem Anblick.

„Awdotja!" rief er leise.

Sie schnellte auf, glitt aber langsam wieder in den Stuhl zurück. Kraftlos fielen die, wie es schien, blutleeren Hände in den Schooß; ihre Augen schlossen sich. Sie hatte ein schwarzes Kleid an und sah aus wie eine Todte.

Sarafanow setzte sich ihr gegenüber. Etwas wie Wehmuth durchzuckte sein hartes Gesicht. Sie hielt noch immer die Augen geschlossen, wie im Wonnegefühl: seine Nähe fing an, sie zu durchwärmen. Das blasse Gelb ihrer Wangen wurde roth angehaucht, der Athem stürmischer und mit einem Blick voll glühender Sehnsucht sah sie plötzlich zu ihm auf. Sarafanow ward wieder entzündet wie in früheren Tagen. Er

beugte sich vor und fuhr mit der Hand leise über die ihrige. Das Weib erbebte am ganzen Körper.

Eine halbe Stunde später saß er im Saal auf dem hart gepolsterten Sopha, neben ihm auf einem Stuhl der alte Boldeschow, der eben zurückgekehrt war. Sie waren allein, bei geschlossenen Thüren.

„Seien Sie unbesorgt, Feodor Fomitsch,“ sagte Sarafanow, den „Altgläubigen soll kein Haar gekrümmt werden. Mein jahrelanges Streben war und ist, ein Band zu finden, welches alle Russen dieser Stadt, mögen sie Gott dienen in welcher Form sie wollen, vereinigt. Zum Theil ist mir durch unsere Brüderschaft, die ich zu organisiren begonnen habe und in Petersburg bestätigen lassen werde, die Vereinigung gelungen. Ein dauerndes Einvernehmen sehe ich aber nur dann voraus, wenn neben den politischen auch verwandtschaftliche, ich meine Familieninteressen uns verbinden. Es brauchten nur ein paar Heirathen einflußreicher Personen stattzufinden. Ich wollte einmal sehen, wer es wagte, meine Frau und Kinder, falls sie es vorzögen, in die Molena anstatt in die Kirche zu gehen, daran zu hindern. Die Idee, durch gegenseitiges Hineinheirathen die schroffen Gegensätze zwischen Alt- und Rechtgläubigen aufzuheben und gemeinsame Interessen in unsere russische Gesellschaft hineinzutragen,

läßt mich nicht ruhen, und ich selbst hätte große Lust, Beispiel gebend voranzugehen."

„Das wäre ein großes Glück für uns," sagte Boldeschow gedankenvoll.

„Würden Sie mir Ihre Tochter zur Frau geben, Feodor Fomitsch?"

Der Alte wiegte das graue Haupt hin und her, als bedaure er, daß es nicht so sein könne.

„Im Ernst, im Ernst, Feodor Fomitsch."

Awdotja's Vater sah ungläubig zu Sarafanow hinüber.

„Ich muß Ihnen offen gestehen," fuhr dieser fort, „daß ich schon vor Monaten diesen Wunsch gehegt habe."

„Das ist viel Ehre für mich. Aber was fangen Sie mit Awdotja an? Sie ist ein dummes Mädchen, einfacher Leute Kind. Doch ist sie mein Kind, und ich möchte nicht, daß Sie sich am Ende ihrer schämen als Hofrath und Schuldirector unter den Vornehmen und ihren Frauen."

Sarafanow lächelte verloren. „Sie scheinen mich noch nicht zu kennen, Feodor Fomitsch," sagte er. „Wir, die wir an der Spitze der souveränen Nation gehen, anerkennen unter den Menschen (die hohen Diener Gottes ausgenommen) keine Vornehmen. Doch das gehört nicht hierher. Kurz — denn meine Zeit ist

gemessen — wollen Sie mir Ihre Tochter zur Frau geben?"

Boldeschow sprang auf und öffnete eine Thür.

„He, Alte, komm' mal herein!"

Ein ehrwürdiges Mütterchen, Awdotja's Mutter, trippelte eilfertig in den Saal.

„Gleich, Fomitsch, gleich kommt der Samowar!" rief sie mit dünner, singender Stimme. „Willkommen, Väterchen Nikititsch," wandte sie sich dann an Sarafanow. „Wünschest Du Himbeeren- oder Buxbeerensaft zum Thee? Ah, ich habe schönen Buxbeerensaft eingekocht! Du ißt vielleicht ein Aepfelchen? Schöne klare Aepfel haben wir in diesem Jahr von Dotja's Baum! Du wirst sehen; Du mußt sie versuchen." Sie machte Kehrt.

„Halt!" rief ihr der Alte zu. „Hier handelt es sich nicht um die Aepfel Dotja's, sondern um Dotja selbst."

„Ach du Spaßvogel!"

„Was für ein Spaßvogel! Geh' und schicke uns Dotja her. Der Herr Director will sie uns fortnehmen."

„Was sündigst Du, was redest Du, Fomitsch?"

„Ja, Ljubow Iwanowna," nahm Sarafanow das Wort, indem er der Alten die Hand küßte und von ihr während dessen dreimal auf den Kopf geküßt wurde, — „ich möchte Awdotja Feodorowna zur Frau haben."

Die Alte, die beständig ein kleines Taschentüchelchen zusammengeballt in der Hand trug, betupfte sich damit die Augen, indem sie sagte: „Gott segne Dich, Söhnchen! sie ist ein gutes Kind; sie ist Deiner werth. Ich habe immer gedacht: sie wird bei uns bleiben, unsern alten Tagen zu Trost und Freude — aber wie Gott will. Willst Du hineinsehen in ihre Commoden? eine Bojarentochter hat nicht feinere Wäsche. . . .“

„Geh nur, geh!“ unterbrach sie der Mann.

„Ich geh, ich geh.“

„Sehen Sie, Stepan Nikititsch,“ bemerkte Boldeschow, „ganz so sind unsere Mütter gewesen, so sind unsere Frauen und so würden unsere Töchter werden, wenn nicht der fremde Ton, der aus Westen kommt, sie anhauchte. Alles ist abgemessen und gezwungen, Alles beobachtet Zurückhaltung. Die Würde könnte verlieren. Dotja schlägt auch schon in die Art . . . Da ist sie.“

Awdotja stand gesenkten Blickes an der Thür. Der Alte führte sie an den Tisch und streichelte ihr die Wangen.

„Ich habe einen Mann für Dich, Awdotja. Da steht er.“

Sie küßte dem Vater die Hand.

„Sei glücklich, mein Kind!“

Sie küßte ihm wieder die Hand; sie hätte es

gethan, auch wenn sie ihren zukünftigen Gatten zum ersten Mal gesehen hätte.

„Sie ist Dein, mein Sohn," sagte er zu Sarasanow. Dieser trat hinzu, umarmte Awdotja und küßte sie dreimal. Die Verlobung war geschlossen.

Awdotja's Mutter war bei der ganzen Sache eigentlich unnöthig; sie wußte es wohl, als sie mit einem großen Handkorb herbeitrippelte, der ihre Gegenwart gewissermaßen entschuldigen sollte.

„Da sind die Aepfel," sagte sie, und hielt Sarasanow einen großen klaren Apfel vor die Augen. „Versuch' ihn, thu' mir die Freude." Sie stellte den Korb auf den Tisch und wandte sich zu Awdotja um, um ihr die Wangen zu streicheln.

„Und nun, Weiber, macht fort," sagte Woldeschow im Geschäftston. „Wir haben mit dem Herrn Director noch Einiges zu besprechen. Nachher bleiben wir beisammen. — Schickt uns Thee herein!" rief er den Hinausgehenden noch nach . . . . „Wann und wo gedenken Sie die Hochzeit zu feiern, Stepan Nikititsch?"

„In den Weihnachtsferien, hier."

„Sehr gut. Wir haben vier Monate bis dahin. Das wird der Mutter genügen, sich mit dem Gedanken an die Trennung vertraut zu machen. . . Sie wissen, ich habe außer Dotja noch zwei Kinder, Söhne, die in Moskau etablirt sind. Ich gedachte, mein Vermögen

auf diese drei Kinder ungleich zu vererben: ein Mann braucht mehr als ein Frauenzimmer. Umstände verändern Absichten. Dotja soll nach meinem Tode gleichen Antheil an der Erbschaft haben: Hunderttausend auf das Kind. Lebe ich noch ein paar Jährchen, könnte sich die Summe verdoppeln. Zur Aussteuer erhält meine Tochter zehntausend Rubel. — Sind Sie zufrieden, Herr Director?"

Trotz allen Gleichmuths, den das Gesicht Sarafanows ausdrücken sollte, funkelten die Augen und die Finger rollten ein Stückchen Papier zu einem sehr dünnen Stäbchen zusammen. Was ließ sich mit dem in Aussicht gestellten Kapital nicht Alles gründen! Der Parteigänger schüttelte dem Schwiegervater recht derb die Hand.

„Also abgemacht?"

„Abgemacht!" . . .

Nach dem zweiten Glase Thee sagte Sarafanow:

„Etwas, das ich heute in Erfahrung gebracht habe, läßt mir selbst in dieser glücklichen Stunde keine Ruhe. Ich möchte nicht abreisen, ohne mir sagen zu können: Du hast wenigstens Dein Mögliches gethan. — In Ihrer Gemeinde existirt (solcher Existenzen giebt es hier wahrscheinlich viele) ein alter alleinstehender Mann, der große Reichthümer besitzen soll. Er wohnt, so sagt man mir, in den Sandbergen, in einer von Sand halb

verschütteten und verfallenen Hütte, und bringt den Rest seiner Tage in Schmutz und Entbehrung elendiglich hin."

„Ich kenne ihn wohl," bestätigte Boldeschow, „und mag das Gerücht von seinen Reichthümern auch übertrieben sein — reich ist er gewiß; doch leugnet er es hartnäckig."

„Wie wäre es, wenn wir noch heute, jetzt gleich, zusammen hingingen und ihm begreiflich machten, daß er nur für den ehrsamen Rath der lieben guten Stadt sein Geld aufgespeichert hält, denn der würde nach seinem Tode Besitz davon ergreifen. Ohne Zweifel stehen Sie als Curator der Gemeinde in Achtung und Ansehen bei ihm. Sollte es unserem beiderseitigen Drängen nicht gelingen, ihn zu veranlassen, sein Kapital dem Asyl oder der Brüderschaft zu vermachen, und wenn das nicht, irgendwie anders lieber selbst darüber zu bestimmen, als daß nach ihm der wohlweise Rath kommt, es hebt und in Petersburg gegen uns Russen verwendet?"

Boldeschow dachte nach. „Ihnen sind schon ganz andere Dinge gelungen," sagte er. „Machen wir den Versuch."

Die Männer brachen ohne Zögern auf.

---

Ein Jahr darauf hörte man in der Stadt, daß einem hochbejahrten Altgläubigen, der in einer ver-

fallenen Hütte an den sogenannten Sandbergen lebte, dreißigtausend Rubel gestohlen worden seien, welche die Diebe, während einer kurzen Abwesenheit des Besitzers vom Hause, unter den morschen Brettern der Diele hervorgeholt hätten. Der Greis habe den Verlust nur wenige Wochen überlebt, die betreffende Behörde aber in den Matten des armseligen Lagers noch zehntausend Rubel gefunden, die dem Vorsteher der inzwischen gegründeten griechisch-russischen Brüderschaft — laut Testament Erbin des Verstorbenen — ausgezahlt worden seien.

## Achtzehntes Kapitel.

Zwei Tage nach der Abreise Sarafanows saß Frau Hoffmann mit ihrer Tochter Emilie in der lauschigen Stube am Fenster. Sie strickte, während Emilie an der Nähmaschine arbeitete. Es war ein auffallend warmer, freundlicher Septembernachmittag, Alles still rings umher; Mutter und Tochter schwiegen gleichfalls. Sie schienen Beide demselben Gedanken nachgehangen zu haben, denn als plötzlich aus geringer Entfernung, wo der Bahnhof lag, der gellende Pfiff einer Locomotive die Luft durchschnitt, sahen sie von ihrer Arbeit auf und sagten fast gleichzeitig: „Nun fahren sie ab."

Vor einer halben Stunde war Louise ausgegangen, aber sogleich wieder mit der Neuigkeit zurückgekehrt: „Mama! Mili! denkt euch: Kainnikows reisen fort, ins Ausland. Der kleine Wanja sagte es mir soeben mit bekümmertem Gesicht. Er wird zum russischen Schulinspector in Pension gegeben. Der alte Kainnikow bleibt allein zurück. Ein Wagen, mit Koffern angefüllt, fuhr eben zum Bahnhof und Marie's kleine neue

Kutsche wartet schon vor der Thür." Zum Fenster hinaussehend, hatte sie hinzugefügt: „Seht, Marie und die Mutter steigen eben ein!" ..

Als der Pfiff der Locomotive verhallt war, ließ Emilie die Hände mit der Arbeit in den Schooß fallen und sah hinaus in die Wolken, die in der Richtung der Eisenbahn dahinzogen. Die Mutter strickte und sah ernst und streng dabei aus. Beide waren wieder still geworden. Ein Briefträger blieb vor dem Fenster stehen und reichte einen Brief hinein; er empfing 5 Kopeken und entfernte sich dankend, da er nur 3 Kop. zu erhalten hatte. Die Adresse auf dem Brief war russisch geschrieben: An den Herrn Candidaten Hoffmann 2c. „Aus Petersburg," sagte Emilie, nachdem sie den Poststempel betrachtet hatte. „Von wem mag er sein?" fragte Frau Hoffmann. „Gott weiß," sagte Emilie und griff zur Arbeit.

Sie schwiegen wieder, bis Louise zurückkehrte und Leben in die Stille brachte. Die Mutter stand bald darauf auf und ging in die Küche, das bescheidene Abendbrod zu besorgen.

„Gieb Heinrich den Brief erst nach dem Essen, Emilie," sagte sie beim Weggehen. „Er ißt mir ohnehin zu wenig. Wer weiß, was der Brief enthält."

Der Abend kam; man saß am Theetisch; Heinrich blickte stumm vor sich hin; heiter oder auch nur freund-

lich hatte man ihn seit der Krankheit nicht wieder gesehen.

„Heinrich, trinkst Du noch eine Tasse?" fragte die Mutter.

„Danke, ja."

„Unter Deinem Teller liegt ein Brief an Dich aus Petersburg," sagte Louise.

Heinrich betrachtete das Siegel, schnitt das Couvert auf und las mit zunehmendem Interesse den Brief zu Ende.

„Sonderbar!"

„Eine gute Nachricht?" fragte Frau Hoffmann.

„Der Brief betrifft uns Alle — ich will ihn Euch vorlesen." Er las das russisch abgefaßte Schreiben vom Blatt weg deutsch:

„Geehrter Herr! Von Ihnen befreundeter Seite darauf aufmerksam gemacht, daß Sie unter angemessenen Bedingungen eine Ihrem gelehrten Grade und Ihrem Fache entsprechende Function im Staatsdienste anzunehmen gewillt wären, erlaube ich mir, Ihnen einen Posten in Vorschlag zu bringen, der wegen Mangels dazu erforderlicher Kräfte längere Zeit hindurch nicht hat besetzt werden können. Es handelt sich um ein Secretariat in der Kanzlei S. H. Excellenz des Herrn Domainenministers. Die etatmäßige Gage beträgt 1500 R., ich darf Ihnen jedoch 3000 R.

zusichern. — Wenn ich nun diesem Vorschlage noch die Bitte hinzufüge, sich für oder wider denselben innerhalb spätestens zweier Wochen erklären zu wollen, da sich die Besetzung des Postens nicht länger verzögern läßt, so handle ich eben so sehr mit Genehmigung und im Auftrage unseres Herrn Kanzleidirectors, als in meinem eigenen Interesse, indem ich ungeduldig bin, einen Mann kennen zu lernen, dessen fachwissenschaftliche und sprachliche Kenntnisse ihn mir als Collegen doppelt werth erscheinen lassen. Genehmigen Sie 2c. J. Taschkentski, älterer Secretär der Kanzlei des Domainenministers."

Louise klatschte unwillkürlich in die Hände; über Emiliens bleiches Gesicht verbreitete sich ein Lächeln der Zufriedenheit und Freude — und Frau Hoffmann? Sie mußte sich erst die Augen trocknen, bevor sie Worte fand.

„Wie liebenswürdig, wie anerkennend er schreibt! Und jene Dir befreundete Person, die auf Dich aufmerksam gemacht hat — weißt Du, wer sie ist, Heinrich?"

„Nein. Vielleicht ist es ein einflußreicher Commilitone — deren verschiedene in Petersburg leben —, der sich meiner noch so freundlich erinnert — sonst wüßte ich nicht . . ."

„Nun ist Dir ja geholfen."

„Es kommt darauf an, liebe Mama.“

„Wie? was heißt das?“

Heinrich schwieg.

„Du wirst doch wohl zusagen?“

„Nur in einem Falle.“

„Nun?“ fragte die Mutter besorgt.

„Wenn Ihr Euch entschließt, in Petersburg zu wohnen.“

Das kam zu unerwartet für Frau Hoffmann, aber unerwarteter noch schien es die Schwestern getroffen zu haben, deren Blicke mit dem Ausdruck einer Angst an den Lippen der Mutter hafteten, als hinge ihr Leben von der Entscheidung ab, die jene sprechen würde.

Frau Hoffmann schien all die heiteren und trüben Erinnerungen, welche sie in dem kleinen Häuschen, ihrem Erbtheil, verlebt, an ihrem Geiste vorüberziehen zu lassen; in ihr kämpfte die Anhänglichkeit an das lieb gewordene Stückchen Erde, auf dem ihre Wiege, ihr Hochzeitsbett und des Gatten Todtenbahre gestanden, mit dem Gefühl, welches sich doch endlich mächtiger als jedes andere in der Mutterbrust regte, das Gefühl für das Glück ihres einzigen guten Sohnes.

„Ja, was bedenke ich mich denn so lange,“ sagte sie verwundert. „Gewiß, Heinrich, da Du ohne uns nicht leben willst, wir ohne Dich nicht leben können, so ziehen wir mit hinüber. Sieh also in uns kein Hinderniß,

das vortheilhafte Anerbieten anzunehmen. Nicht wahr, meine Mädchen?“

Louise schlug die Augen nieder und schwieg. Wie die meisten Töchterschülerinnen zwischen 15 und 16 Jahren, hatte auch sie im Hause einer Freundin die Bekanntschaft eines Primaners des Realgymnasiums gemacht und schon nach dem vierten oder fünften Wiedersehen sich mit dem hübschen und sehr entgegenkommenden jungen Mann „unter Gottes Schutz und seinem freien Himmel“ in aller Form verlobt. Sie trug einen Ring von ihm, er einen von ihr. Man sah und sprach sich im Hause der Freundin, auf der Straße, in den stillen schattigen Gängen zum Zarengarten. Man schrieb sich kleine Briefchen. Und nun sollte man vom „Herzensmann“ — der Primaner war auch eben erst 18 Jahre alt — lassen, den Theuren vielleicht nie wiedersehn? Louise beschloß bei sich, die Frage der Mutter gar nicht zu beantworten... „Es löst der Mensch nicht, was der Himmel bindet.“

Emilie hatte den Kopf zu sehr auf die Brust übergeneigt, als daß man mit Sicherheit über das, was in ihr vorging, hätte urtheilen können. Als das Gespräch zwischen Mutter und Sohn lebhafter wurde, man über den Hausverkauf Pläne machte, die Zukunft sich vergegenwärtigte, stand Emilie still auf und ging in das große Zimmer, das nur von einem Streifen des Lam-

penlichts aus dem Speisezimmer erhellt war. Als Heinrich den Seinigen eine gute Nacht wünschte, vermißte er die Schwester. Er ergriff die Lampe, trat in das dunkle Gemach und sah noch, wie sie hastig die Hände mit dem Taschentuch in den Schooß fallen ließ.

„Warum weinst Du, Mili?“

„Vor Freude,“ sagte sie ganz leise.

Wie anders aber war das, was sie empfunden, woran sie gedacht hatte während der einsamen Stunde im dunklen Gemach.

Sie waren Beide noch Kinder, der Dimitri und sie, und Heinrich war der Dritte in dem kleinen Kreise, zu dem sie sich an Sommerabenden im kleinen Garten, während des Winters hier in derselben Stube am großen holländischen Ofen zu allerlei Spiel und Märchengeplauder vereinigten. Sie und Dimitri hatten sich nach Kinderart recht lieb. Mitja, wenn er mit Obst, Confect oder Kuchen zu Hoffmanns herüber kam, gab das schönste Stück stets der kleinen Mili. Mili, wenn sie ein Märchen erzählte, was sie wegen ihrer großen Fertigkeit darin oft thun mußte, borgte zu ihren kleinen Prinzenhelden in der Regel die schmucke Gestalt, die lebhaften dunklen Augen, das schwarzlockige Haar Dimitri's, und ihre die Erzählung belebenden Blicke waren nur auf den aufmerksam zuhörenden Nachbarsknaben gerichtet. Dann kam die Zeit, wo Dimitri

sich des Naschwerkvertheilens, Mili sich des Märchenerzählens schämte, nichtsdestoweniger ließ es der Gymnasiast an Aufmerksamkeiten aller Art der reizenden Töchterschülerin gegenüber nicht fehlen. Waren es nicht Lieder und Gedichte, an Namens- und Geburtstagen „zur Erinnerung schön verlebter Kinderjahre" dargebracht, so war es ein Körbchen mit den ersten Kirschen oder die erste Rose aus dem Kainnikowschen Garten. Anfangs dankte die Schülerin harmlos und freudig, dann erröthete die Jungfrau vor dem Studenten, bis eines Tages der Herr Candidat Dimitri Kainnikow in das stille Häuschen der Wittwe Hoffmann trat, um Abschied zu nehmen. Er reiste nach Heidelberg. Emilie hatte damals ihre ganze Kraft zusammennehmen müssen, um nicht Alles zu verrathen; sie hatte sich zwingen müssen, heiter zu sein, wo ihr die Augen doch überzugehen drohten vor Wehmuth, Hoffnung und Zweifel. Und er? er erschien an jenem Tage so froh, so voll guter Dinge, sprach und scherzte viel mit Emilie, indem er als Grund dafür angab, er wolle aus der Situation allen Nutzen ziehen, „denn wer weiß," hatte er hinzugefügt, „welche ernste Reden ich bei meiner Rückkehr mit der g n ä d i g e n  F r a u werde führen müssen." Ja, und da hatte sie genug, zu viel gehört, und darum finden wir sie zwei Jahre später mit den krankhaft müden Zügen, die die be-

sorgte Mutter der anstrengenden Arbeit zuschrieb; darum schien sie dem ungewiß rathenden Bruder zu verblühen wie ein Maiglöckchen, so bleich, so duftig, und darum die Angst in ihren Blicken, als es von der Mutter Entscheidung abhing, ob sie ihn noch einmal wiedersehen werde, oder ob nun Alles aus sei. Sie hatte nicht vor Freude geweint....

Am nächsten Morgen, man frühstückte eben, gab der Ministerial des Domainenhofs ein versiegeltes Couvert im Hoffmannschen Hause ab und Frau Hoffmann überbrachte es ihrem Sohn. Dieser hatte den Inhalt kaum überflogen, als er von seinem Stuhl sich erhob, die Hand zärtlich auf die Schulter der Mutter legte und sagte: „Nicht wahr, Mamachen, wenn es sich anders thun ließe, Du bliebest doch lieber hier?“

„Gewiß, Heinrich.“

„Gratuliren wir uns nur gleich gegenseitig. Meine in letzter Zeit unmöglich gewordenen Aussichten auf das Secretariat im Domainenhof sind dennoch verwirklicht. Der Präsident fordert mich auf, die Stelle so bald als möglich anzutreten.“

Emilie und Louise sprachen ihre Freude laut und herzlich aus und Frau Hoffmann küßte den Sohn und sagte: „Gott sei Dank, daß es so gekommen ist... Wie schreibt denn der Präsident?“ forschte sie.

„Ich könnte Euch ja den Brief vorlesen; es kommen aber Verwickelungen darin vor, die ich Euch erst lang und breit auseinandersetzen müßte, und dazu fehlt mir im Augenblick die Ruhe. Später einmal.“

Die Leser kennen jene Verwickelungen und ihnen müssen wir, während Hoffmann oben in seinem Zimmer das Schreiben des Präsidenten noch einmal durchliest, einen Einblick in dasselbe gewähren. Der Präsident schrieb:

„Mein lieber Herr Hoffmann! Nachdem ich von Tag zu Tag vergeblich auf Sie gewartet hatte, verfiel ich, wiewohl mit Widerstreben, auf die einzige Möglichkeit, die Sie veranlaßt haben konnte, sich um das Ihnen zugesicherte Secretariat nicht weiter zu kümmern. Hätte ich das Unglaubliche voraussetzen können, daß man von meinen Worten (nur nach Ihrer ausdrücklichen Verzichtleistung könne von dem neuen Candidaten weiter die Rede sein) ernstlich Gebrauch machen würde — sie wären nie gesprochen worden. Ich bitte Sie, die, wie ich höre, bereits erfolgte Abreise des Herrn Sarafanow nicht zum Motiv meiner Entschlüsse zu nehmen. Dieselben waren nach wie vor unwandelbar derart, daß ich mich nur mit tiefem Bedauern in die Nothwendigkeit gefügt hätte, einem Andern als Ihnen den Posten anzuvertrauen, der dem meinigen am nächsten steht. Wenn Sie,

wie ich, auf gute Nachbarschaft einen Werth legen, dann nehmen Sie den Posten heute lieber als morgen ein. Ihr ergebener 2c."

Heinrich Hoffmann faltete das Schreiben langsam zusammen und schickte einen schwermüthigen Blick hinüber zu dem Salonfenster des Kainnikowschen Hauses. Es war verhängt. Heute saß sie nicht mehr da, wie in den letzten Tagen, wo er sie aus der Tiefe seines Stübchens zerrissenen Herzens so oft betrachtet hatte. Die Mutter eilte mit ihr der preußischen Grenze, dem Vergessen zu.

---

## Neunzehntes Kapitel.

---

Monate sind seit den letzten Ereignissen vergangen und Manches hat sich inzwischen in unseren bekannten Kreisen geändert. Seit der Anstellung des Sohnes ärgert die alte Frau Hoffmann sich täglich über die Unvollkommenheit ihres Dienstmädchens und trinkt Nachmittags regelmäßig ihren Kaffee; die Nähmaschine steht Tage lang bedeckt, und Emilie und Louise (letztere hat das „große Examen" gemacht) treiben Luxus mit modernen Hüten. Sie sind sogar einmal auf dem Schützenball gewesen. Der ehemalige Primaner, nunmehr Polytechniker, war auch da. — Im Boldeschowschen Hause ist es nun noch einsamer und stiller geworden, nachdem Sarafanow mit seiner jungen Frau vor einer Woche nach Petersburg zurückgereist ist. Er hat gegen Kainnikow, der bei der Trauung zugegen war, geäußert, er werde im Domainenhof erscheinen früher, als es dem Herrn Hoffmann lieb sein dürfte. — Kainnikow ist sehr verändert. Eine ewige Unruhe treibt ihn aus seinem großen leeren Hause in sein Geschäft,

aus dem Geschäft in's Haus, aus dem Hause in den russischen Club, aus diesem wieder in sein leeres Haus zurück, und Matwei, der kaum etwas anderes unternehmen kann, als dem Herrn aufzuschließen, um ihn nach wenigen Minuten wieder hinauszulassen, schüttelt immer bedenklicher den Kopf. Der unruhige, gereizte Zustand des Herrn kennt jetzt gar keine Grenzen. Matwei braucht nur eine Secunde nach dem ersten Klingeln zu spät zu kommen, so wird an dem Glockenzuge gerissen, als ob es in der Nachbarschaft brenne. Fast täglich hat der Schlosser die Glocke zu repariren. Der leiseste Widerspruch bringt den Widersprechenden in Gefahr, geschlagen zu werden. Bei einer solchen Gelegenheit hatte Sergei Petrowitsch einen apoplektischen Anfall, von dem jedoch seine kräftige Natur sich bald erholte. „Aber nehmen Sie sich sehr in Acht," hatte der Arzt gesagt; „eine Wiederholung könnte Ihnen das Leben kosten." Einen Tag später war die Warnung vergessen. „Ich halt' es nicht aus — ich halt' es nicht aus!" sind die einzigen Worte, die man den sonst so gesprächigen alten Herrn ausrufen hört, wenn er bis spät in die Nacht hinein in seinem Cabinet wie ein Rasender auf und nieder rennt.

Heute, am Dreikönigstage, ist Maskenball im russischen Club. Es ist bereits der zweite im neuen Jahr. Kainnikow hat gegen die Einführung dieser Art Bälle,

die nach Sarafanows Abberufung vom Vorstande des Clubs in Vorschlag gebracht wurden, auf's Wüthendste geeifert, mußte aber der Majorität weichen. Nur das Versprechen, das er dem Gründer gegeben: dem Club eine Stütze zu bleiben, hielt ihn vom Austritt aus dem Vorstande zurück. Mit seinem Ansehn wenigstens für die äußere Aufrechterhaltung des Anstandes einzustehn, ist er heute dejourirender Vorsteher.

„Es ist weit mit unserem Club gekommen!" sagt er mit höhnischem Blick auf den ausgelassenen Tanz im Saal zu einem glattrasirten Collegen, der neben ihm an der Thür steht und durch grimmiges Stirnrunzeln zu beweisen scheint, wie leid es ihm thue, mit der Majorität für Einführung der Maskenbälle gestimmt zu haben.

Der Tanz hatte erst vor einer Stunde begonnen und schon waren verschiedene männliche und weibliche Masken, die sich offenbar in dem Local geirrt zu haben schienen, auf Kainnikows Anordnung hinausgewiesen worden. Wie wird es erst werden, wenn die vielen andern Räume des Clubs, in denen man sich an unzähligen Schnäpsen, Wein und Champagner encouragirt, ihren tollen und vollen Inhalt ausspeien werden in diesen Saal, in welchem mindestens jede zweite weibliche Maske offen aufmuntert zum Angriff auf Ehrbarkeit, Zucht und gute Sitte! Kainnikow wagt

es nicht, seinen Beobachtungsposten zu verlassen, dessen ungeachtet, daß man von allen Seiten nach dem Vorsteher de jour schreit. Aber zuletzt muß er doch in's Speisezimmer eilen, von wo ein ungeheures Getöse, zusammengesetzt aus den unmöglichsten Schimpfworten, Geschrei und rohem Gelächter, zu ihm dringt.

Er sieht ein unentwirrbares Durcheinander von ringenden Gestalten, umgeworfenen Tischen und Stühlen, hochgeschwungenen Champagnerflaschen, blutigen Köpfen und gehobenen Armen in Hemdsärmeln.

Eine Anzahl russischer Kaufcommis hatte zechend um einen mit einer Batterie bereits geleerter Champagnerflaschen besetzten Tisch gesessen, als Einer aus der Gesellschaft zum Andern gesagt hatte: „setz' Du doch auch eine." Der Andere hatte sich geweigert.

„Man kennt Dich schon: Du bist ein Freischlucker."

„Dich kennt man auch: Du stehst an der Kasse."

Darauf hatte der Kassirer dem Freischlucker den Inhalt eines vollen Glases in's Gesicht gegossen, gleichzeitig aber auch die schwarzen Fracks der Nachbarn besudelt. Der Freischlucker hatte dem Attentäter sein Glas an den Kopf werfen wollen, traf aber eine hinten stehende männliche Maske, die eine lebende Toilette vorstellte, indem sie an einem Bande einen Spiegel auf der Brust und ein großes Gefäß mit Puder trug. Der Spiegel sprang in tausend Stücke und die

ergrimmte Maske schleuderte ihr Pudergefäß mitten in die aufgeregte Gesellschaft. In der dicken Wolke war es dann losgegangen.

Inzwischen sitzt nebenan, in dem matt erleuchteten Erholungszimmer, eine kurzgeschürzte Schwedin auf dem Schooß eines neapolitanischen Fischers. Kainnikow, der mit Aufgebot der ganzen Dienerschaft im Speisezimmer einige Ruhe gestiftet hat und durch das Erholungszimmer in den Saal zurückkehren will — sieht es. Er steht sprachlos vor Entrüstung und Wuth, während die beiden Masken fliehen, um im Gewühl des Saales zu verschwinden.

Aus dem Spielzimmer dringt ein heiserer versagender Ruf nach Hilfe. Dort hat ein robuster Prikaschtschik einen dürren verabschiedeten Major über den Kartentisch hinweg an die Kehle gepackt und schreit fortwährend: „ich erwürg' den Spitzbuben, ich erwürg' ihn."

Im Billardzimmer muß es in der nächsten Minute zu einer Schlägerei kommen: die Parteien haben ihre ärgsten Ausdrücke aufgebraucht, und man hat sich gegenseitig schon in's Gesicht gespuckt.

Nur im Lesezimmer ist es still und anständig: es ist leer...

Mitternacht ist vorüber. Kainnikow steht wieder an der Saalthür und wischt sich den Schweiß von der

Stirn. Sein Gesicht ist hochgeröthet, die Blutgefäße an den Schläfen zum Zerspringen voll. Er hat soeben wieder einen stammverwandten Großhändler hinausführen lassen. Es war ein Freund von ihm, hatte es aber zuletzt zu arg getrieben: er hatte den Frack abgeworfen und den Nationaltanz durch höchst bedenkliche Stellungen profanirt. Kainnikow fühlt seine Kräfte schwinden. Es drängt ihn hinaus an die frische Luft, er will nach Hause. „Mir ist nicht wohl," wendet er sich an den glattrasirten Collegen, der ihn wie ein Adjutant begleitet. „Vertreten Sie meine Stelle... Wenn doch mein Sohn... Lassen Sie mir ein Glas Wasser bringen."

In diesem Augenblick trat ein Zigeuner auf ihn zu und flüsterte ihm etwas in's Ohr. Kainnikow drangen die Augen krebsartig aus den Höhlen; er ging hastigen Schrittes dem Zigeuner voraus. Sie blieben an der Thür, die zum Damenzimmer führte, stehen. „Er hat sich mit ihr eingeschlossen," flüsterte der Zigeuner wieder und sorgte dafür, daß ein immer dichterer Halbkreis von Neugierigen vor der verschlossenen Thür sich sammelte, Herren und Damen, man lachte, man kicherte. Kainnikow befahl mit lauter Stimme einem Diener, einen Schutzmann zu holen. Da wurde die Thür von innen aufgeschlossen und ein Don Juan mit einer Zigeunerin am Arm suchte durch die Zuschauer

mit Gewalt sich Bahn zu brechen. Der Alte faßte den Don Juan an die Brust.

„Demaskiren Sie sich auf der Stelle!" schrie er ihm mit solcher Anstrengung der Stimme zu, daß sein Gesicht kesselblau wurde. Im nächsten Moment war Jener, den Angreifer mit einem kräftigen Ruck von sich abschüttelnd, sammt der Zigeunerin in der Menge verschwunden.

Kainnikow schwankte, hieb ein paar Mal mit den Armen durch die Luft und fiel, mit dem Kopf hart aufschlagend, zu Boden...

Die Musik war verstummt, die Maskerade auseinandergestoben, der letzte Gasleuchter ausgedreht. In Begleitung des herbeigerufenen Arztes wird der vom Schlage Gerührte nach Hause getragen. Mit dem ersten Morgengrauen hatte Sergei Petrowitsch Kainnikow mit dem Leben abgeschlossen.

Der Procurant der Firma telegraphirte nach Vevey.

## Zwanzigstes Kapitel.

Draußen fror es heftig. An sternhellen Abenden, um den nordischen heiligen Dreikönigstag herum, friert es gewöhnlich stark. Im großen Saal durften die Kachelöfen nicht geheizt werden. Dort lag eine Leiche, die mindestens vier Tage sich gut erhalten mußte. So hatte der Procurant, nachdem er nach Vevey telegraphirt, berechnet. Sechs silberne Armleuchter umgaben den Katafalk, vor dem zwei Psalmisten Betpulte aufgeschlagen hatten. Der eine Psalmist stieß seinen Hauch aus und wies stillschweigend mit dem Finger auf die stark condensirte Wärme. Der andere Psalmist wies gleichfalls stillschweigend auf die Flasche mit Rum, die Matwei, als Zuguß zum Thee, welch' letztern die Psalmisten jedoch unberührt ließen, auf den Tisch gestellt hatte. Der erste Psalmist zuckte die Achseln, der zweite ging leise zum Tisch, hielt die Flasche gegen das Licht und zuckte seinerseits die Achseln, aber mit einem grimmigen Blick auf den Collegen. Leise, auf den Zehen, erschien Matwei. Beide Psalmisten fröstelten hörbar. Mat-

wei verfiel instinctiv auf die Flasche. Auch er hielt sie gegen das Licht und sah bald die Geleerte, bald die Psalmisten an, die sich wieder in ihr Amt vertieft hatten. Eine neue Flasche war das Resultat dieser Betrachtung.

So oft der alte Diener den Saal verließ, blieb er einige Minuten vor den irdischen Ueberresten seines Herrn stehen, kämpfte jedesmal mit seinen Thränen und fiel dann schluchzend mit dem Gesicht auf die über der Brust gefalteten Hände des Entschlafenen. Dieser lag kalt und steif, die goldene Binde um die Stirn: der „Paß zum Himmel", den der einsegnende Priester heute früh der Seele mitgegeben.

Alter Freund! im Leben lehrte man Dich wirken und streben für die „große Familie", und für die engere kleine brachte man Dich um das Verständniß. Nun, da Du kalt auf der Bahre liegst, hat die große Familie zwei Psalmisten abdelegirt, Deine Anhänglichkeit zu beurkunden, und von der engeren kleinen war Niemand, Niemand da, der Dir das Kissen zurechtlegte, den letzten Seufzer Dir von den Lippen küßte, Dir die Augen zudrückte! Die engere Familie, das Leben in derselben hast Du nie gekannt. Der Paß, den sie Dir um die Stirn gebunden, möchte er Dich entschädigen für den ungekannten Himmel auf Erden. Ruhe in Frieden! . . .

Die hohe Lampe mit der mattgeschliffenen Glastulpe und der rothe Schein aus dem Kamin beleuchteten an demselben Abend im Hause des Domainenhofspräsidenten ein anderes Bild. Die Familie saß um den Tisch vor dem Kamin. Der Präsident, im Schlafrock, die Hände auf dem Rücken, ging gemessenen Schrittes im Zimmer auf und nieder. Die etwas kränkliche, im Stuhl zurückgelehnte Präsidentin hatte ihr jüngstes Söhnchen auf dem Schooß, streichelte dem Eingeschlummerten in bestimmten Zwischenräumen leise das hellblonde gelockte Haar und sah nachdenklich in die Steinkohlengluth. Ein vielleicht zwölfjähriges Mädchen, den Kopf auf die Hand gestützt, blätterte schläfrig aus dem „Töchteralbum“ die Bilder heraus. Eine erwachsene Tochter hielt nachdenklich einen Brief in der Hand.

Der reiche Kainnikow hatte in dieser Eigenschaft eine zu hervorragende Stellung in der Stadt eingenommen, als daß seines plötzlichen Todes, wenn auch noch so vorübergehend, nicht in allen Kreisen gedacht worden wäre. Auch in der Familie des Präsidenten, die ja an der Frau und der Tochter des Verstorbenen näheren Antheil nahm, war das traurige Ereigniß wiederholt Gegenstand des Gesprächs gewesen. Man hatte zuletzt an die in der Schweiz lebende Familie

gedacht. Nach längerem Schweigen nahm Polli, die erwachsene Tochter, die Unterhaltung wieder auf.

„Die arme Marie!“ sagte sie, — „sie ahnte nicht, als sie dieses schrieb, daß sie die schöne Schweiz in wenigen Tagen wird verlassen müssen. Wenn ich doch zu ihr könnte! Nur einen Tag möchte ich am Genfersee leben.“

„Geduld, Polli,“ flüsterte die Mutter, um den Kleinen auf ihrem Schooß nicht zu erwecken, — „im Frühjahr muß Papa endlich Urlaub nehmen; ich ruhe nicht eher; er muß hinaus in die frische freie Luft und Du sollst ihn begleiten.“

Die Wirkung dieser Rede äußerte sich durchaus verschieden auf Vater und Tochter: hier froh und glücklich, beim Präsidenten verstimmend und drückende Gedanken in ihm erweckend. Er setzte seinen abgemessenen Spaziergang zwar fort, aber mit dem Behagen, das anfangs darin gelegen, war es vorbei und kurze, unfreiwillig hingeworfene Bemerkungen versetzten Mutter und Tochter in immer größere Unruhe.

„Wer weiß,“ sagte er, „wo man demnächst sein Haupt niederlegen wird. — Es ist, als ob sie es in Petersburg auf mich abgesehen hätten. — Die zweideutigsten Befehle laufen ein. Man führt sie im besten Sinne aus. Es erfolgt eine scharfe Note. Man macht es anders. Die Note wird verschärft. Man

nimmt den Befehl wörtlich. Die Note wird drohend, ehrverletzend. — Ich habe nichts ersparen können. Wir leben von der Gage. — Wer weiß, wie lange ich noch Präsident bin..."

Die Unruhe der Seinen bemerkend, unterbrach er plötzlich die Promenade und blieb mit möglichst heiterer Miene vor der Tochter stehen, die sich von ihrem Stuhl erhoben hatte. „Ja, Kinder, man muß auf Alles gefaßt sein. Das Schicksal liebt zu überraschen. Findet es uns vorbereitet, geht es vielleicht enttäuscht an uns vorüber. Geschieht das, nun dann schick' ich Dich mit Mama an den Genfersee. Die hat es mehr nöthig." — Er promenirte weiter. „Aber Du hast mir Marie's Brief noch nicht vorgelesen, Polli, — ich möchte ihn gern hören."

Schweigend entfaltete Polli den Brief und überlas flüchtig die erste Seite.

„Marie ist in einer sonderbaren Stimmung," sagte sie dann. „Man müßte glauben, sie sei unsagbar elend und unglücklich. Mit tiefer Rührung, als wie für ein großes unverdientes Geschenk dankt sie für meinen Brief, mit dem sie in die Berge gegangen war, um ihn in der Einsamkeit zu lesen. Sie schreibt weiter:

„„Als ich einen Namen in Deinem Brief las, den ich vergessen muß und nicht kann, da lehnte ich mich zurück an den Felsen, auf dem ich saß, und hätte

weinen können, wie die Niobe: immer weinen. Erst gegen Abend fanden mich der Bruder und ein Freund von ihm. Ich hatte viele Stunden gesessen, halb erstarrt vor Kälte, und das Rufen der Suchenden nicht vernommen. Was meine arme Mutter darunter leidet! Ich sehe es und kann es nicht ändern. Es ist herzzerreißend! Wenn es doch risse und Alles aus wäre! — Seit mehr als einem Monat begleitet uns ein junger Mann, ein Herr von Sonnen, überallhin. Mein Bruder machte uns in Dresden mit ihm bekannt, wo sie zufällig zusammentrafen. Sie haben gleichzeitig in Heidelberg studirt und sind befreundet. Er scheint sehr reich, muß aber auf Wunsch seines Vaters, der Bergwerkbesitzer ist, in die Schachte aller Herren Länder steigen und Notizen sammeln. Er will auch nach Rußland. Sieh Gustav Freytag in Deinem Album an und Du weißt, wie Sonnen aussieht: schlicht, aber zuverlässig. Neben der äußeren Aehnlichkeit soll er auch noch des Dichters Fleiß besitzen. Hier freilich geht er müßig einher, nachdem es ihm nicht gelungen ist, uns zu einem Ausflug nach Frankreich zu überreden. Ich rühre mich nicht aus Vevey, bis er abgereist ist, wozu ihn sein edler Sinn und sein Pflichtgefühl doch endlich bestimmen werden. Mama ist sonderbar: sie weiß, wie ich leide, und doch fragte sie mich gestern, ob ich ihn

lieben könnte! Aber sie machte es gleich wieder gut. Sie umarmte mich und weinte mit mir. — Schreibe bald und recht viel von Euch. Daß Dein lieber Papa von Heinrich Hoffmann des Lobes so voll ist — „Ja," unterbrach sich hier Polli, „was jetzt folgt, ist unleserlich, theils ausgeflossen, theils verwischt. Dann heißt es: „„Verzeih, daß ich Dir diesen unleserlichen Brief schicke, aber es ist mir unmöglich, ihn umzuschreiben. Mein kleines unartiges Kanarienvögelchen hat mir unverhofft die ganze Stelle mit Wasser bespritzt.""

Darauf schließt sie plötzlich mit einem „„Gott erhalt' Dich.""

„Hm!" brummte der Präsident, — „die kleine Marie scheint ja unglücklich zu lieben."

„Warum, Papa?" fragte Polli empfindlich.

„Nun — „als ich einen Namen in Deinem Brief las, den ich vergessen muß und nicht kann" — das scheint doch deutlich."

„Ich habe verschiedene Namen geschrieben."

„Einer genügt ja, liebe Polli."

Ein längeres Schweigen trat wieder ein. Dann sagte der Präsident:

„Jetzt werden sie die Schweiz wohl schon im Rücken haben."

So war es auch.

Frau Kainnikow, Marie und Dimitri fuhren ununterbrochen Tag und Nacht und langten am vierten Tage nach Empfang des erschütternden Telegramms zu Hause an. Dimitri hatte, um der Mutter und Schwester beim Eintritt in ihr Daheim einen schmerzlich ergreifenden Anblick zu ersparen, von Berlin aus telegraphirt und angeordnet, die Leiche des Vaters in der Kirchenkapelle abzustellen und zum fünften Tag Alles zur Bestattung vorzubereiten. Am Bahnhof erwartete Matwei die Ankommenden. Ein zweisitziger Schlitten, mit zwei herrlichen, vom Kutscher mit Mühe in Zaum gehaltenen Rappen bespannt, stand vor dem Perron des Bahnhofs. Frau Hoffmann kam des Weges vom Markt und sah die wohlbekannte Equipage. Tiefes Mitleid malte sich in ihren Zügen, aber sie ging weiter. Gleich darauf schoß der Schlitten an ihr vorüber. Sie blickte hin. Dimitri, der hinten auf dem Tritt stand, wandte sich überrascht um und grüßte freundlich.

---

## Einundzwanzigstes Kapitel.

Durch den eben erhaltenen freundlichen Gruß angenehm erregt, beschleunigte Frau Hoffmann ihren gewohnten langsamen Gang und kam ein wenig erschöpft zu Hause an. Heinrich war noch im Domainenhof, Louise bei der Freundin, und nur Emilie, durch das Geräusch der Glocke aus ihren Träumen aufgescheucht, war geeilt, der Mutter zu öffnen.

„Weißt Du, wer hier ist?" fragte diese, nachdem sie Pelz und Hut abgelegt hatte.

Wissen konnte Emilie es eigentlich nicht, aber die Worte der Mutter machten ihr das Herz klopfen: sie hatte es errathen.

„Kainnikows sind wahrscheinlich angekommen," sagte sie stockend, während eine leise Röthe auf ihren bleichen Wangen sichtbar wurde.

Frau Hoffmann erzählte die ihr zu Theil gewordene Genugthuung. Emilie sagte etwas, ohne selbst zu wissen was. Darauf saßen sie sich still gegenüber, Jede eigenen Gedanken nachhängend, bis wieder die

Glocke angezogen wurde. Heinrich erschien zu Mittag. Er war bis auf eine allmälig stark ausgeprägte, die Mutter oft kränkende Unzugänglichkeit, für die jedoch sein resignirtes Wesen um Entschuldigung zu bitten schien, unverändert geblieben. Ernst und ruhig hörte er nach dem wenig Genossenen die neueste Nachricht der Mutter an. Ein bitteres Gefühl mischte sich in die Freude über die Ankunft des Freundes; er mußte sich mit der Hand langsam über das Gesicht fahren, um seine Bewegung zu verbergen, und da sie ihn dennoch zu überwältigen drohte, hinaufgehen. „Ich habe noch zu arbeiten," sagte er, sein plötzliches Aufstehen entschuldigend.

Es war vier Uhr geworden und dunkelte bereits seit einer halben Stunde. Die Lampe wurde angezündet. Auch das warme Vorhaus erhielt ein Lämpchen. Emilie saß im großen Zimmer sinnend am Tisch, während Frau Hoffmann nebenan wirthschaftete. Und wieder rührte sich die Klingel.

Emilie schnellte empor; ihr ganzes Gesicht überfärbte sich plötzlich. „Er ist es," stammelte sie vor sich hin und eilte in's Vorhaus. Die Glocke ertönte zum zweiten Mal. „Emilie!" rief die Mutter aus dem Speisezimmer. Emilie konnte sich immer noch nicht sammeln. Mit zitternden Händen drehte sie endlich den Schlüssel um.

Dimitri Kainnikow stand vor ihr: eine wohlgebaute, hohe Figur mit dunklem Haar und Vollbart und einem Paar ebensolcher Augen, die sich einige Secunden lang tief und forschend in die Züge der schönen Jungfrau versenkten. Der Gruß blieb aus. Was sollte er beim Wiedersehen nach mehr als zweijähriger Trennung? Konnte er ausdrücken, was den Trauerschleier nach und nach lüftete von dem Angesicht des lebensfrischen jungen Mannes, um der Wonne, dem festen Entschluß Platz zu machen? konnte er ausdrücken, was das schüchterne Mädchen stumm zur Seite zu treten, die Blicke zu senken, die Hand beruhigend an's Herz zu führen zwang? Eine geraume Weile athmete Dimitri den berauschenden Duft, den diese Zeichen der Liebe ausströmten, wie langentbehrte frische Luft ein; er athmete in so vollen Zügen, daß ihn ein Taumel ergriff und er nahe daran war, das zauberische Wesen an sein Herz zu ziehen und in einem Kuß auszuhauchen Alles, was seine Brust erfüllte: Schmerz und Wonne. Da erschien Frau Hoffmann. Ihr lauter freudiger Ausruf seines Namens erweckte ihn.

„Ja, da bin ich, Frau Hoffmann!" rief auch er mit der ganzen Herzlichkeit einer tiefen wohltönenden Stimme und erfaßte die Hand seiner alten Freundin. Dann wandte er sich um. „Grüß' Gott, Fräulein Emilie! Sie haben mir noch immer kein Willkommen

geboten. Ich muß mich mit einer Klage einführen." Die Lust in seinem Herzen überwog für den Augenblick die Trauer, der er erst vor einer Stunde am Sarge des Vaters in der Kirchhofskapelle neue Nahrung zugeführt hatte.

Emilie sagte nichts, sondern schlug nur den Blick ganz kurz gegen ihn auf.

„Aber so kommen Sie doch endlich einmal heraus aus unserem Vorzimmer," sagte Frau Hoffmann, indem sie den Gast in's große Zimmer nöthigte. „Lassen Sie sich durch unsern Empfang nicht irre machen. Es fällt unserer Theilnahme gewiß eben so schwer, Freude zu äußern, als Ihrem trauernden Herzen, dieselbe in Empfang zu nehmen. — Haben Sie den Entschlafenen schon gesehen?"

Kainnikow bejahte schweigend.

„Wir vier, meine Kinder und ich, folgten gestern der Leiche, als sie zur Kapelle hinausgetragen wurde. Fast die ganze russische Vorstadt hatte sich dem Zuge angeschlossen. Er gab ja aber auch immer mit vollen Händen."

Dimitri fuhr sich mit der Hand über die Augen und sagte schnell: „Wo ist Heinrich?"

„Heinrich schreibt oben in seinem Zimmer. Sie werden ihn kaum wiedererkennen ... Ja, lieber Dimitri, viel und leider nichts Erfreuliches hat sich in

der letzten Zeit Ihrer langen Abwesenheit hier zugetragen ... Wie ein Schatten geht mein armer Sohn einher ..."

Frau Hoffmann wandte sich schnell ab. Kainnikow hatte den Kopf tief auf die Brust sinken lassen; er schien an etwas für ihn Peinliches erinnert worden zu sein.

„Meine Mutter," sagte er endlich leise, „hat mir Alles erzählt. Auch sie und die Schwester sind kaum mehr wiederzuerkennen. Marie ist das muntere, blühende Mädchen, das singende, zufriedene, harmlose Kind nicht mehr ... Arme Schwester! Und die Mutter, wie ist sie ernst, wie ist sie ernst geworden! ... Aber ich muß Heinrich selbst sprechen," unterbrach er plötzlich seine traurige Betrachtung und erhob das Haupt. „Verzeihen Sie, ich finde sonst keine Ruhe."

Er stieg die wohlbekannte schmale Treppe hinauf. Heinrich stand in der Mitte seines kleinen Zimmers und schien ihn erwartet zu haben. Ohne ein Wort zu sprechen schlangen die beiden Freunde ihre Arme um einander und es war ein langer Bruderkuß, in dem sie versöhnend ihren leisen, kaum bewußten Groll austauschten.

Wie damals, beim Abschied, lagen beide Hände Dimitri's wieder auf den Schultern des schweigsamen Freundes, wie damals, so wollten sich die Freunde auch jetzt wieder in die treuen Augen schauen, aber sie sahen nichts: Thränen hatten ihre Blicke verschleiert. Nach

langem Schweigen sagte endlich Dimitri treuherzig: „Du bist mir so ja auch lieb, Heinrich — aber konntest Du denn nicht mein Schwager werden?“

Jenem wurde der Blick plötzlich klar und scharf, als er einen Schritt zurücktrat.

„Wovon sprichst Du, Dimitri? Ich will nicht glauben, daß Du zum Scherzen aufgelegt bist.“

„Heinrich, nicht wahr, es ist unmöglich? Du hast nicht, während Du bereits eine Andere liebtest, mit Bewußtsein in meiner Schwester Gefühle erweckt, die sie jetzt langsam aufzureiben drohen?“

„Gott im Himmel! — was ist das!?“

Kainnikow erzählte, was er von seiner Mutter erfahren hatte . . .

Zehn Minuten später stand Heinrich unten im Wohnzimmer vor Frau Hoffmann. Er war noch keines Wortes, wie man es einer Mutter sagt, mächtig; er rang nach Ruhe. Wenn auch erkünstelt, sie stellte sich endlich nach einer für Frau Hoffmann unheimlichen Pause ein.

„Meine liebe Mama, — hast Du mit Frau Kainnikow einmal von der Ablehnung eines Heirathsantrages gesprochen, den ich einer Dame gestellt?“

Frau Hoffmann konnte ihren Kindern gegenüber sehr ruhig und gelassen sein, besonders ihrem Heinrich gegenüber.

„Ja, Heinrich," sagte sie.

„Wie warst Du darauf verfallen?"

„Nun, mein Gott! hast Du es mir nicht selbst gesagt?"

„Nein, gute Mama, nein! aber ich kam eines Abends sehr erregt nach Hause — Du wurdest darüber neugierig ..."

„Heinrich!"

„Ja, gute Mama, und als ich, Dich nicht damit zu betrüben, daß mir an demselben Abend meine gegenwärtige Secretärsstelle, auf die ich große Hoffnungen gesetzt hatte, verloren gegangen war — als ich, unmuthig darüber, zu Deinen unausgesprochenen Vermuthungen schwieg, da nahmst Du dieses Schweigen für eine Zustimmung Deiner Vermuthungen und tröstetest mich wegen eines Unfalls, von dem ich doch nur in Deiner Einbildung betroffen worden war. So verhält es sich doch, liebe Mama?"

„Mein Sohn, wenn Du wünschest, daß ich Dir noch ferner antworten möchte, so bitte ich mir eine mehr ehrerbietige Sprache aus." Das sagte sie nun auch mit erkünstelter Ruhe, denn Dimitri kam eben die Treppe langsam herab.

„Du weißt wohl, Mama, daß es mir im Grunde meines Herzens nie an dieser mangelt. Es ist aber

von Wichtigkeit für meine Ehre, daß Du namentlich in Gegenwart Dimitri's einfach sagst: jene Vermuthung, ich hätte unglücklich geliebt, sei nicht von mir veranlaßt worden; denn daraus, was Du Frau Kainnikow aus einem doppelten Irrthum mittheiltest, daß ich nämlich einen Korb bekommen, ohne jedoch auszusprechen, was Du bei Dir dachtest, daß mir dieser Korb von Fräulein Marie zugekommen sei — daraus combinirte sich Frau Kainnikow eine bei ihren Voraussetzungen begründete, mich entehrende Geschichte. Sie hatte nach dem, was Du ihr gesagt, ein Recht, mich für einen nichtswürdigen falschen Spieler zu halten, da ich ihre Tochter veranlaßt, meine, es ist wahr, für sie an den Tag gelegten Gefühle der Liebe zu erwiedern, zu eben der Zeit, wo ich mit meinem Herzen bereits anderweitig engagirt gewesen sei."

Frau Hoffmann hatte in höchster Aufregung zugehört. Nun litt es sie nicht länger unter dem Bewußtsein einer Schuld, die für Alle so verhängnißvoll geworden war; sie mußte die schwergeprüfte Frau aufsuchen und durch ein herzliches Wort Alles wieder gut machen. Ehe Heinrich sie noch daran hindern konnte, war sie auf und davon . . .

Nachdem Frau Kainnikow mit ihren Kindern vom Kirchhof zurückgekehrt war, lag Allen der Wunsch nahe, ein wenig auszuruhen. Die Armen hatten auf der

viertägigen angestrengten Reise kaum einige Stunden Schlafs genießen können und die Abspannung trat nun mit unwiderstehlicher Gewalt ein.

Marie war in das Schlafgemach hinaufgegangen, um sich zu Bett zu legen. Aber von drüben her aus dem kleinen Fenster des Hoffmannschen Hauses, leuchtete bereits die Lampe auf Heinrichs Arbeitstisch. Das erschöpfte Mädchen mußte sich auf den Stuhl am Fenster niederlassen. Sie stützte den Kopf auf die Hand und starrte hinaus ... Allgemach wurde der Blick matter, die Lider sanken tiefer und tiefer und endlich fiel der Kopf von der Hand auf den Arm. Sie schlief.

Dimitri begab sich hinauf in Wanja's Zimmer, das nun leer stand. Er warf sich auf einen Divan, aber so müde er war, der Schlaf wollte ihm nicht kommen. Es zog ihn hinaus, in's Haus, wo seine Rose blühte.

Die Mutter war noch zurückgeblieben im kleinen Salon. Wiederholt wollte sie sich erheben, aber bleiern schwer lag es ihr in den Gliedern. Sie blieb im Lehnstuhl sitzen. Ein kalter, abweisender Ernst umdüsterte ihre edlen Züge und das dunkle Auge blickte öde und verloren in eine trostlose, unabsehbare Einsamkeit ... Da wurde die Thür leise geöffnet und als Frau Kainnikow aufblickte, flüsterte das Stubenmädchen: sie habe nur sehen wollen, ob die Frau schon schlafe, denn Frau Hoffmann wünsche sie dringend zu sprechen. Einen

Augenblick besann sich Frau Kainnikow, dann stand sie auf und begab sich in den erleuchteten Saal. Sie war auf eine Condolationsvisite gefaßt und wunderte sich nur über die Dringlichkeit.

Als Frau Hoffmann die schwarzgekleidete Gestalt, mit unter der Brust verschlungenen Armen, kalt und ernst auf sich zuschreiten sah, stand sie auf und suchte nach Worten, wie sie ihr dieser Erscheinung gegenüber nothwendig schienen. Der stummen, durch eine Handbewegung ausgedrückten Bitte, den Platz zu behalten, nicht nachkommend, sagte sie mit Würde:

„Verzeihen Sie, daß ich gleich am ersten Tage Ihres Hierseins die Trauer des Hauses zu stören wage. Dimitri ist eben bei uns; ein unseliges Mißverständniß, das er aufdeckte, ließ mich ein Unrecht gegen Sie erkennen, das einzugestehen ich mich beeile.“ Wie sie nun fortfuhr, verlor sich immer mehr die anfangs angenommene Würde und Zurückhaltung und endlich schloß sie, auf Frau Kainnikow zutretend, mit den Worten: „Liebe Frau Nachbarin, kann ich Ihnen das Leid, das Sie betroffen hat, tragen helfen durch Trost und herzliche Freundschaft — weisen Sie mich nicht zurück.“

Frau Kainnikow war auf einen Stuhl gesunken und hatte das Gesicht in ihr Taschentuch gedrückt. Thränen, lang entbehrte wohlthuende Thränen ent-

strömten ihren Augen und lösten alles Leid, das seit lange in ihrem Herzen sich angesammelt hatte. Sie umschlang die sich über sie neigende Mutter Heinrichs und auch hier, wie bei den beiden Freunden, besiegelte ein langer, langer Kuß die Versöhnung.

Heinrich aber und Dimitri standen bereits längere Zeit unbemerkt an der Thür im Saal und der erstere, nunmehr vortretend, ergriff die Hand seiner mütterlichen Freundin, um sie an die Lippen zu führen. Sie zog dieselbe zurück und legte sie ihm auf die Schulter.

„Ach, Heinrich, ich habe schwer, unsäglich schwer dafür gelitten, daß ich Sie für schlecht halten konnte.“ Sie ließ die Hand wieder an ihre Seite zurückfallen und fuhr mit leisgehobenem Blick und tiefbewegter Stimme fort: „Muß es denn gerade jetzt sein! Da sie mich am Sarge des Gatten weiß, erscheint die Freude. Soll es denn immer mein Loos sein, sie nur getrübt zu genießen? Doch was klage ich! Ich danke Euch, Ihr guten Menschen, für den Trost, für den Frieden, den Ihr mir gebracht. Nach Wochen und Monaten werde ich mit einem andern Gefühl mein Auge schließen und wieder erwachen, als dem, daß ich ewig freudlos bleiben soll... Nur mein armes Kind erliegt unter der Last des doppelten Schmerzes. Ich muß auch ihr eine friedliche Nacht bereiten und ein Erwachen voll Trost und Hoffnung auf eine freundliche Zukunft.“

Frau Hoffmann und Heinrich wollten sich verabschieden.

„Ach nein, bleiben Sie noch. Gewiß schläft auch sie noch nicht. Ich kehre gleich zurück.“

Sie ging. Nach wenigen Minuten erschien sie mit einem Licht in der Hand und winkte der kleinen Gesellschaft, ihr zu folgen...

Wie wir sie verlassen hatten, in derselben Lage ruhte noch Marie. Ein glückseliges Lächeln spielte in den Grübchen der leisgerötheten Wangen, während volle große Thränentropfen der Schlafenden durch die geschlossenen Lider quollen. Sie träumte. Es war im Garten, an einem Sommerabend. Sie saß an der Seite der Mutter und ruhte mit dem Kopf sanft und weich an deren Brust. Die Mutter glättete ihr das Haar und tröstete sie. „Ich habe ihm Unrecht gethan und Dir Weh bereitet. Er ist treu, er liebt Dich,“ sagte die Mutter. — „Ich wußte es wohl.“ Die Lippen der Schlafenden bewegten sich und ihre Thränen quollen reichlicher. „Er wird gleich da sein,“ sagte die Mutter wieder. Marie fuhr zusammen und setzte sich mit weitgeöffneten Augen aufrecht. Sie war erwacht: vor ihr stand Heinrich.

## Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Vor einem massiven Gebäude, einem großen öffentlichen Garten gegenüber, steht unruhig trampelnd eine Anzahl junger Leute auf dem hartgefrorenen Schnee des Trottoirs. Die Meisten sind in gute Pelze gehüllt und tragen kleine, mit schwarzem Seidenzeug überzogene Mützen, doch so, daß ein schmaler rother Rand coquet aus dem Futteral hervorguckt. Hoch über dem Eingang des Gebäudes prangt die Inschrift: Polytechnicum; unten, über dem Eingang zum Keller steht in kleinerer Schrift: Restauration.

„Wer fährt mit?“ fragt Einer aus der Gruppe, ein Jüngling von genial flottem Aeußern, dessen Gesichtszüge lebhaft an die des Domainenhofspräsidenten erinnern. „Ich bin quasi geladen.“

Es schien Niemand mitfahren zu wollen.

„Ich bezahle den Fuhrmann — wer fährt mit?“ frägt er nocheinmal.

„Ich, ich, ich!“ kam es von verschiedenen Seiten. Fuhrleute standen in der Nähe. Der Quasigela-

dene setzte sich mit zwei Commilitonen auf den Sitz des Schlittens, einer stieg auf den Bock und zwei stellten sich hinten auf den Tritt. Ein Siebenter, der im Augenblick, wo die Pferde anzogen, sich noch auf den äußersten Rand des Sitzes hinaufschwang, wurde mit leichter Mühe und der Bemerkung: „im Namen des Thierschutzes" abgestoßen.

„Zum russischen Kirchhof!" rief man dem Fuhrmann zu....

Der jüngste Lehrling des Kainnikowschen Magazins schloß um dieselbe Zeit (es mochte 2 Uhr Nachmittags sein) die eisenbeschlagene Thür des Ladens und händigte den Schlüssel dem älteren Commis ein, der inmitten des übrigen großen Geschäftspersonals dabei stand.

„Fuhrmann, Fuhrmann!" riefen die Commis. Sie mietheten drei Schlitten.

„Wohin?" fragten die Fuhrleute.

„Zum russischen Kirchhof!"

Auch die Lehrlinge zerstreuten sich und suchten Fuhrleute, und wo sie guten deutschen Bekannten begegneten, raunten sie ihnen etwas zu und man fuhr auf gemeinschaftliche Kosten hinaus:

„Zum russischen Kirchhof!"...

In der Börsenconditorei ist es gedrängt voll. Es kommen noch immer Herren hinzu, die sich der einen

oder der andern Gruppe anschließen und sofort zu wissen scheinen, was dort besprochen wird. Die Unterhaltung ist überall eine lebhafte, aufgeregte. Man hat die Pelze gar nicht abgelegt, sondern scheint jeden Augenblick zum Aufbruch bereit sein zu wollen. Endlich entfernt sich eine Gruppe, in der wir drei von den Journalisten aus unserem zehnten Kapitel wiedererkennen: den Gespannten, Julius und den Rothen. Sie steigen in den Schlitten, der vor der Thür hält.

„Zum russischen Kirchhof!"

Diese Gruppe schien das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch gegeben zu haben. Alles drängte sich hinaus. Die Fuhrleute wurden vergriffen. Ueberall hieß es:

„Zum russischen Kirchhof!"

Was war der Grund dieses allgemeinen Zuges zum russischen Kirchhof? Doch wohl nicht allein die Beerdigung Kainnikows, die heute stattfinden sollte? Nein, aber S. H. Eminenz, der Erzbischof von Riga und Mitau, hatten dem jungen Kainnikow mit auffallender Bereitwilligkeit die höchstselbst zu haltende Leichenrede zugesagt, und S. H. Eminenz waren seit einigen Tagen in aller Leute Mund. Die „Moskwa" hatte nämlich vor einigen Tagen ein Sendschreiben S. H. Eminenz gebracht, das, an „alle lieben Rechtgläubigen" der Eparchie Riga und Mitau gerichtet, eine, gegen einen simu-

lirten Angriff gerichtete, leidenschaftliche Vertheidigung der griechisch-russischen Kirche auf Kosten der lutherischen Kirche in den Ostseeprovinzen enthielt. Die erste ungeheure Aufregung darüber äußerte sich in der Zeitungsredaction, als dem Ort, wo die „Moskwa“ am frühesten eintraf. Das Schriftstück wurde sofort übersetzt und abgedruckt, kam aber, roth und dick in's Kreuz durchstrichen, vom Censor mit der Randbemerkung zurück: „deleatur, um die Gemüther nicht aufzuregen.“ — Aber schon bedurfte es dessen nicht mehr. Wenige Stunden später traf die „Moskwa“ auch in der Börsenconditorei ein. Spät Abends noch standen immer neue Zuhörer um neue Uebersetzer des die protestantische Kirche aufs Gröbste beleidigenden Hirtenbriefes. Tags darauf kannte Jedermann, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, den Inhalt. Der lutherstolze Patrizier in der Musse blickte finster; der lutherbegeisterte Meister im Gewerbeverein schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirrten; das Consistorium gab der immer höher und höher steigenden allgemeinen Aufregung Ausdruck in einer Klageschrift nach Petersburg.

So standen die Sachen, als sich heute die Nachricht verbreitete, der Erzbischof werde am Sarge Kainnikows — dessen Name stadtbekannt war — die Leichenrede halten. Jeder wollte ihn sehen, den Beleidiger hören, sich überzeugen, wie weit derselbe bei dieser Gelegenheit, wo ein

ansehnliches Gefolge von Deutschen vorauszusehen war, gehen würde. Daher der allgemeine Zug zum russischen Kirchhof.

Kopf an Kopf, selbst die Vorhalle ausfüllend, stand die Menge in der geräumigen Kirche. Unten am Sarge sehen wir die Familie des Verstorbenen, Hoffmann's, den Präsidenten und den quasigeladenen Polytechniker. Sein Gefolge hat in der Nähe der Ausgangsthür Posto gefaßt, wo auch ein dichter Knäuel jugendlicher Negotianten steht. Hier und da bemerkt man Polizisten und am Ausgange vier Gensdarmen.

Die Todtenmesse begann. Viele der Anwesenden bekreuzten sich fortwährend, — die Meisten thaten es nicht: es waren Protestanten. Nun trat der Erzbischof im Ornat aus dem Allerheiligsten. Die todmüde, weltentsagende Maske war gefallen; was sollte sie vor dieser Versammlung! Wie ein alter aufgestörter Löwe stand er, auf den Krummstab sich stützend, auf der Estrade, den schönen Kopf mit dem grauen wallenden Haupthaar, bedeckt mit der diamantenbesäeten Tiara, stolz zurückgeworfen. Er begann, die sonore Stimme ruhig ausklingen lassend, inmitten des tiefsten, erwartungsvollsten Schweigens:

„Rechtgläubige Brüder und Schwestern! Vor uns liegen die irdischen Ueberreste eines Mannes, dem die Glocken der verfolgten rechtgläubigen Kirche dieses Lan-

des ein tiefes, klagendes „Wehe um ihn!“ nachrufen, eines Mannes, dessen Seele sich zu Gott geflüchtet hat, Schutz suchend vor den fremden Eindringlingen“ — er warf einen Blick auf Hoffmann und den Präsidenten — „die ihm die Herzen seiner rechtgläubigen Gattin, seiner rechtgläubigen Tochter, seines rechtgläubigen Sohnes abwendig gemacht und entfremdet haben, Ruhe suchend vor dem fremden, nicht rechtgläubigen, falschen Treiben in seinem Hause, das die Fremden in ein protestantisches verwandelt haben! Vor uns liegt die irdische Hülle eines Mannes, dessen Geist hinaufgestiegen ist zum Himmel, wo nur rechtgläubige Seelen ihn umgeben, wo kein lutherischer Dränger ihn stört . . .“

Eine allgemeine Bewegung, einzelne unarticulirte Laute gewaltsam unterdrückter Entrüstung folgten diesen Worten. Aber die Stimme nur noch hebend, fuhr der Prälat fort:

„Rechtgläubige Brüder und Schwestern! Ihr hört, die dräuende Bewegung Derjenigen, welche die Heiligkeit Eures Tempels nicht achten, sind ihrer gleich nicht mehr, als hinreicht, um dem großen rechtgläubigen Volk stillschweigendes Mitleid einzuflößen! Ihr seht wie sie sich brüsten in ihrem Glaubenshochmuth, ist ihr Glaube gleich nichts mehr als der Wahn eines Wittenberger Mönchs . . .“

Das Innere eines Gotteshauses übt eine große Gewalt aus auf die Gemüther. An jedem andern Orte hätte die zahlreich anwesende deutsche Jugend den Lästerer Luthers nachdrücklich zum Schweigen gebracht, hier aber drängte es sie nur hinaus in's Freie, still, an sich haltend, bemüht, die Todtenfeier durch nichts zu stören. Aber außerhalb der Mauer des Kirchhofs, vor der festen Kalesche, an die vier rabenschwarze Pferde — je zwei und zwei voreinander — gespannt waren, bildete sich eine unruhige Gasse, und als der Prälat nach einer Viertelstunde in seiner schwarzen Mönchstracht, unterstützt von zwei Geistlichen, erschien, um in den Wagen gehoben zu werden, da lachte Jemand aus der Schaar der Umstehenden, ihm nach ein Zweiter, ein Dritter — und ehe noch die zu Pferde gestiegenen Gensdarmen den Schwarm zersprengen konnten, brach ein allgemeines Hohngelächter aus. Der in der Kirche unterdrückte Zorn hatte sich mittlerweile gelegt, nur Spott war übrig geblieben. Gensdarmen vorn, Gensdarmen hinten, der Prälat in der Mitte — so ging es in schnellem Trabe davon.

Aber auch die laute Jugend eilte, ihre Schlitten zu erreichen, denn schon nahte ein compacter Haufen fanatisirter Männer und Weiber, die „verfluchten Deutschen" zur Hölle zu schicken, wohin sie gehörten. Man durfte es nicht darauf ankommen lassen: man

befand sich in der gefährlichsten Gegend der russischen Vorstadt.

Dimitri Kainnikow schickte mit nächster Post eine Beschwerde nach Petersburg, in welcher er den unerhörten Amtsmißbrauch des Erzbischofs, der eine Todtenfeier durch persönliche und politische Ausfälle entweiht hatte, ausführlich darstellte.

Ein den Vorfall äußerst delikat behandelnder localer Artikel wurde, diesmal ohne jede Randbemerkung des Censors, einfach gestrichen.

# Dreiundzwanzigstes Kapitel.

In der Frühe eines sonnenfreundlichen Maimorgens, während das Stubenmädchen und der alte Matwei geschäftig sich rührten, den großen Saal im Kainnikowschen Hause, der alle Spuren einer Abends vorhergegangenen Festivität trug, zu säubern und zu lüften, drangen aus dem kleinen Salon lang vermißte, freuderauschende Accorde durch die geöffnete Glasthür in den lauschigen Garten und machten die kleinen Sänger in den munter grünenden Zweigen stutzig.

Was hatte die Festivität zu bedeuten gehabt, was bedeuteten die freuderauschenden Accorde? „Ich will nicht hoffen," wird der Leser denken, „daß die Hochzeit bereits gewesen ist?" Nein, lieber Leser! und wenn Sie erlauben, sollen die Ereignisse des gestrigen Tages in diesem Kapitel, freilich nur ganz kurz, noch Aufnahme finden.

Heinrich war bei dem ersten Wiedersehen nach langer schmerzlicher Trennung Herr seiner selbst geblieben. Er achtete zu sehr die Gefühle der Trauer um den Da-

hingeschiedenen, als daß er Marie auch nur für Augenblicke in denselben zu stören gewagt hätte, und wenn er im Laufe der Zeit es für seine Pflicht hielt, Frau Kainnikow seine Liebe zu Marie offen zu gestehen, so war er es wiederum selbst, der sie dringend bat, ihm den spätesten Termin zu setzen, wo er formell um die Hand der Tochter würde werben dürfen. So waren Monate darüber hingegangen und der Frühling war endlich auch in's Ostseeland gekommen und mit ihm ein Gast, den wir aus brieflichen Mittheilungen bereits kennen: Herr von Sonnen.

Herr von Sonnen gab gestern Vormittag, es war am ersten Sonntag im Mai, völlig unvermuthet und unerwartet seine Karte bei Kainnikows ab, so daß Frau Kainnikow den in jeder Hinsicht noblen jungen Mann mit einiger Verlegenheit empfing. Er war auf einer Reise in den Ural, wenn möglich in den Altai begriffen, während seine Abschweifung in die Ostseeprovinzen, wie er sagte, dem Interesse galt, das er schon in der Jugend für die alte Hansestadt Riga gehegt hatte. Marie's Mutter durfte hier nicht länger mit einer Mittheilung zögern, mit der sie den jugendlichen Gentleman, der so bescheiden und beharrlich lieben konnte, von Herzen gern verschont hätte. Sonnen, als er die Nachricht, Marie sei inzwischen Braut geworden, vernahm, veränderte ein wenig die Farbe und rang eine

Zeit lang mühsam nach Worten. Das stillschweigende ehrliche Geständniß jedoch, daß Marie ihn ja keinen Augenblick lang hatte glauben lassen, sie erwiedere seine Neigung, gab ihm bald seine Unbefangenheit wieder und ungezwungen und verbindlich nahm er eine Einladung zum Mittagsessen an.

Die Folge dieses Besuchs waren weitere Einladungen Frau Kainnikows an die Familien des Präsidenten und Heinrichs und an diesen außerdem ein Billet nachstehenden Inhalts: „Lieber Heinrich! heute können Sie officiell um Marie anhalten."

Dimitri saß bei Heinrich und berichtete ihm über die nunmehr gänzlich erledigten Geschäfte, die der Tod des Vaters nothwendig gemacht hatten, als das Billet ankam. Der Inhalt wurde gemeinschaftlich gelesen und die Wirkung war, daß die Freunde zehn Minuten später einander im Frack auf der Straße begegneten: Heinrich auf dem Wege zu Kainnikows, Dimitri auf dem Wege zu Hoffmanns. Dimitri lachte laut auf. Klopfenden Herzens trat Heinrich, nachdem er einige Secunden unruhig im Saal gewartet hatte, in den Salon: Auch hier schien Niemand zu sein. Er machte ein paar Schritte, als Marie plötzlich hinter dem kleinen Flügel helllachend auftauchte. Sie war wieder das sorglose, heitere, muthwillige Kind. Beim Anblick des feierlichen Ernstes Ihres Geliebten verstummte sie

jedoch und senkte, ahnungsvoll erröthend, die Augen nieder. Im nächsten Moment hatte Heinrich sie an sich gezogen — ihre Lippen fanden sich unbewußt. Im Wonnerausch des ersten Kusses sah und hörte Keiner von ihnen die hereintretende Mutter, bis diese, unfähig ihre Bewegung länger zurückzuhalten, mit dem Ausruf „meine Kinder!“ Heinrich und Marie in ihre Arme schloß. Die Leidenschaft, mit der sie das that, bekundete, daß in ihrem einsamen, geduldig ausharrenden Dasein die Stunde endlich gekommen war, die sie hold und glückselig anlächelte. Und wieder hatten nun die Drei nicht bemerkt, wie Emilie und Dimitri, begleitet von Frau Hoffmann, in den Salon getreten waren.

„Liebe Mama, es wartet noch ein Paar auf Deinen Segen.“

Frau Kainnikow sah den Sohn, sah die verschämte Braut an. Es war nicht anders: sie machten Ernst....

Im Saal war Louise in Gesellschaft des kleinen Wanja zurückgeblieben, der, wie man sich leicht denken kann, sein altes Zimmer im Hause wieder bezogen hatte. Mit ihm plaudernd, konnte Louise ungehindert sich vergegenwärtigen, was soeben im Salon vorging. Auch ihre Zeit werde kommen, dachte sie. Fünf Jahre müsse sie zwar noch warten bis Er ausstudirt habe, aber warum auch nicht: sie sei ja erst 16 und Er 19.

„Der Präsident wird auch hier sein," plauderte Wanja.

„Wenn Er doch auch geladen wäre!" dachte Louise.

„Matwei hat eine ganze Kiste Champagner aufgemacht," sagte Wanja.

„Ach, und Er schwärmt für Champagner!" dachte Louise.

Da ging die Klingel, und aus dem Salon traten die glücklichen Mütter mit ihren glücklichen Kindern, und aus dem Vorzimmer Polli, der Präsident und sein Sohn — derselbe quasigeladene Polytechniker, den wir vor vier Monaten kennen lernten. Die Präsidentin ließ sich entschuldigen. Man beachtete während der Begrüßung und Vorstellung weder des ehemaligen Primaners Verlegenwerden, noch Louisens Erröthen. Nun erschien auch Herr von Sonnen. Die herzliche Freude, mit welcher der muntergelaunte Dimitri ihn umarmte und Marie ihm die Hand reichte, stimmte ihn gerecht und versöhnlich, und ohne Neid konnte er das Glück der Liebenden betrachten. Bald hatte er sich mit Heinrich in ein Gespräch vertieft und darüber vollständig vergessen, daß der, mit dem er sich unterhielt, sein begünstigter Nebenbuhler war.

Bei Tisch saß er neben Polli. Er war doch in einer Art boshaften Stimmung, in einer Stimmung à la revanche. Er hätte viel darum gegeben, gelänge

es ihm, Einer ihres Geschlechts das anzuthun, was sie ihm angethan hatte. Polli glich ihr zwar wenig, — sie hatte nicht, wie Marie, so herrliches aschblondes Haar, war nicht so allerliebst klein und niedlich und mit lachenden Grübchen in den Wangen — aber sie war mit ihrer hohen Gestalt von künstlerisch vollendeten Formen, mit dem schmalen Gesicht und der etwas langen, aber feinen Nase, mit ihrem dunklen Blick, der etwas Schmelzendes hatte, doch schön und ein würdiger Gegenstand der Revanche. Allein mit jeder von ihr fein erwiederten Malice, mit jedem geistreich zurückgegebenen Bonmot, vergaß Hans von Sonnen nach und nach seine Vergeltungsabsichten und bald lag ihm nur noch daran, daß sie sich in seiner Gesellschaft amüsire und merke, wie wohl er sich in ihrer Gesellschaft fühle.

Die Gesundheiten der Verlobten waren ausgebracht; man hatte sich in animirter Stimmung in den Saal zurückgezogen; der vielbeschäftigte Präsident war gegangen; auf Wunsch des Polytechnikers, welchem Wunsche auch Louise sich anschloß, hatte Wanja es übernommen, die Beiden in den Garten zu führen und ihnen Marie's Rehpaar zu zeigen; es war endlich Abend geworden — und immer noch finden wir Sonnen an Polli's Seite, sie bei der Promenade im Saal, beim Gesang am Clavier begleitend und ihren in der That

schönen Alt, dem er sogar den Vorzug vor Marie's Stimme, die nur einen Sopran besaß, gab, preisend. Allen war die Zeit wie im Fluge vergangen und man wollte immer noch ein Stündchen beisammen bleiben. Endlich mahnte die vorgerückte Zeit zum Aufbruch.

„Liebes Matweichen," sagte Marie russisch zum alten Diener, der der Gesellschaft beim Hinausgehen leuchtete, — „stelle den Leuchter doch hierher und bitte Dir von Mamachen mein weißseidenes Tuch aus." Matwei lief davon. Heinrich war der letzte unter den Hinausgehenden. „Ich hab' Dir was in's Ohr zu sagen, Heinrich." Statt dessen gab sie ihm einen herzlichen, kräftigen Kuß. Matwei eilte mit dem Tuch herbei. Sie band es Heinrich um den Hals und lief, nachdem sie ihre beiden Hände mit Geschwindigkeit an seine Wangen gedrückt hatte, in's Zimmer. Matwei schmunzelte, als er die Hausthür schloß: er hatte es doch bemerkt.

Das beseligende Gefühl, das Marie bei dieser kleinen Abschiedsscene empfunden, versuchte sie nun heute, in der Frühe des sonnenfreundlichen Maimorgens, in ihr Spiel hineinzulegen — und darum die freuderauschenden Accorde.

Aber die Sonne, je höher sie stieg, verschwand immer häufiger hinter dunklen Wolken; die kleinen Sänger in den Zweigen, die so lustig begonnen hatten, verstummten allmälig; Marie hatte zuletzt nur mit der

einen Hand ganz leise angeschlagen und nun sank auch diese ihr in den Schooß. Mittag war vorüber, der Himmel schwarz überzogen. Marie saß mit einer Handarbeit schweigend im Visitenzimmer am Fenster und erwartete Heinrich, der versprochen hatte, nach Schluß der Bureaustunden auf einen Augenblick vorzusprechen. Aber die gezählten Minuten wuchsen bald zu einer halben, zu einer ganzen Stunde nach der verabredeten Zeit an und Heinrich erschien immer noch nicht. Eben wollte Marie sich erheben, um irgend etwas zu beginnen, was die aufsteigende Unruhe in ihr verscheuchen konnte, als Polli zu ihr in's Visitenzimmer trat. Sie hatte weder Shawl noch Hut abgelegt und sah zum Erschrecken verstört aus.

„Polli, was hast Du!“ rief Marie, der Freundin Hand ergreifend.

Bei diesen bestürzt ausgerufenen Worten trat Frau Kainnikow aus dem Salon und mußte beim Anblick der jungen Dame, die alle Gegenwart des Geistes verloren zu haben schien, auch ihrerseits ausrufen: „Fräulein, was ist Ihnen widerfahren!?“

„Papa und Hoffmann haben ihre Stellen verloren,“ sagte die Tochter des Präsidenten tonlos.

„Nicht möglich! — Wie ist das zugegangen?“

„Mein armer Vater — ihn so zu behandeln!“

„Und Heinrich — wie hat man ihm so begegnen dürfen!“ rief entrüstet Marie.

„Papa war heute Vormittag, nichts ahnend, auf's Bureau gegangen. Aus den Händen seines Nachfolgers selbst mußte er seine Versetzung — ich weiß nicht in ein Wolgagouvernement entgegennehmen! Ach, und wem hat er Platz machen müssen! Es ist ja der mit Herrn Kainnikow bekannt gewesene Lehrer Sarafanow, von dessen Agitationen gegen die Deutschen Papa uns oft erzählt hat.“

„Gott!“ rief Marie, — „und diesem Menschen hat auch Heinrich weichen müssen?!“

„Mit empörender Rücksichtslosigkeit ist er gegen die an ihren Tischen zum Theil ergrauten deutschen Beamten aufgetreten. Seine russische Antrittsrede soll mit den Worten begonnen haben: „Der Domainenhof ist eine kaiserlich russische Behörde, und so lange das Vertrauen währt, das die Regierung in mich setzt, werde ich von den Beamten dieser Behörde fordern, daß sie sich im schriftlichen wie im mündlichen Verkehr als russische Beamte bethätigen.“ Und als Hoffmann wenige Minuten nachher zu meinem Vater, der von seinen Beamten Abschied nahm, ein paar deutsche Worte sprach, und der neue Präsident zufällig vorüberging, rief dieser ihm zu: „Herr Obersecretär, ich habe Ihnen schon einmal gesagt, was ich von meinen Beamten fordere!“

„Empörend!“ rief Marie zornerregt, — „und Heinrich, was sagte Heinrich?“

„O, der hat wie ein echter Freund zu meinem gedemüthigten Vater gestanden und an seiner Seite den Saal verlassen mit den Worten: „Damit Sie, Herr Sarafanow, kein Recht haben, es mir noch einmal zu sagen, nehme ich hiermit meinen Abschied.“

„Brav, brav!“ jubelte Marie.

„Aber es ist doch schrecklich,“ fuhr Polli fort, „so unvorbereitet überfallen und vor die Alternative gestellt zu werden: entweder in die Wolgagouvernements überzusiedeln oder als Geheimrath mit einer kaum nennenswerthen Pension sich in den Ruhestand setzen zu lassen, wo es gilt, eine große Familie zu erhalten, noch unerwachsene Kinder zu erziehen. Wie schwer es auch dem Vater fallen wird, er wird natürlich das letztere wählen, denn dort an der Grenze von Asien — was sollen wir dort?“

Sie stand auf.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, daß ich Sie mit unseren Familienangelegenheiten incommodire — aber ich mußte Jemand aufsuchen, zu dem ich sprechen konnte — mein Herz war zum Zerspringen voll.“

Frau Kainnikow zog die junge Dame, deren Augen sich plötzlich mit Thränen füllten, gerührt an sich und sprach ihr Trost und Muth zu.

„Liebe Polli,“ sagte sie, „mein Lehrer, Heinrichs Vater, hat mich den Spruch eines weisen Griechen gelehrt, dessen ich mich bei dieser Gelegenheit erinnere; er lautet: es ist immer gut wie es ist. Es klingt paradox und tröstet nicht immer, aber es liegt unendlich viel Gottvertrauen darin. Schenken Sie uns nur ferner Ihre Freundschaft und wir wollen schon tapfer zusammenhalten in Leid und Freud.“

„Meine arme Mutter! Es war ein Glück, daß, als Herr von Sonnen heute bei uns Visite machte, sie noch nichts von dem Unglück wußte, das unsere Familie betroffen hat. Jetzt ist sie trostlos — ich muß wieder zu ihr.“

Nachdem Polli gegangen war, sagte Frau Kainnikow:

„Ich werde dem Director des Polytechnicums ein Stipendium von 500 Rubel jährlich für den Sohn zusichern, damit er unabhängig von der Familie leben kann.“

„Du bist doch immer mein gutes Mamachen,“ schmeichelte Marie, indem sie die Mutter umfaßte und sich an sie schmiegte. „Nun laß uns aber auch Heinrich Trost bringen. Er wird sich die Sache am Ende wieder so zu Herzen nehmen, wie damals, als ihm dieser garstige Mensch, der Sarafanow, dieselbe Stelle schon einmal abintriguirt hatte. Komm', komm', liebe

Mama," fuhr sie immer unruhiger fort, „es hat gewiß nichts Gutes zu bedeuten, daß Heinrich noch nicht hiergewesen ist."...

Nach einem mehrstündigen Spaziergang im Freien war Heinrich äußerlich ruhig zu Hause angelangt. Peinliche Fragen von sich abzuwenden, speiste er möglichst unbefangen im Kreise der Seinigen zu Mittag, und begab sich dann, Müdigkeit vorschützend, hinauf auf sein Zimmer. Der alte abgebrauchte Sessel, der ihm schon früh ein Sorgenstuhl geworden war, nahm ihn in seine Arme, und an die Frage: was nun beginnen? begann das Netz der Ausgangslosigkeit aus der verzweifelten Lage sich zu knüpfen. Als Bräutigam eines reichen Mädchens unselbstständig dazustehen — das war der schrecklichste Gedanke, an diesem blieb er hängen. Endlich stand er auf, ging einige Mal im Zimmer auf und ab, setzte sich dann an den Tisch und schrieb:

„Meine Marie! Eine Intrigue, welcher der Präsident heute zum Opfer gefallen ist, hat auch mich um meine Stellung gebracht. Du bist stolz auf mich, sagtest Du mir gestern. Das erhebende Bewußtsein dessen will ich mir erhalten. Als fahrender Schüler Dein Bräutigam heißen, hieße Dich beleidigen. Aber hier hast Du mein Wort: in vier Wochen habe ich mir eine neue Stellung in der Ge-

sellschaft geschaffen und dann werde ich Dir wieder stolz und frei in die lieben guten Augen blicken, mit der manneswürdigen Aussicht, Dich in ein selbstgegründetes Daheim zu führen. Dein Heinrich."

Er siegelte diesen Brief in ein Couvert, adressirte es an Marie und wurde nun ruhiger.

Mittlerweile war unten großer Familienrath. Man berieth, nachdem Frau Kainnikow den Sachverhalt erzählt hatte, flüsternd über die geeigneten Mittel, Heinrich für den Verlust des Secretariats durch eine neue ähnliche Stellung zu entschädigen. Man rieth hin und her, und verfiel selbst auf komische Auskunftsmittel. Marie z. B. schlug vor, Heinrich müsse mit ihr und der Mutter reisen. Zuletzt glaubte Dimitri etwas gefunden zu haben. Der Pächter eines bedeutenden Krongutes in Livland hatte ihm vor einiger Zeit die noch für zwölf Jahre währende Pacht des Gutes angeboten. Heinrich könne ja die Pacht erwerben, bis das Güterbesitzrecht zu Gunsten aller Stände demnächst freigegeben sein würde. Dieser Vorschlag fand bei allen Berathenden Beifall und Dimitri wurde beauftragt, hinaufzugehen und Heinrich zur Annahme geneigt zu machen...

„Mit ihm ist nichts anzufangen," sagte unmuthig Dimitri, nach einer halben Stunde wieder zu der un-

geduldig harrenden Gesellschaft zurückkehrend und Marie einen Brief überreichend.

Mit zitternden Händen riß sie das Couvert auf, überflog die wenigen Zeilen und fing an bitterlich zu weinen.

„Lies nur, lies, was er schreibt!" rief sie schluchzend und der Mutter den Brief einhändigend.

Frau Kainnikow, nachdem sie gelesen, begab sich schweigend hinauf....

„Heinrich! warum nehmen Sie unsern Vorschlag nicht an?"

Er hatte die Eingetretene nicht gleich bemerkt; als sie schnell auf ihn zutrat, stand er auf, küßte ihre Hand, sagte aber fest: „Ich kann nicht."

„Aber, lieber Heinrich, das heißt denn doch das Zartgefühl auf die Spitze treiben. Ihnen gehört nun einmal ein Vermögen; ob Dimitri oder Sie es verwalten, kann Ihnen in so fern nicht gleichgiltig sein, als Sie dem ohnehin mit Geschäften Ueberbürdeten die Mühen und das Risico der Verwaltung ersparen."

„Das hat mir auch Dimitri gesagt, aber mich sogleich verstanden, als ich ihm meine Gründe nannte."

„Welches sind diese Gründe?"

„Erlassen Sie mir die Wiederholung derselben, gnädige Frau — genug: ich kann nicht. Aber wenn Sie, wie ich vermuthe, meine Worte an Marie gele-

sen haben, werden Sie finden, daß meine Ruhe, meine Selbstachtung nicht zu theuer erkauft sind mit höchstens vier Wochen Geduld.“

„Gewiß, Heinrich; wie ich, so wird auch Marie das einsehen, wie sehr sie jetzt auch noch weint und die Hände ringt...“

Heinrich machte einen hastigen Schritt zur Thür.

„Bleiben Sie noch einen Augenblick. — Gewiß werden die vier Wochen mit Geduld sich ertragen lassen; aber dann, wenn Sie ein neues ähnliches Amt bekleiden und ein neuer Sarafanow auftaucht mit gleichen Forderungen — was dann? Warum nicht lieber gleich jetzt diesem Staatsdienst, für den man nicht tüchtige, gewissenhafte Beamte, sondern Russen braucht, für immer den Rücken kehren? Wie oft soll denn noch Marie darunter leiden?“

Sie legte ihre Hand auf Heinrichs Schulter und fuhr mit tiefer Bewegung fort: „Du bist ja nun mein Sohn, so gut wie Mitja — mein Kind, so gut wie Marie. Wenn Jemand, so bin ich es, die in Dir den treuen Hüter stolzen Mannesbewußtseins hochachtet, und ich kann nichts verlangen, was dies Bewußtsein kränken könnte. Ja, es ist Deiner würdig und es erfüllt mich mit Stolz, wenn Du sie heimführen willst in ein selbstgegründetes Haus — aber, Heinrich, baue es nicht auf dem Boden, den Dir die Sarafanows, die

sich mehren werden wie Unkraut, unterwühlen könnten, wie sie das Haus unseres Freundes, des Präsidenten, unterwühlt haben, bis es zusammenstürzte. — Ich will das Gut pachten, Heinrich, und Du sollst mein Verwalter sein. Da hast Du ja Gelegenheit, indem Du mein Vermögen mehrst, aus eigener Kraft und eigenem Verdienst Dir ein Daheim zu gründen, das vorläufig Platz haben wird für Dich und Dein Weib, und das dann ja ausgebaut werden kann — für die alte Großmama."

Eine Umarmung, ein Kuß war die Antwort.

---

## Vierundzwanzigstes Kapitel.

Wie plötzlich auch und unerwartet Sarafanow auf dem längst ersehnten Tummelplatz der nationalen Politik, im Domainenhof, und zwar als dessen Chef erschien, gewisse lettische Vordermänner in Livland hatten davon doch Wind bekommen. Ihre Quelle sprudelte in Moskau. Die bei den „drei großen Patrioten" in Moskau Handlangerarbeit verrichtenden lettischen Parteigänger waren es gewesen, denen man die rechtzeitige Mittheilung verdankte, daß mit dem Erscheinen Sarafanows die Landvertheilung, vorläufig auf den Domainen der Ostseeprovinzen, ihren Anfang nehmen werde. Halbdeutsche Pächter der Krongüter, auf gutem Fuß mit jenen Vordermännern stehend, beeilten sich nun, ihre Contracte zu cediren, da sie ja wußten, daß der neue Domainenhof stillschweigende ministerielle Vollmacht besaß, von den verpachteten Krongütern so viel Land zur Vertheilung an Bauern abzusondern, als ihm nöthig scheinen werde, und zwar ohne Rücksicht auf die Contracte.

Einem solchen Pächter war Dimitri Kainnikow in die Hände gefallen. Im Auftrage seiner Mutter hatte er den Handel geschlossen, und es galt nur noch die Formalität der obrigkeitlichen Cedirung des Pachtcontractes. Der heutige Vormittag war dazu bestimmt.

Nachdem Dimitri seinen Freund Sonnen, der heute seine Uralreise antrat, zum Bahnhof begleitet und von ihm „auf Wiedersehn bis zum Herbst" Abschied genommen hatte, begab er sich in den Domainenhof und äußerte seine Wünsche. Man wies ihn in das Cabinet des Chefs. Dimitri glaubte irre gegangen zu sein, als er die Thür öffnete. Eine athembenehmende dicke Thranluft drang ihm entgegen. Auf dem eleganten Divan, in den Lehnstühlen, die Füße mit den thrangetränkten Stiefeln unter den Sitz gezogen, saßen Bauern, schlichte Letten, deren ganzes Wesen auszudrücken schien, daß sie nicht begriffen, wie sie dazu gekommen seien. Ihre städtischen Geschäftsführer, d. h. Letten von äußerlich deutschem Zuschnitt, der deutschen, lettischen und russischen Sprache mächtig, fähig, Bittschriften und Adressen abzufassen, mit einem Wort die Mantelträger der lettischen Parteigänger in Moskau, waren um sie bemüht. Die Anwesenheit seines Cedenten und Sarasanows selbst, der vor einem großen, mit Actenstößen bedeckten Tisch stand und mit einem Vordermann conferirte, belehrte jedoch den Eintretenden, daß er sich

in der That im Cabinet eines Domainenhofspräsidenten befand.

Sarafanow war derselbe geblieben, wie wir ihn vor acht Monaten gesehen; nur der Rock des Ministeriums der Volksaufklärung war gegen den des Domainenministeriums vertauscht worden: blau gegen grün. Als er den jungen Mann erblickte, der noch vor wenigen Tagen seine schriftliche Anfrage: ob man auf des verstorbenen Vaters Beiträge zum Besten der Brüderschaft auch ferner werde rechnen können, entschieden verneint hatte, da wurde sein farbloses Gesicht gallig, und dem Verräther der nationalen Sache den Rücken kehrend, fuhr er fort, mit dem Vordermann zu conferiren.

„Ich habe einen gekauften Contract bestätigen zu lassen," sagte Kainnikow, seine Papiere auf den Tisch legend.

„Bitte zu warten."

Dimitri lächelte.

Nach einigen leeren Phrasen, die der Vordermann indessen mit wichtiger Miene anhörte, wandte Sarafanow sich endlich um.

„Ich werde in dem cedirten Contract einiges ändern lassen," sagte er.

„Wie meinen Sie das?" fragte Kainnikow.

Der Domainenchef entfaltete einen bereit liegenden Plan.

„Dieses Stück hier, etwa sechs Dessjatinen, behält der Domainenhof sich vor.“

„Mein Herr Cedent, Sie haben meiner Auftraggeberin den Contract doch so, wie er vorliegt, verkauft?“

Für den Herrn Cedenten, der nur mit den Achseln zuckte, antwortete Sarafanow, daß es damit seine vollständige Richtigkeit und Kainnikow es jetzt nur noch mit dem Domainenhof zu thun habe, dessen Beschluß laute: die bezeichneten Dessjatinen als Bauernland der Krone zur beliebigen Verwendung vorzubehalten.

Kainnikow mußte einen Augenblick an sich halten, um einen möglichst parlamentarischen Ausdruck für seine Entrüstung zu finden.

„Das ist ja eine offenbare Rechtsverletzung!“ rief er endlich.

„Wenn Sie das glauben, so wenden Sie sich an den Minister — mich aber, bitte ergebenst, tasten Sie in meinen Amtshandlungen nicht an.“

Was sollte Dimitri thun? sich der Willkür dieses Mannes nicht unterwerfen, die halbe Kaufsumme verlieren? Aber Heinrich war ja bereits auf's Gut gezogen, eine bedeutende Summe war in die Wirthschaft gesteckt — ein Rückzug also schon aus äußeren Gründen

unbequem, ganz abgesehen davon, daß Heinrich dadurch in eine neue, für seinen empfindsamen Gemüthszustand gefährliche Calamität gerathen wäre. Man mußte sich fügen.

Monate waren wieder vergangen. Unterstützt von einem alten erfahrenen Inspector finden wir Heinrich in voller Thätigkeit und mit stets wachsender Neigung für die Landwirthschaft. Er arbeitete unverdrossen. Er wollte nicht umsonst den dritten Theil der Einkünfte genießen, die die Pachtung zu tragen versprach, andererseits aber auch weder seiner Pächterin, noch sich selbst durch eine oberflächliche Wirthschaft Schaden verursachen. Da das Gut kaum drei Stunden von der Stadt entfernt lag, so brachte Heinrich die Sonntage regelmäßig mit den Seinigen bei Kainnikows zu, während an Werktagen Marie häufig in Begleitung der Mutter hinausfuhr, des Bräutigams rastlose Thätigkeit zu zügeln, seine kleinen Sorgen zu zerstreuen, oder das Wohnhaus zu bewundern, das aus seiner früheren Verwahrlosung immer schöner erstand. Marie galt bei den Hofsleuten allen Ernstes für eine Prinzessin, denn entweder kam sie mit vollen Händen, mit Gaben zu Nutz und Putz, oder theilte, wenn sie abfuhr, mit vollen Händen ihr Kleingeld aus an Groß und Klein. Es war natürlich, daß die Leute zu ihrem Herrn, den die Prinzessin augenscheinlich liebte, wie zu einem Glücks-

kinde aufschauten, dem man Alles zu Gefallen thun müsse. Und wie das Hofgesinde, so kam ihm auch die übrige Bauerschaft des Gutes mit Liebe und Vertrauen entgegen. Es konnte nicht anders sein bei den liberalen Anschauungen, die Heinrich bereits auf der Hochschule empfangen und im späteren Leben vervollständigt hatte, und die er nun allen seinen Maßregeln und Einrichtungen zu Grunde legte. Und doch sollte das gute friedliche Einvernehmen bald gestört werden.

Die Erntezeit rückte heran, als unter den Bauern des Gutes eine Bewegung entstand, die in ihrem mißtrauischen, arbeitsscheuen, trotzigen Charakter immer größere Dimensionen annahm. An dem Tage, an welchem mit dem Schnitt des Roggens begonnen werden sollte, erklärten die Bauern: sie würden keine Hand anlegen, wenn man ihnen nicht eigenes Land zusicherte. Ueberall sei das schon geschehen. Selbst das Stück Land, das vor Kurzem vom Gute abgetrennt worden, sei jetzt unter Knechte vertheilt, die dafür nichts weiter zu thun brauchten, als in die russische Kirche zu gehen. Das in der nächsten Nachbarschaft gelegene Krongut sei fast vollständig parcellirt und den Domainenbauern als Eigenthum zugesprochen. Sie, Hoffmann's Arbeiter, seien gleichfalls Kronbauern, und sie wüßten nun recht gut, was ihnen zukomme, und wenn man ihnen kein Land geben wolle, würden sie Russen werden und

überall Land erhalten, und das habe der hohe Domainenherr selbst gesagt.

Was war das? Hoffmann, bis dahin nur seinen nächstgelegenen Aufgaben lebend, hatte den politischen Umtrieben rings um ihn her nur wenig Beachtung schenken können. Nun traten sie an ihn selbst heran in ihrer ganzen existenzbedrohenden Ausdehnung. Er ließ vorläufig die strikenden Bauern ruhig bei ihrer Unthätigkeit, forschte nach den nächsten Ursachen der Bewegung und war zwei Stunden später in der Stadt. Die Audienzstunde beim Generalgouverneur hatte noch nicht geschlagen. Hoffmann ging in die Redaction.

Er fand ein paar bekannte junge Edelleute, darunter auch den blonden Diplomaten, im lebhaften Gespräch mit den Redacteuren. Der Gespannte strich seinen Schultze-Delitzsch-Bart fortwährend von unten hinauf und brach von Zeit zu Zeit in ein schallendes Hohngelächter aus; der Rothe saß, mit unter den Sitz geschlagenen Händen, auf einer Fensterbank, accompagnirte, aber mehr gutmüthig, den Chefcollegen im Lachen, und blinzelte beständig mit den kleinen tiefblauen, schalkhaften Augen. Nur der rastlos thätige Julius saß in einem offenen Nebenzimmer und schrieb, trotz des ungeheuren Lärms, hastig an einem Artikel, nach welchem der ewig gereizte erste

Setzer von fünf zu fünf Minuten mit dem stereotypen: „noch immer nicht fertig?“ sich erkundigte.

Heinrich glaubte mit seinem Bericht über die Vorgänge auf dem Pachtgut Erstaunen zu erregen. „O Du Hinterwäldler!“ rief man ihm zu, — „wir haben inzwischen diese und viel ärgere Dinge erlebt, und Du kannst dem Generalgouverneur nichts Neues mehr berichten.“ Er erfuhr nun Folgendes. Der Erzbischof hatte eine Rundreise gemacht und in unzähligen Ansprachen an die Bauern hervorgehoben, daß der Kaiser seinen rechtgläubigen lieben Letten und Esten wohl wolle, daß er Land an sie vertheilen lassen werde, und daß jeder rechtgläubige Lette und Este im Domainenhof darauf Anspruch machen könne. Sarafanow hatte gleichfalls eine große Rundreise gemacht und überall die Worte des Erzbischofs bestätigt. Nach den hohen Reisenden waren die Vordermänner gekommen, hatten sich auf den Erzbischof und den Domainenhof berufen und die Bauern vor sich hergeschoben. „Greift zu, ihr seid die Herren!“ Und da waren fast auf allen Privatgütern, in deren Nachbarschaft Domainen sich befanden, die Bauern aufsässig geworden. Ein großer Theil war mitten in der Arbeitszeit davongegangen, um in einer russischen Kirche, so zu sagen, die Anweisung auf eine Landparcelle sich ausstellen zu lassen. Aber was an mobilem Kronland vorhanden gewesen,

war gleich in den ersten Wochen an die rechtgläubigen Letten und Esten vertheilt worden und nun drängten die mit „Anweisungen“ versehenen Bauern in hellen Haufen nach. Der Domainenhof und das Palais des Erzbischofs waren seit einigen Tagen förmlich belagert und die Getäuschten drohten Gefahr. Die Stadt war in Aufregung. Der Generalgouverneur hatte Schlimmes vorausgesehen und sich endlich entschlossen, die Abberufung Sarafanows und namentlich des Erzbischofs — behufs Wahrung der Heiligkeit seines Standes — in Petersburg persönlich zu beantragen. „Kehre heim und baue Deinen Kohl weiter,“ sagte noch zum Schluß der Rothe, und Heinrich, nachdem er diese Mittheilungen vernommen, die zu vervollständigen jeder der Anwesenden das Seinige beigetragen hatte, kehrte in der That heim ....

Der Generalgouverneur ist aus Petersburg wieder angelangt, vor dem Domainenhof und dem Palais des Erzbischofs kauern nur noch vereinzelte, scheue Gestalten und die Aufregung in der Stadt hat sich gelegt. Nur im Cabinet S. H. Eminenz ist sie auf's Höchste gestiegen. Hoch aufgerichtet an seinem Betpult steht der Prälat. Die geballte Hand ruht schwer auf dem aufgeschlagenen Kirchenvater und der schöne Kopf ist zum Fenster gewendet, durch das ein Theil der Stadt, von Abendnebeln eingehüllt, sichtbar wird.

„Verbannt!“ entringt es sich endlich der schwer kämpfenden Brust — „verbannt! und mit mir ein Mann, berufen, der Erste zu sein unter den Räthen des Thrones!... Du stolze Stadt, die Du schon so manches Erzbischofs Fall gewollt und ertrotzt hast — feiere Du Deinen Triumph. Die Saat aber ist ausgesäet — sie wird Früchte tragen!“

„Hochwürdiger Vater, ich sage Amen!“

Sarafanow war leise eingetreten.

---

An die Wolga zog Sarafanow mit Weib und Kind, an den Don pilgerte einsam der Mönch. Stadt und Land athmeten wieder auf. Dem Rathe des alten Inspectors folgend, hatte Heinrich in der Stadt ein Dutzend Männer und Weiber auf Taglohn gemiethet und bereits am nächsten Morgen nach der Arbeitseinstellung begann man mit ihnen den Roggenschnitt. Der Inspector hatte richtig calculirt. Die Bauern, da sie sahen, daß man auch ohne sie fertig werden könnte, stürzten sich auf die Städter, vertrieben sie von den Feldern und machten sich selbst an die Arbeit. Als sodann Sarafanows Absetzung bekannt wurde, da flüsterten die Bauern unter sich: „es hat also dem Herrn Kaiser nicht gefallen — danken wir Gott, daß wir nicht weiter gingen.“ Damit war das gute alte Einvernehmen mit

der Verwaltung wieder hergestellt, und als Heinrich im Winter die Rechnungsbücher abschloß, da stellte es sich heraus, daß seine Pächterin „Gottes Segen und er genug" hatte. Sein Wohnhaus war fertig, die innere Einrichtung einfach aber geschmackvoll hergestellt, und nur ein Eckzimmer, das mit einem breiten Fenster und einer Glasthür an einen Blumen- und Obstgarten stieß, war luxuriös ausgestattet. Aber das hatte weder Marie noch Frau Kainnikow zu Gesicht bekommen: sie sollten mit dem liebgewordenen kleinen Salon, der dem städtischen zum Verwechseln ähnlich sah, überrascht werden. Und wie jubelte Marie auf, als sie am Morgen nach der Doppelhochzeit — Dimitri war der Ansicht gewesen, daß der lutherische Pastor, der Heinrich mit Marie verband, auch ihn mit Emilie trauen könne — und nach einer kurzen Fahrt in ihr Daheim trat und von Heinrich in den kleinen Saal geführt wurde! Heute war kein Matwei zugegen, und sie konnte sein glückliches Gesicht schon länger zwischen ihren Händen halten und ihm mit thränengefüllten Blicken in die treuen Augen sehen....

Fünf Jahre sind seitdem vergangen. Wir schreiben 1872. Der Sohn des Präsidenten, unterstützt von einem glänzenden Stipendium, dessen Ursprung der Director des Polytechnicums nicht kennen wollte, hat das Ingenieurexamen gemacht und es glückte ihm,

gleich darauf bei einem großartigen Bauunternehmen seiner Vaterstadt angestellt zu werden. Jetzt ist er bereits seit bald einem Jahr mit Louise Hoffmann verheirathet, die das kleine Häuschen ihrer Mutter geerbt und sich mit ihrem jungen Mann sehr behaglich darin eingerichtet hat. Frau Hoffmann, die sonst gar nicht weiß, wo sie eigentlich am liebsten zu Hause ist, ob in der Stadt bei Dimitri, ob auf dem Lande bei Heinrich, zieht es in letzter Zeit doch vor, in der Nähe ihres kleinen Häuschens zu bleiben — Louisens wegen. Fünffache Großmutter ist sie bereits. Sie findet aber, daß die beiden Mädchen und der jüngste Knabe Dimitri's größere Anhänglichkeit zu ihr an den Tag legen, als Heinrichs Knabe und Mädchen, die von der jüngeren Großmama unzertrennlich sind. In der That fühlt Frau Kainnikow unter ihren Enkeln draußen sich so wohl, daß sie den Sommer über nur sehr selten das schöne Gut verläßt, das Heinrich nach eingetretener Freigebung des Güterbesitzrechts im Innern Livlands gekauft hat. Der Winter wird regelmäßig in der Stadt zugebracht, wo Frau Kainnikow aus den Einkünften des Pachtgutes ein eigenes großes Haus macht. Die Hälfte ihres Vermögens hat sie testamentarisch den Kindern Heinrichs, das Uebrige ihrem Neffen Wanja verschrieben, der zu Johannis nach Dorpat zur Universität abgegangen ist und in der Burschenwelt allge-

mein für einen reichen, aber auch sonst prächtigen Jungen gilt. Der alte Matwei ist ad patres gegangen.

„Und wie geht es Polli?"

Vortrefflich, lieber Leser, vortrefflich. Hans von Sonnen fand nach seiner Rückkehr aus dem Ural, daß Polli, die durch Musikstunden dem armen Vater die Erhaltung seiner Familie erleichterte, an Reizen womöglich nur noch zugenommen hatte. Seine Liebe zu ihr offen an den Tag legend, entdeckte er Gegenliebe und schrieb nun schleunigst an seinen Vater, den er bat nach Livland zu kommen, „da das Lebensglück Deines Sohnes davon abhängt." Der Vater kam, fand die gastlichste Aufnahme bei Kainnikows, die es nicht zugeben wollten, daß der alte Herr im Gasthause logire, und beobachtete eine Zeit lang die Dinge. Den Präsidenten hatte er nach dem ersten Besuch lieb gewonnen und über Polli erhielt Hans vorläufig noch keinen anderen Bescheid, als daß sie eine aristokratische Schönheit sei. Endlich nach einer Woche nahm er den Sohn bei Seite, küßte ihn mit Ruhe und Würde und sagte: „Du hast eine gute Wahl getroffen, mein Sohn." — Daß aber der durch „demokratische Umtriebe" in's Unglück gestürzte Präsident in diesem „gehetzten Lande" bleiben wolle, das gab der alte von Sonnen auf keinen Fall zu. „Ich bin älter als Sie," sagte er; „Sie müssen mich nun ablösen in der Oberaufsicht. Ich reise nicht früher

ab, und früher wird auch aus der Hochzeit nichts." Der Präsident gab zuletzt dem täglichen und allseitigen Drängen nach und bald zählte Livland eine alte Familie weniger. Einen Zweig ließ sie jedoch zurück im lieben heimathlichen Boden, und der kommt gut fort, und Frau Hoffmann sitzt und wacht: der erste Sproß will sich zeigen .....



Dessau: H. Neubürger's Buchdruckerei.